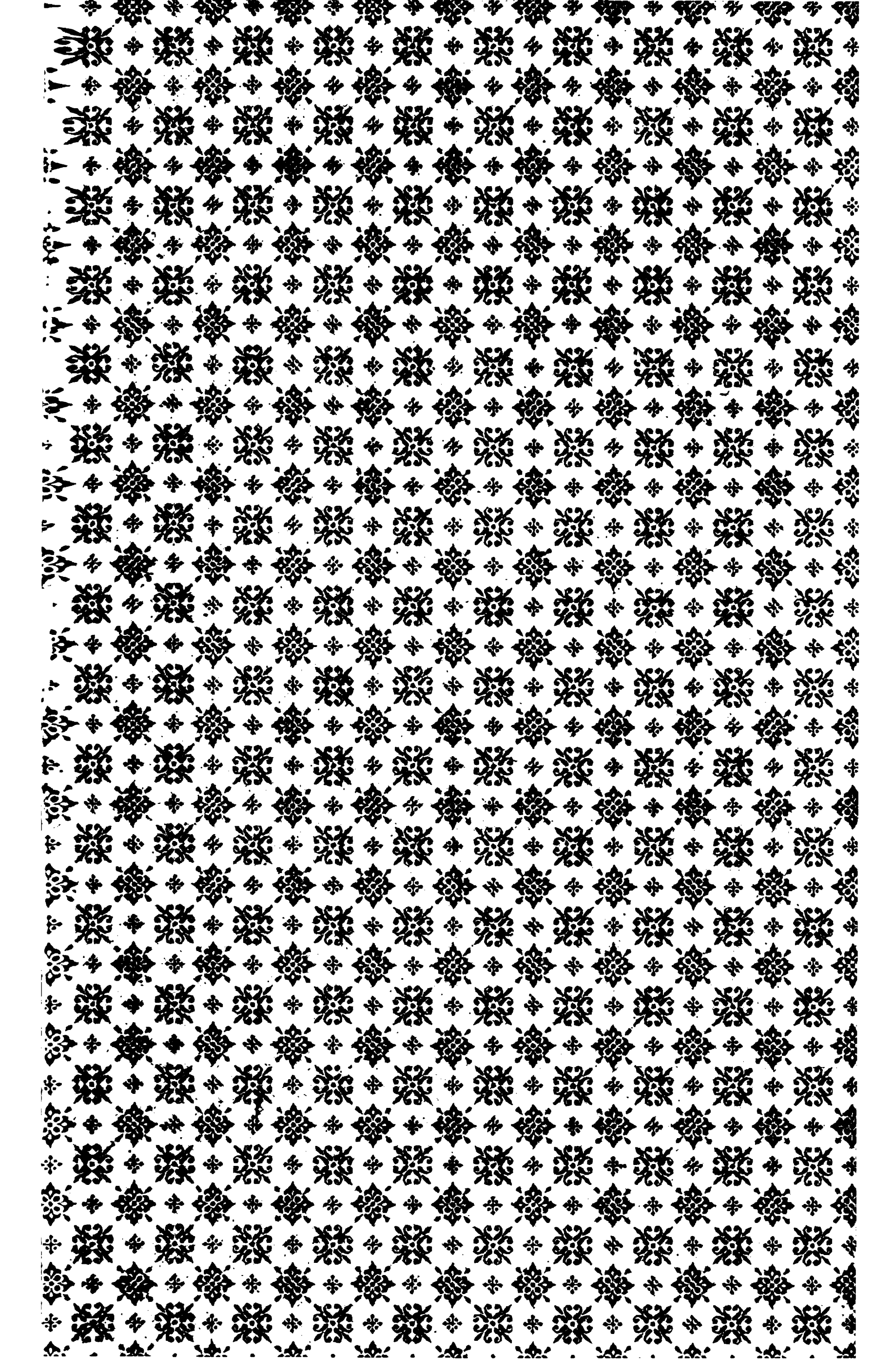



K. FRENZEL
Erinnerungen
und
Strömungen



STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES





Gesammelte Werke

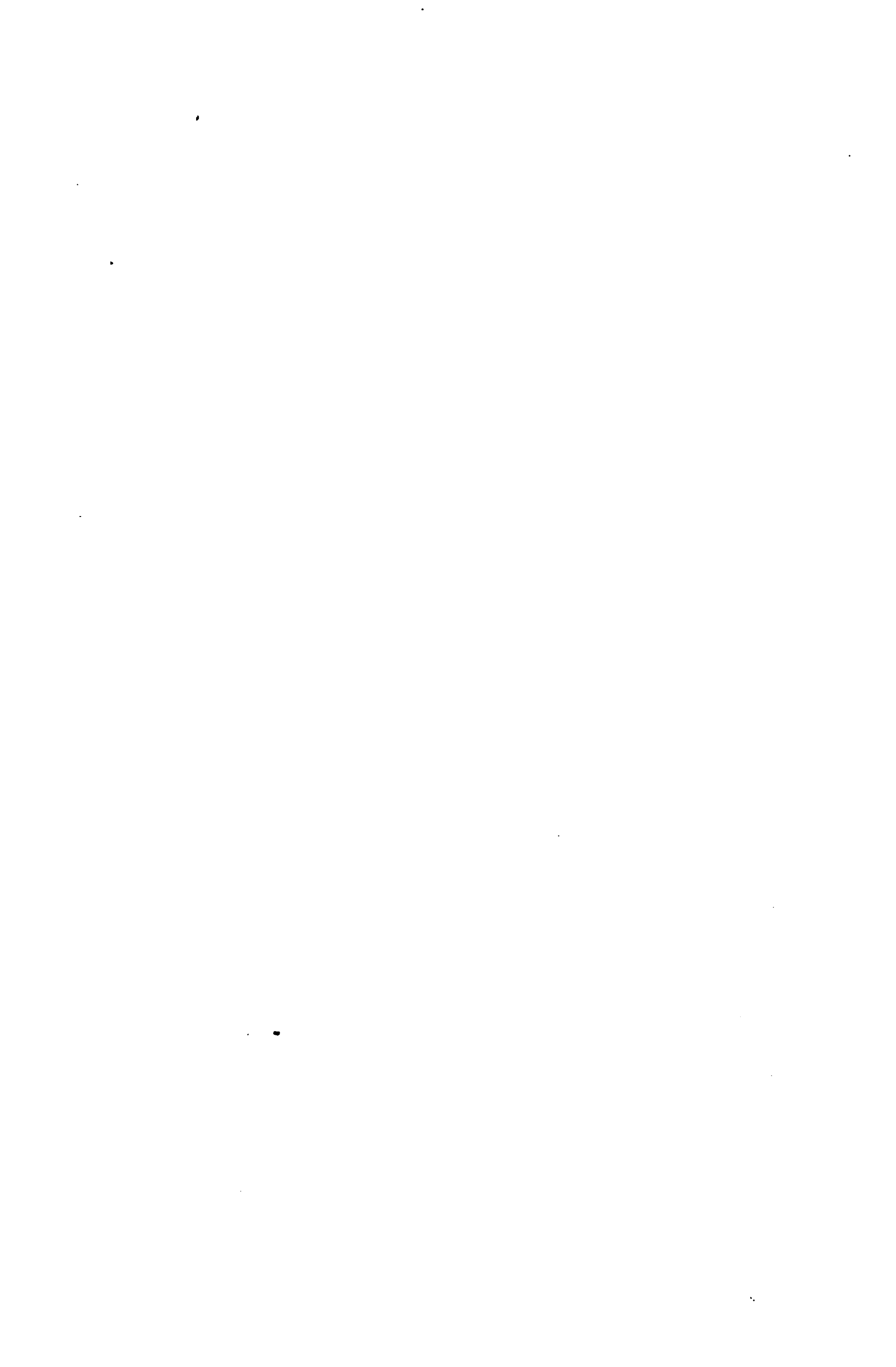
von

Karl Frenzel.

Erster Band.

Erinnerungen und Strömungen.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. R. Hofbuchhändler
1890.





Karl Franzos.

Erinnerungen

und



von

Karl Frenzel.



Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. R. Hofbuchhändler.

Inhalt.

I. Erinnerungen.

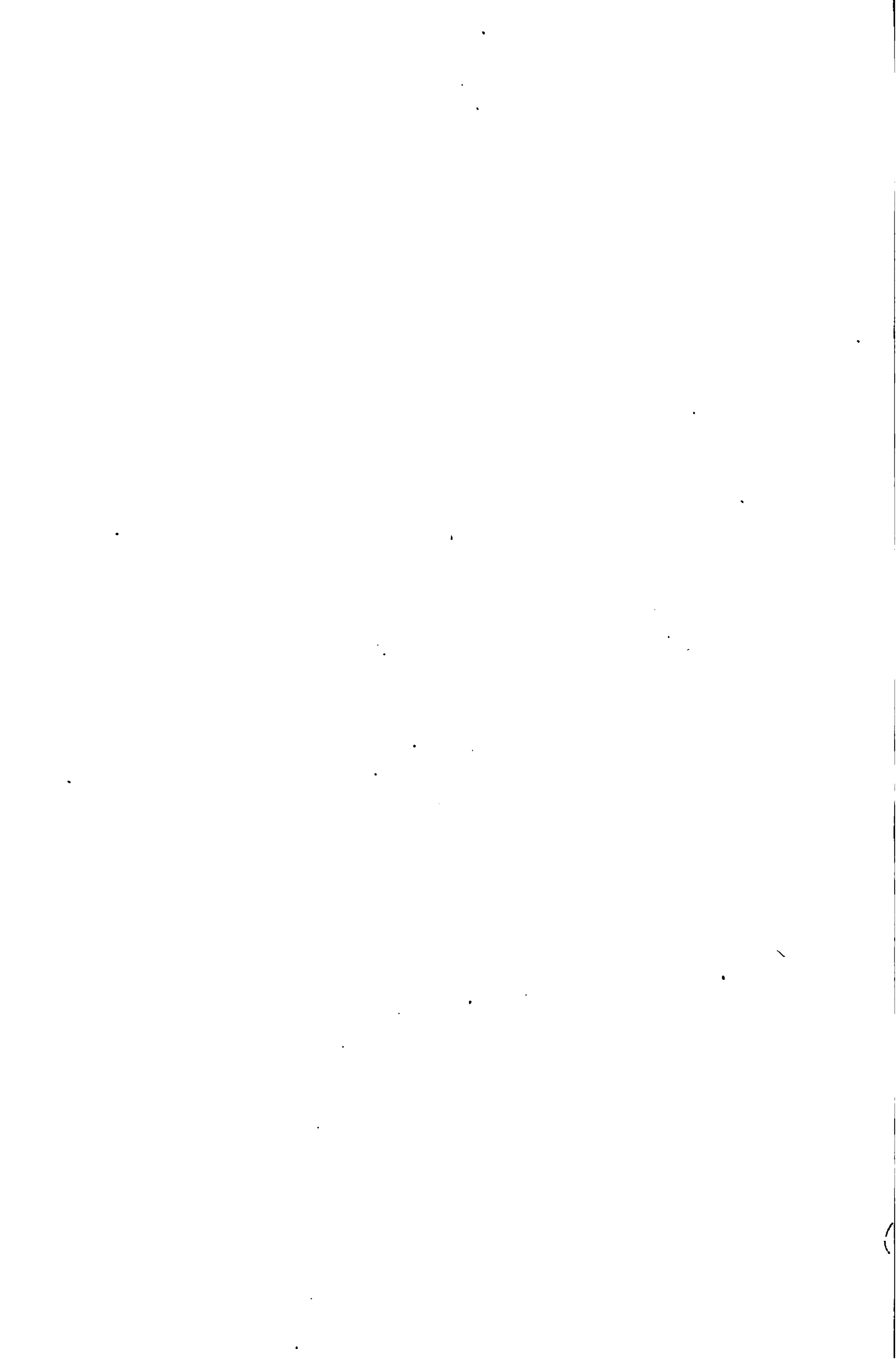
II. Strömungen. a) Litterarische.

III. Strömungen. b) Religiöse.



I.

Erinnerungen.



Wie ich in die Litteratur kam.

November 1888.

Die Jahre 1813, 1848, 1870 sind die Bildner der deutschen Volksseele und des deutschen Lebens in diesem Jahrhundert. Wer eins von ihnen als Jüngling erlebte, hat einen unzerstörbaren Eindruck von ihm empfangen. Selbst wenn er es wollte, vermöchte er aus seinem Denken und Fühlen den Stempel nicht fortzuwischen, der ihnen damals wie von einer unsichtbaren Macht aufgedrückt wurde. Zwei Monate über zwanzig Jahre war ich alt, als die Februarrevolution ausbrach. Eine unermeßliche Sehnsucht erfüllte sich damit; die Freiheit, auf die wir Alle gehofft, zu der wir Alle, jeder in seiner Sprache gebetet, war da. Wie mit einem Zauberschlage waren der Widerstand, der Stumpfsinn und die Trägheit der Welt gebrochen; wie hätten wir an das Ideal nicht glauben sollen, das ein solches Wunder verrichtet!

Nicht wie Parsifal der reine Thor mit staunenden Augen und blödem Herzen dem wundersamen Schauspiel in der Graalsburg zusieht, betrachtete ich die Ereignisse. Mit erregtem Gemüte folgte ich ihnen, denn längst hielt ich mich selbst mit dem Hochmut der Jugend für einen „Mitverschworenen der großen Zukunft". Dem mir teuersten und geistig bedeutendsten meiner Lehrer verdanke ich wie die Erweckung meines litterarischen Sinnes die Sehnsucht nach einem freien und einigen Vaterlande. Friedrich Köppen unterrichtete im

Anfang der vierziger Jahre in den oberen Klassen der Dorotheenstädtischen Realschule; aus dem alten Hause dicht gegenüber dem Ausgangsportal des Stadtbahnhofes in der Georgenstraße ist jetzt eine Gemeindeschule geworden, während das Realgymnasium einige Schritte weiter nach Osten gezogen und mit dem Werder'schen Gymnasium in einem mächtigen und stattlichen Schulpalaste vereinigt worden ist. In jenem schlichten Hause habe ich meine erste Bildung und von Friedrich Köppen, der Deutsch und Geschichte lehrte, den tiefsten Eindruck erhalten. Mit einem großen Wissen verband er die seltene Gabe eines anregenden Vortrags und die Fähigkeit, leicht und liebevoll die Individualitäten seiner Schüler zu erkennen und zu unterscheiden. An ihm war keine Spur eines Schulpedanten, keine Kleinlichkeit und keine Nörgelei. An kein Lehrbuch mit Daten und Zahlen, Namen und Sprüchen band er seinen Vortrag, sondern schöpfte ihn aus einem immer bereiten Wissen und einer angeborenen, natürlichen Beredsamkeit. Soweit es im Rahmen der Schule möglich war, machte er aus seinem Freisinn und seiner Vorurteilslosigkeit kein Hehl. Er führte uns in die Schiller'sche ideale Welt ein, er begeisterte uns für den Dichter und seinen Marquis Posa, aber er nahm auch keinen Anstand, uns das eine und das andere Blatt aus Heine's prosaischen Schriften mitzuteilen. Unvergeßlich ist mir ein Nachmittag, unmittelbar vor den Sommerferien im Jahre 1842, geblieben. Köppen las uns, um die letzte Schulstunde, wenn auch nicht nützlich, doch angenehm zu verbringen, einige Kapitel aus den Reisebildern vor — etwas aus dem Buch Le Grand, etwas aus der italienischen Reise. Ich stand wie unter einer Verzauberung und lief nach dem Schluß der Schule unter den Bäumen des Kastanienwäldchens in einer Art Verzückung auf und ab, ein phantastisches Klingen war um mich her und

hin. In jenen Ferien verschlang ich, was damals von Heine bekannt war, und die Tieck'schen Märchen und Komödien. Wenn ich ein Datum für meine litterarische Geburt angeben soll, muß ich bis auf jenen Juli 1842 zurückgehen. Damals entschied sich, mir selber natürlich unbewußt, mein Schicksal; ein Etwas, das ich noch nicht mit einem Namen bezeichnen konnte, regte sich in mir, um mich nie mehr, wie oft es auch unterdrückt wurde, zu verlassen: die Lust, zu fabulieren, zu sinnen und zu schreiben.

Höher noch als meine kleinen Talente schätzte Köppen die Anhänglichkeit, die ich ihm bewies, und meinen Lerneifer. Ein inniges Verhältnis bildete sich trotz des großen Unterschiedes der Jahre zwischen uns aus. Oft war ich in seiner Junggesellenwohnung, manchen Spaziergang machten wir zusammen. Als es auf seinen Rat entschieden wurde, daß ich trotz meiner beschränkten Verhältnisse studieren sollte, unterrichtete er mich unentgeltlich im Griechischen, um mir einen Platz in einer der oberen Klassen des Werder'schen Gymnasiums zu sichern, wohin ich, nach der Ablegung des Abiturienten-Examens in der Realschule, überging. Statt sie einzuschränken, erweiterte die neue Schule mit ihrer philologischen Zopfgelehrsamkeit unsern Umgang und unsere Beziehungen. In Köppen steckte ein Journalist, den widrige Umstände und eine gewisse Schwerfälligkeit der Feder nicht hatten lebendig werden lassen. Er hatte das Bedürfnis, sich über die politischen und litterarischen Erscheinungen des Tages auszusprechen. Bei ihm lernte ich den unbeschreiblichen Genuß kennen, ein verbotenes Buch wie Heine's Wintermärchen „Deutschland“ und Herwegh's Gedichte in der Hand zu halten. Eine alte Freundschaft verband ihn mit Bruno und Edgar Bauer, mit Ludwig Buhl und Max Stirner, und es konnte nicht fehlen, daß ein verlorenes Echo der genialisch-tollen Symposien, die

sie miteinander in Hippel's Weinstube hielten, in den Gesprächen des Lehrers mit dem Schüler zuweilen wiederklang. Wie sehr diese Einflüsse und Anregungen, die keineswegs nur nihilistischer Art waren, sondern mir eine Fülle eigentümlicher Gedanken über Geschichte und Philosophie zuführten, auch in der Zukunft mir zum Guten ausschlugen, in der Gegenwart bereiteten sie dem Sekundaner und Primaner des Werder'schen Gymnasiums, unter dem strengen und steifen Pädagogen Bonnell, manche Verlegenheit. Nur meine Geschicklichkeit in der rhythmischen Übersetzung Horazischer Oden und mein gutes Gedächtnis für Geschichtsdaten und Gesangbuchsverse bewahrten mich immer aufs neue vor dem ärgsten Zorne des kleinen, in seiner Weise vortrefflichen und gelehrten Mannes; vor dem Karzer haben sie mich freilich nicht gerettet. Und nicht als Freunde sind wir beide voneinander geschieden. Von seinem Standpunkt aus mußte er mich als einen verlorenen litterarischen Bummler betrachten. Da war es mir, als seine früheren Schüler, Freunde und Genossen im Jahre 1873 sein Dienstjubiläum festlich begingen, eine große Genugthuung, mit ihm auf die alten Zeiten anzustoßen und von ihm zu hören, daß er die Artikel, die ich während des französischen Krieges für die „National-Zeitung“ geschrieben, sich ausgeschnitten habe und als Erinnerung aufbewahre. Das Einzige, was der Litterat in mir ihm verdankt, ist die Bekanntschaft mit Schleiermacher's Schriften. In seiner Jugend war Bonnell ein eifriger Hörer und Verehrer des berühmten Predigers der Dreifaltigkeitskirche, später im Vorstand einer Schleiermacher-Stiftung, und er liebte es, in dem Religionsunterricht, den er in der Prima erteilte, von Schleiermacher zu sprechen, in einem Ton, der merkwürdig von seinem gewohnten lehrhaft trockenen Vortrag abstach.

Stärker und tiefer aber, als diese Einwirkungen der Schule,

waren die der Familie und der Umgebung auf meine litterarische Entwicklung. Zola's „milieu" ist auch für mich entscheidend gewesen. Ich bin im alten Berlin, im Schatten der Petrikirche geboren und im Schatten der Nicolaikirche aufgewachsen; mein Vater stammte aus Sachsen, meine Mutter war eine geborene Berlinerin. Schon im frühen Kindesalter verlor ich den Vater, und die Mutter mußte sich mit zwei Kindern mühsam durch das Leben schlagen. Wir lebten nicht gerade in ärmlichen, doch in engen Verhältnissen, wo jeder Groschen zweimal umgedreht werden mußte, ehe er ausgegeben werden durfte. Hilfreich mit Rat und That nahm sich ein guter Mann, der Gatte ihrer jüngeren Schwester, der Wittwe und der Kinder an. Seines Zeichens ein ehrsamer Buchbinder, in jenen Tagen wo das Handwerk auch in Berlin noch einen goldenen Boden fand, hatte der Oheim Laden und Werkstatt an der Ecke der Dorotheen- und Friedrichstraße. Die Nähe der Universität, der Akademie und des Friedrich-Wilhelm-Instituts verschaffte ihm eine gelehrte Kundschaft: Professoren, junge Ärzte, Studenten gingen in seinem Laden aus und ein. Freundlich und gesprächig, wie der Berliner sagt: mit dem Sinn für das Höhere, in seinen jüngeren Jahren ein ansehnlicher Mann, gewann er sich die Achtung und Freundschaft von Männern und Frauen, deren Lebensstellung und Bildung die seinige überragte. In treuem Gedächtnis bewahrte er die Erinnerung an die unglückliche, schöne und phantastische Charlotte Stieglitz, die, um ihren Mann durch einen ungeheuren Schmerz und Schicksalsschlag aus der Mittelmäßigkeit seines Wesens zu einem großen Dichter zu erheben, sich den Dolch in die Brust gestoßen hatte. Wiederholt war sie, Arm in Arm mit ihrem Gatten, in dem Laden des Oheims gewesen und hatte manche Stunde mit ihm verplaudert. Ihr Biograph, der jugendlich kecke Theodor Mundt, gehörte eben-

falls zu „unseren Kunden“. Diese Bekanntschaften und dieser Verkehr verbreiteten einen litterarischen Duft und Hauch in der Familie, den schon der Knabe, unbewußt, welche Luft er einatmete, begierig einsog. Die große Angelegenheit des damaligen Berlins war das Theater. Das Schauspielhaus und das Königsstädtische Theater wetteiferten miteinander um die Gunst des Publikums. Da Alles, was jetzt das Kleinbürgertum beschäftigt und seine Mußestunden in Anspruch nimmt, politische Wahlen, der Bezirksverein, das Antisemitentum, die Bierbankpolitik, in den dreißiger Jahren außerhalb seines Gesichtskreises und seiner Neigungen lag, das café chantant noch nicht erfunden war, die Volkskonzerte noch keinen festen Fuß in unserer Stadt gefaßt hatten, das Lesebedürfnis sich noch in bescheidenen Grenzen hielt, bildete das Theater mit seinem Darum und Daran von Coulissengeschichten und Schauspielereitelkeiten den Mittelpunkt des Gesprächs und des Vergnügens. Hier war die sonnige Höhe, unter der tief im Nebel der Bedürftigkeit das Alltagsleben mit seinem Einerlei von Arbeit und Sorgen lag. Und diese Höhe war selbst für die Masse der kleinen Leute nicht unerreichbar, die Eintrittspreise waren im Durchschnitt um die Hälfte, um zwei Drittel billiger als jetzt. Keine Bürgerfamilie schämte sich, im dritten Range des Schauspielhauses, im Amphitheater des Opernhauses Platz zu nehmen. Da kein Bierpalast und kein Verein den Handwerksmeistern allabendlich das Geld aus der Tasche zog, war zu dem Theaterbesuch am Sonntag meist der Thaler für Mann und Frau vorhanden. Dabei hatte man noch über das Vergnügen hinaus die für den echten alten Berliner erhebende Empfindung sich zu bilden. Weniger als jetzt legte man Gewicht auf die neuen Stücke; weit trat in der Kritik wie in der öffentlichen Meinung und dem allgemeinen Interesse der Dichter hinter

dem Schauspieler zurück. Schon der heranwachsende Knabe hörte von großen Schauspielern; Rebenstein und Krüger waren das Entzücken meiner Mutter, erst von Ludwig Devrient und dann von Seydelmann erzählte der Oheim. Der Streit, den die Frau Crelinger mit dem Fräulein Charlotte von Hagn über allerlei Rollen führte, die sie ihren Töchtern zuwenden wollte, wurde auch im Buchbinderladen der Dorotheenstraße eifrig besprochen.

Wohl wäre für unsere beschränkten Mittel ein häufiger Theaterbesuch eine Unmöglichkeit gewesen, hätte sich nicht eine freundliche Fee in der Gestalt einer alternden Jungfer eingestellt, die eine Jugendfreundin meiner Mutter war. Ihrer Geschicklichkeit im Schneidern — einer Kunst, die damals auch leichter zu erwerben war, als bei den heutigen Moden —, ihrer Anstelligkeit und ihrem guten Aussehen und feinem Betragen verdankte Minna Schrader ihre Stellung in der Garderobe der Fürstin von Liegnitz, der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelm's III. Sie wohnte in dem Prinzessinnenpalais, unter dem Dache zwar, aber in zwei geräumigen Kammern, nach der Gartenseite, und begleitete die Fürstin auf ihren Reisen und während des Sommers nach Potsdam, Charlottenburg und Schönhausen. Bis zum Tode ihrer Herrin ist die treue Dienerin in ihrem Dienste geblieben. Als zum Hofe gehörig, hatte sie ein-, auch wohl zweimal in der Woche zwei Freibillette zu dem königlichen Theater und bedachte uns freigebig damit. So blieb es für mich nicht bei dem bloßen Hören von den Wundern des Theaters; mit eigenen Augen sah ich sie, mit lauschenden Ohren und pochendem Herzen vernahm ich eine melodische Sprache mir entgegentönen, die der zwölfjährige Knabe nur halb verstand, die ihn aber um so stärker berauschte. Denn strenge hielt der Oheim darauf, daß ich, wie wir jetzt sagen würden, einzig

klassische Vorstellungen besuchte. Minna Schrader erwies sich indessen auch noch nach anderen Seiten hin als eine wohlthätige Fee. Ich durfte sie im Palais besuchen, nach Charlottenburg zu ihr hinauskommen, dort und in Schönhausen, wo die Fürstin die ersten Sommer, nach dem Tode des Königs, zubrachte, zuweilen vom Sonnabend auf den Sonntag übernachten. Blöde und schüchtern starrte ich, wie durch einen von unsichtbarer Hand aufgehobenen Vorhang, in diese fremde, prächtige Welt des Hofes hinein. Wie alle langjährigen und vertrauten Diener einer vornehmen Herrschaft fand die gute Minna ein besonderes Vergnügen daran, wenn die Gelegenheit es erlaubte, mir die Herrlichkeiten der Gemächer zu zeigen, die ihre Herrin bewohnte: sie sonnte sich in dem Abglanz, der davon auch auf sie fiel, und in der sprachlosen Verwunderung, mit der ich alles betrachtete. Einmal sind wir dabei von der Durchlaucht überrascht worden, aber ich muß mich trotz meines ersten Schrecks tapfer gehalten haben, denn ich durfte ihr etwas vordeklamieren, ein Dutzend Verse aus Schiller's „Bürgschaft“, und sie schenkte mir eine schöne Mütze. Auch den alten König hab' ich aus der Entfernung, halb hinter einer Thür verborgen, langsam am Arm der Fürstin an mir vorüberschreiten gesehen, aus der Halle in den Garten hinein, dem kleinen Theehäuschen am Ufer der Spree, unter den schattenspenden Kastanien, zu. Jetzt ist dieser Teil des Charlottenburger Parkes, rings um den erst von Friedrich Wilhelm III. an das alte Schloß angebauten Flügel, meist abgesperrt, und das kleine Theehaus wegen seiner Verfallenheit längst nicht mehr zu betreten. Wie fest, beinahe ohne mein Zuthun, sich diese Bilder auch meiner Phantasie eingeprägt haben: im Augenblick, wo ich sie erlebte, machten sie nicht entfernt den Eindruck auf mich, den die beiden großen, einsamen und melancholisch schönen Gärten von Charlotten-

burg und Schönhausen auf mich übten. In der Morgenfrühe und am späten Abend, wo sie für jeden andern geschlossen waren, konnte ich sie durchwandern: mir rauschten ihre Bäume, mir dufteten ihre Jasminbüsche. Diese Gartenpoesie that es mir an, ich wußte nicht wie und wodurch — viele Jahre nachher ist sie, gleichsam aus dem Innersten meines Gemüts wieder auftauchend, der Untergrund meiner ersten novellistischen Versuche geworden.

Liebten die Mutter und Minna das Zarte und Empfindsame auf der Bühne, so machte mich ein anderer Bekannter mit jenem Dämon vertraut, den man, nach Voltaire's Meinung, im Leibe haben muß, will man ein großer Schauspieler oder ein großer dramatischer Dichter werden. Es hat Zeiten gegeben, wo Wilhelm Zimmermann mich wie unter einem magischen Banne hielt, ich fürchtete mich vor ihm und bewunderte ihn zugleich. Wir nannten ihn alle den Doktor, obgleich ich nicht weiß, ob er diesen Titel, der seitdem freilich zu einer Art litterarischer Nickelmünze geworden ist, mit Recht verdiente, auch nicht, wie er an den Oheim gekommen war. Aber es verging kein Tag, wo er nicht im Laden erschienen wäre und Himmel und Erde zusammengeschwatzt hätte. Er mochte ein halbes Dutzend Jahre weniger als der Oheim zählen, eine problematische Existenz, ohne Beruf und Arbeit, ohne Geld und oft ohne Obdach. Die Sage, die damals mit einem echt Hoffmann'schen Gruseln durch Berlin lief, daß mancher arme Schelm in dem Leichenwagen übernachtete, der von Abends sieben Uhr bis zum Morgen unbenutzt auf dem Gendarmenmarkte in dem Winkel zwischen der französischen Kirche und dem Turm stand, war für ihn mehrmals eine leidige Wirklichkeit. Er war der Sohn eines wunderlichen Gymnasial-Direktors, aber früh von dem Vater aufgegeben und verstoßen. In unserer Gegenwart würde er mit

seiner Findigkeit, seiner Bildung und Geistesschärfe sich leicht als Journalist das Leben gefristet haben, allein um das Jahr 1840 war der Journalismus in Berlin eine brotlose Kunst. Sein natürlicher Hang zur Faulheit, sein Mangel an Stätigkeit wuchsen in der Bummelei und im Galgenhumor; wenn er durch die Übersetzung einer Dissertation in das Lateinische, das damals noch für alle akademischen Arbeiten obligatorisch war, oder durch die Durchsicht der Korrekturbogen eines gelehrten Werkes einige Thaler erworben hatte, spielte er sich auf den Krösus auf, der die Welt in der Tasche hat. Da er kein Heim hatte, so machte er diese Arbeiten in der Wohnung des Oheims, in einer kleinen Kammer, die nicht zu heizen war, Tag und Nacht schreibend, von einigen Brötchen und ein paar Tassen heißen Kaffee's lebend, da er jede festere Nahrung abwies. Seine eigentliche Leidenschaft war das Theater: eine wohlklingende Stimme, ein ungewöhnliches Nachahmungstalent befähigten ihn zum Schauspieler. Wie oft habe ich ihn ganze Szenen aus dem Repertoire Ludwig Devrient's und Seydelmann's spielen sehen. Alles was ihm, war er einmal in das Feuer geraten, unter die Hände fiel, der Kleistertopf wie die Papiersäge der Buchbinderwerkstatt, diente ihm zum Requisit, zu Dolch und Szepter; er hatte Augenblicke, wo er von einem Dämon besessen schien und mit seinen dunklen rollenden Augen, seinen lebhaften und sprechenden Bewegungen uns hinriß und erschreckte. Was davon Nachahmung, was Natur war, vermochte ich selbstverständlich nicht zu unterscheiden: wie es war, dünkte es den Knaben unnachahmlich. Durch einen Zufall kam Zimmermann aus dem wilden Gießbach, der ihn schließlich in die Tiefe gerissen haben würde, in ein ruhigeres Fahrwasser. Er wurde einer Goldschmiedswittwe in der Mohrenstraße zum Hauslehrer ihres Sohnes empfohlen, um ihn zum Abiturientenexamen

vorzubereiten. Bald gefiel er der noch lebenslustigen Frau mit seinem klugen interessanten Gesicht und seiner strömenden Rede; als der Sohn seine Prüfung bestanden hatte und zur Universität abging, heiratete der Lehrer die Mutter. Anfänglich spielte er hinter dem Ladentisch als Verkäufer von silbernen Löffeln, Messern und Gabeln eine komische Figur, der Schnitt seines Kopfes und seine Geberden erinnerten zu sehr an den Schauspieler, aber allmählig lernte er sich in die neue Rolle schicken. Aller gemeinen Sorgen war er nun ledig, er konnte alte Schulden bezahlen, hatte immer Geld im Beutel und lebte nach dem Schlusse des Geschäfts seiner Theaterleidenschaft. In einer Sonnabendnacht ließ er den Laden und das daran stoßende Hinterzimmer ausräumen und wandelte beide in eine Bühne, auf der er am Sonntagnachmittag vor einer geladenen Gesellschaft Szenen aus dem „Don Carlos“ aufführte: er selbst Don Philipp, sein Stiefsohn der Infant, mein Onkel Marquis Posa. Als die abenteuerliche Vorstellung einen leidlichen Verlauf genommen, rief er pathetisch aus: „Ich komme mir vor wie Napoleon nach einer großen Schlacht!“ Ein anderes Mal habe ich ihn als Wallenstein gesehen, draußen auf der Bühne am Weinbergsweg, vor dem Rosenthalerthore, die später als „Mutter Gräbert’s Theater“ bis in den Anfang der sechziger Jahre hinein sich des volkstümlichsten Rufes erfreute; er hatte das Theater für den Abend gemietet, seinen Mitschauspielern das Schiller’sche Drama einstudirt und spielte nun, sich einen langgehegten Wunsch erfüllend, vor seinen Freunden und Bekannten den grüblerischen Feldherrn. Von seinem Laden in der Mohrenstraße blickte er über diesen Teil des Gendarmenmarktes hinweg nach dem Eckhause der Tauben- und Charlottenstraße, wo einst „meines Vetters Eckfenster“ gewesen war; persönlich hatte er den Gespenster-Hoffmann nicht mehr gekannt, aber

in der Weinstube von Lutter und Wegner, die ihm schon wegen der Erinnerung an Ludwig Devrient eine geweihte Stätte war, genug von ihm gehört, um mit seinen Wiedererzählungen meine Einbildungskraft zu bezaubern. Wenn ich jetzt an ihn zurück denke, den längst die Erde deckt, so erscheint er mir selbst als eine Hoffmann'sche Figur, mit seinem krausen Lebenslauf, seinem glatten, ewig beweglichem Gesicht, dem unheilbaren Riß zwischen seinen Neigungen und seiner bürgerlichen Stellung.

Unter dem Druck dieser geistigen Atmosphäre war es kein Wunder, daß ich zu dichten anfing, allerlei kindische Reimereien, zwischen Heine und Freiligrath schwebend, und ein romantisches Trauerspiel: „Die Eroberung Granada's.“ Das bekannte Geschichtswerk Prescott's über Ferdinand und Isabella von Spanien hatte mich dazu begeistert. Da ich nichts mehr von ihm übrig behalten habe, als das Personenverzeichniß, so vermag ich es keiner kritischen Prüfung zu unterziehen; jedenfalls verrieth es ein gewisses Formtalent, denn in der Behandlung der Sprache und des Verses verstand Köppen, der es als einer der ersten zu lesen bekam, keinen Spaß. Nicht als der erste, denn damals, 1845, wurde neben seiner Leitung und Kritik die eines Freundes über mich mächtig, der seitdem in unserem politischen und journalistischen Leben an hervorragender Stelle gestanden hat und noch steht. Alexander Meyer besuchte mit mir das Werder'sche Gymnasium in dem Fürstenhause der Kurstraße, in dem Winkel zwischen diesem und der alten Münze: wir saßen in denselben Klassen, rückten gemeinsam vor und hatten in der Meinung unserer Lehrer dieselben Vorzüge und dieselben Fehler. Zärtlich war unsere Jugendfreundschaft nicht, aber fest und dauernd. Wir mochten gegenseitig das Gefühl haben, einander zu ergänzen; ich wenigstens empfand das Bedürfniß und das Verlangen nach

seinem Umgang, seinem Witz und seiner Ironie, wie empfindlich sie mich oft auch kränkte. Noch Jahre über unsere Studentenzeit hinaus sind wir unzertrennlich gewesen. Klar und scharfsinnig, wurzelte Alexander Meyer in der Satire, dafür fand er immer das richtige, zuweilen das schneidige Wort. Wenn ich mich nicht ganz in den Irrgarten der Phantastik verlor, so verdanke ich es seiner Kritik. Er nahm zu meinem Aerger und doch stets zu meinem Besten die Mondscheingedichte unter die naturwissenschaftliche Lupe und dämmte die dramatischen Entwürfe aus der Überflutung mit Episoden und lyrischen „schönen" Stellen in das Bett der verständigen Regel. Wohl wurden all dieser Scharfsinn und diese klugen Ratschläge an Werke verschwendet, die zuletzt doch das Licht der Welt nicht erblicken sollten, aber für meine eigene Entwickelung sind sie von unschätzbarem Wert gewesen. Einer Phantasie und Gefühlsschwelgerei, die mich in's Wesenlose zu entführen drohte, gab der Freund gerade in den Jahren, wo wir für eine Kritik am empfänglichsten und am verwundbarsten sind, einen Stoß in die Wirklichkeit. Wenn ich jetzt so oft von den jungen Leuten mir den Vorwurf machen lassen muß, ohne Leidenschaft zu sein und nichts zu wagen, so lächle ich leise für mich, da ich es besser weiß, wie es um mich bestellt war, und danke im Stillen dem guten verständigen Merck-Alexander, der mich aus der Romantik in die Natur hinüberführen half.

So überbürdet und unter der Last der Schularbeit erliegend, wie gegenwärtig die Schüler der beiden oberen Klassen der Gymnasien, waren wir damals nicht, oder wir müssen die leichtsinnigsten Taugenichtse gewesen sein. Denn trotz aller Vorbereitungen auf Plato und Tacitus, trotz der lateinischen und der deutschen Aufsätze hatten wir Zeit, zu dichten, das Theater zu besuchen und selber Komödie zu spielen. Voll

von diesen Schwärmereien, Zerstreuungen und Vergnügungen waren die Jahre 1846 und 1847 die glücklichsten und unvergeßlichsten meiner Jugend; wandelte ich doch schon als „gedruckter“ Dichter umher! Wir hatten in Berlin ein kleines Blatt mit dem anspruchsvollen Namen: „Berliner Figaro“. Gedruckt wurde es in der Adlerstraße und erschien, täuscht mich mein Gedächtnis nicht, dreimal in der Woche. Regelmäßig brachte es Theaterrezensionen, gelegentlich auch in französischer Sprache, über die Gesellschaft französischer Künstler, die bis in das Jahr 1848 in unserem Schauspielhause als comédiens du roi de Prusse Vorstellungen gaben, allerlei „Vermischtes“ und, was für mich die Hauptsache war, Gedichte. Unter dem Kriegsnamen „Carl Frey“ hatte ich dem Blatte einige Gedichte zugeschickt, in der Überzeugung, daß sie viel besser wären, als diejenigen, die ich darin gelesen hatte — und Wunder über Wunder! sie wurden gedruckt, sämtlich gedruckt. Der Lorbeer des Lyrikers konnte mir nach solchen Anfängen nicht mehr entgehen, aber mein Sinn war auf Höheres gerichtet. Zu innig war meine bisherige Entwickelung mit der Bühne und dem Schauspielertum verknüpft, als daß ich den wahren litterarischen Ruhm auf einem andern Gebiete als auf den Brettern zu suchen vermocht hätte. „Das Urbild des Tartüffe“ und „Uriel Acosta“, „Gottsched und Gellert“ und „Die Karlsschüler“, die wir sahen, die wir jetzt selber darzustellen beschlossen hatten — zwei andere Jugendfreunde, die damals auch nicht träumten, daß sie, wie ich, in der Journalistik ihren Beruf verfehlen würden, Moritz Gumbinner und Rusticus-Bauer, standen an der Spitze des verwegenen Unternehmens — „Judith“ und „Maria Magdalena“, die wir lasen, hatten uns alle in ein hitziges Theaterfieber versetzt. Je nach der Begabung, sprang in den Einen mehr der Schauspielertick, in den Andern der dichterische Trieb hervor. In dem

von Joseph Lehmann herausgegebenen „Magazin für die Litteratur des Auslandes“ hatte ich die ausführlichere Anzeige einer Schrift von Olfers „Über den Mordversuch gegen den König Joseph von Portugal am 3. September 1758“ gelesen; neuere Arbeiten französischer und portugiesischer Historiker waren zur Vergleichung herangezogen worden; Olfers' Schrift war schon im Jahre 1838 erschienen. Der Stoff schlug in die Stimmung der Zeit, eben waren die Deutsch-Katholiken und die Lichtfreunde emporgekommen, die Bekämpfung der Jesuiten, ihres Einflusses und ihrer abscheulichen Lehren, wurde von der Regierung als eine Forderung der Bildung und der Volkswohlfahrt stürmisch verlangt. Pombal nun, der gewaltthätige und entschlossene Minister eines schwachen und und gutmütigen Königs, hatte Lissabon aus dem Schrecken des Erdbebens gerettet und den Orden Jesu aus Portugal verbannt. Um dies Äußerste aufzuhalten, hatten die Jesuiten Malagrida und Mathos sich in eine Verschwörung gegen den König Joseph eingelassen und mit einigen vornehmen Herren, die der König und sein Minister beleidigt, einen Mord geplant. In einer Nacht, als der König von seiner Geliebten heimkehrte, ward auf ihn geschossen. Aber die Verwundung war nur leicht, Pombal blieb Sieger, die Jesuitenpatres wurden hingerichtet. Welch ein unmöglicher Stoff für einen jungen Menschen, wenn er ihn mit dem Realismus unserer Gegenwart hätte behandeln wollen! Bei seiner Unkenntnis der Menschen und jener Zeit, des portugiesischen Hofes und Landes! Es wäre ein thörichtes und aussichtsloses Wagstück gewesen. Aber solche Hindernisse hielten mich damals nicht auf. Ich sah nur das allgemein Menschliche des Vorgangs, wie es sich in meiner und in der Seele meiner Zeitgenossen spiegelte. Ein heroischer, freisinniger Minister im Kampf mit den Ränken der Hofleute, dem Aberglauben des Volkes, den Kabalen

einer fanatischen Priesterschaft; ein liebenswürdig leichtsinniger König, eine schöne Dame, wie die Prinzessin von Eboli, ein eifersüchtiger Ehemann von hohem Range, düstere Mönche: das waren meine Figuren. Schiller's „Don Carlos" lieh freundlich Farbe und Sprache, in einer Szene zwischen Pombal und dem Könige wiederholte sich das erste Gespräch zwischen Posa und Don Philipp. Nicht ein einziges Blatt besitze ich mehr von dem Schauspiel, kaum daß ich mich noch eines Dutzends seiner Jamben entsinne; aber ich glaube heute, wie ich damals glaubte, daß es trotz seiner geringen Originalität keine ganz verwerfliche Arbeit war. Es hatte den großen dramatischen Vorzug, daß es sich schnell hintereinander, nur drei Tage umfassend, abspielte und innerhalb der Akte keinen Dekorationswechsel eintreten ließ. Wahrscheinlich würde mir jetzt mein Held Pombal als eine schwächliche und traurige Nachahmung Posa's keine Freude bereiten, allein die Folgerichtigkeit und Schärfe in der Zeichnung des einen Jesuiten imponierten mir vielleicht, wenn auch nur als die Zeichnung eines zwanzigjährigen Menschen.

Auf die Bühne des Schauspielhauses kam mein Schauspiel nicht. Mit einem höflichen, „das Talent des Dichters" anerkennenden Schreiben erhielt ich mein Manuskript zurück, doch erwarb es mir die Freundschaft einer begabten, verständigen Schauspielerin, die ach! zu früh für die Kunst und unsere Freundschaft aus der Welt scheiden sollte. Den Namen Bertha Unzelmann las ich zum ersten Male in einer Rezension, die der lange Saß, einer aus der Hippel'schen Tafelrunde, über die Aufführung des Hebbel'schen Trauerspiels „Maria Magdalena" auf dem Leipziger Stadttheater geschrieben hatte. Mit warmem Lobe bedachte er die Darstellung der Künstlerin, die ich bald nachher in unserm Schauspielhause sah. Am 17. Mai 1847 trat sie hier als „Ba-

lentine“ in Gustav Freytag's gleichnamigem Schauspiel auf. Dichtung und Künstlerin waren uns allen neu, mein junges Herz erfüllten sie mit schwärmender Bewunderung, die sich in verzückten Versen ausströmte. Wieder war der „Berliner Figaro“ so gütig sie abzudrucken und mit einem Blumenstrauß wanderten sie zu Bertha Unzelmann. Schwerlich würden sie Gnade vor ihren Augen gefunden haben, hätte sie Gustav Freytag, der zu der Aufführung seines Stückes von Leipzig herübergekommen war, nicht gelobt. So aber vermittelten Blumen und Verse eine Bekanntschaft, die sich fester knüpfte, als ich ihr mein Schauspiel, diesen guten Wechsel auf die Unsterblichkeit, mitteilte. Bertha Unzelmann war die Tochter einer wunderschönen, vielbeliebten Berliner Schauspielerin, die in zweiter Ehe einen Beamten des Finanzministeriums Werner geheiratet hatte; ich habe sie nur in sogenannten Mütterrollen, voll Anstand, Würde und Herzlichkeit auf der Bühne kennen gelernt, ein mittleres Talent, das niemals anstieß, aber auch niemals überraschte. Ihrem zweiten Manne hatte sie mehrere Kinder geboren, und in dem Hause in der Puttkamerstraße, wo Bertha Unzelmann bei ihren Eltern wohnte, herrschte ein heiteres, geistig angeregtes Leben. Es hieß, daß Bertha Unzelmann hauptsächlich auf Antrieb ihres Stiefvaters, der ihre ungewöhnliche schauspielerische Begabung erkannt und ausgebildet, zur Bühne gegangen sei. Von der Natur indessen war sie mit äußeren Mitteln nicht allzureich ausgestattet: die Mutter war immer noch schöner als die Tochter, und wenn ihre Stimme weniger Seele hatte als die Bertha's, so war sie dafür umso voller und kräftiger. Die Tochter kämpfte beinahe beständig mit einem Halsleiden, und nur ihre Jugend und ihre Energie ermöglichten ihr die Ausübung ihrer Kunst. Denen, die sie nicht gesehen, den sanften und ruhigen Reiz ihres Spiels

beschreiben zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen: er lag ganz und gar in der Mischung von Anmut und Klugheit, von wägendem Verstande und verhaltener Leidenschaft. Was sie that und sagte, im Hause wie auf der Bühne, war immer angemessen und liebenswürdig, immer durchleuchtet von dem Schimmer einer edlen Seele, immer nachzitternd von dem Schlage eines feurigen Herzens, aber bis zur hinreißenden Wirkung auf die Masse des Publikums reichte die Kraft doch nicht aus und auch nicht die Erscheinung. Schlank und blond, mit schwermütigen Augen, hatte Bertha Unzelmann ein fein geschnittenes Gesicht, aber keins, das sich in der Beleuchtung der Bühne siegreich behauptet und den Zuschauern eingeprägt. „Ein Adler in einem Gazekäfig" — so, wie Voltaire Frau von Epinay genannt hat, schwebt sie mir jetzt vor. Der Geist und das Herz waren zu groß und zu mächtig für die dünne leibliche Hülle. Schon im Jahre 1849 verließ sie mit ihrem Verlobten, dem bekannten Heldenspieler Joseph Wagner, die Berliner Bühne: verheiratet haben beide einige Jahre zusammen im Burgtheater zu Wien gespielt; sie, soviel ich später erfahren, ohne lebendigeren Erfolg, bald von der tückischen Krankheit aus ihrer Kunst herausgedrängt. 1858 ist sie gestorben, klanglos beinahe, Titus Ulrich und ich haben ihr damals einen kurzen Nachruf gewidmet, aber im Reiche Melpomenens hat sie keine leuchtende Spur hinterlassen.

Eine desto leuchtendere in meiner Erinnerung. Wenn ich durch die stille Puttkamerstraße an dem Hause vorübergehe, wo sie gewohnt hat, mache ich heimlich das Zeichen des Segnens nach dem Fenster hinauf, wo wir so oft nebeneinander gestanden. Wie könnt' ich den stillen Einfluß ihrer edlen Weiblichkeit, ihrer holden Sinnigkeit auf mein Gemüt und meine Bildung jemals vergessen, die vielfachen und doch

nicht in Worten auszudrückenden Anregungen, die Erziehung zum Guten und Schönen! Jahre lang, nachdem wir durch ihre Verheiratung und ihre Entfernung nach Wien auseinander gekommen waren, ist sie mir etwas wie jene heilige Agathe in der Bildergalerie zu Bologna geblieben, vor der sich Goethe gelobte, seine Iphigenie nichts sagen zu lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte. Ein letzter Nachklang von ihr lebt in der Heldin meines ersten Romans „Vanitas", den ich 1860 geschrieben: Diana am Klavier ist sie, den Namen Diana borgte sie von Walter Scott's Diana Vernon, meinem Lieblinge von frühester Jugend her. Sie hat mir während unsers Verkehrs zwei Bücher in die Hand gegeben, ohne die ich vielleicht doch, trotzdem Anlage und Schicksal mich darauf hinwiesen, kein Schriftsteller geworden wäre: Stifter's „Studien" und Titus Ulrich's „Hohes Lied". Die Naturschilderungen meiner ganzen ersten Periode stehen im Banne Stifter's: ich sah mit seinen Augen, ich hörte mit seinem Ohr. Tieck's Waldeinsamkeit und mondbeglänzte Zaubernacht, die zu finden mein Gemüt mich in den Tiergarten auf einsamen Wanderungen hinaustrieb, waren im „Hochwald", in der „Narrenburg" gleichsam aus dem Verschwimmenden und Dämmernden der bloßen Vorstellung in eine bestimmte Landschaft mit den verschiedensten Zügen und Einzelheiten der Wirklichkeit hinübergerettet. Mich entzückte ebensosehr die Feinheit und Genauigkeit der Stifter'schen Detailmalerei, wie ihr farbiger Glanz; seine Kenntnis der Bäume und Gräser, der Vögel und Insekten, der Blumen und der Sterne ebensosehr, wie die Sinnigkeit seiner Naturbetrachtung. Völlige Herrschaft indessen gewannen die „Studien" erst einige Jahre später über mich, als ich in der Dresdener Galerie die Meisterwerke Ruysdael's und Everdingen's und draußen im Freien, in den Thälern, Schluchten

und Bergen der sächsischen Schweiz, in dem breiten Strome eine stolzere und mannigfaltigere Landschaft kennen lernte und nun Bild, Schilderung und Wirklichkeit im harmonischen Zusammenklang für mich in eins verschmolzen.

Zunächst übte das „Hohe Lied“ die stürmischere Wirkung. In gedankenreichen, wohllautenden Versen atmeten hier Wunsch und Sehnsucht nach der idealischen Freiheit. Aus den Irrungen und Trübungen des Lebens, aus dem Labyrinth der Philosophie, aus der Verzweiflung des Herzens erhob sich die Hoffnung auf die Zukunft, das unverjährbare und unverlierbare Recht des Menschen auf Freiheit und Selbstbestimmung als leuchtendes Gestirn: „Hoch, flattre hoch mein Banner! Sei's einem Heer zur Schlacht, sei's einem Pilgerzuge durch's letzte Grau der Nacht! In's heil'ge Land! Ob fern auch, fern hinter Berg und Thal — dort glänzt der großen Zukunft alleinziges Ideal!“ Gewiß — es giebt nichts Unwirklicheres als dieses „heilige Land“, als diese Begeisterung in's Blaue hinein, es ist die Wunderblume, die Heinrich von Ofterdingen suchte, hier mit dem Namen Freiheit getauft; aber wir Achtundvierziger sind aus dieser für Real-Politiker und Real-Dichter gegenstandslosen Schwärmerei und Sehnsucht hervorgegangen, und bis zuletzt werden diese Verse meines Lebens und Strebens Inhalt in einem verklärten Ausdruck, wenigstens für mich, zusammenfassen. Persönlich bin ich damals Titus Ulrich nicht nahe getreten, allein im Geiste war ich sein eifrigster Jünger. Eine ganze Anzahl Gedichte schrieb ich frei nach dem „Hohen Liede“ und berauschte mich und die Freunde an ihrem „Tiefsinn“ und ihrem Trompetenklang. Später, als sie längst in Flammen aufgegangen waren, kam ich einmal mit Karl Gutzkow in ein Gespräch über unsere damals neueste Lyrik: Amaranth, Was sich der Wald erzählt — und wie die andern Marzi-

pangedichte, die auf keinem Geburtstag- oder Weihnachtstische fehlen durften, hießen. Vereint machten wir uns darüber lustig, und er entwarf in scharfen Zügen ein Bild der lyrischen Poesie, wie sie in unserm Zeitalter sein sollte: nicht Gefühlständelei und Wortgeklimper, sondern Geistes- und Gedankendichtung, so daß ich an meine Nachahmungen Titus Ulrich's gedachte und eins meiner Gedichte, das mir noch im Gedächtnis geblieben war, recitierte. „Von Dir?" fragte Gutzkow und strich sich mit zwinkernden Augen den Bart. „Gedankenvoll ist es schon, aber noch mehr langweilig. Schreib' Du Prosa, da klingt alles bei Dir noch einmal so natürlich.". Seitdem hab' ich es endgiltig aufgegeben, in die Lyrik hineinzupfuschen.

In diesem Verkehr, über diesen Studien und Versuchen, die alle von dem nächsten Ziele, dem Abiturienten-Examen, absahen und in die Dichtung hineintrachteten, brach das tolle Jahr an. Nicht nur die Natur, auch die Menschheit weckte jener Frühling aus einem langen Winterschlafe. Eine allgemeine Erneuerung stand bevor: der Staaten, der Sitten, der Künste. Lebhafter floß das Blut auch des Trägsten, wie in einem Rausch zogen alle die Straßen auf und ab. Selbst die, welche die Bewegung im Innersten verabscheuten, wurden wie der König Friedrich Wilhelm IV. von ihrer unwiderstehlichen Strömung in den ersten Tagen mit fortgerissen; sie gaben es auf, sie zu bändigen, und die Ehrgeizigen unter ihnen strebten danach, sich an ihre Spitze zu stellen. Schöner, als wir sie uns ausgemalt, war die Freiheit aus den Rauch- und Feuerwolken einer blutigen, aber kampffrohen und todesmutigen Nacht hervorgetreten an einem strahlenden Sonntagmorgen, alle bekannten sich zu ihr, niemand weigerte ihr die Huldigung. Im Schauspielhause erschienen die königlichen Schauspieler, als sie am Dienstag den 21. März „Nathan

den Weisen" aufführten, mit schwarzrotgoldenen Kokarden an ihren Gewändern. Aus ihrer Werkstatt und ihren Läden stiegen die Kleinbürger, von unseren Büchern, aus den engen Schulzimmern wir Jungen auf die Straße hinaus. Kranzler's Ecke, die Volksversammlungen, die Rottierungen erst im Kastanienwäldchen vor der Singakademie und dann auf dem Gendarmenmarkte bei der deutschen Kirche vor dem Schauspielhause — den beiden Häusern, in denen nacheinander die National-Versammlung tagte — der politische Klub in jenen Räumen, die jetzt nach seltsamen Wandlungen das Konzerthaus in der Leipzigerstraße geworden sind — wurden auch für mein Leben bestimmende Momente. Was wir Jünglinge im letzten Grunde verlangten? Wer von uns hätte darauf antworten oder gar ein radikales Programm darüber aufstellen können! Wir wollten Alles und Nichts, eine neue Welt, ein goldenes Zeitalter. Ein konstitutionelles Königtum, eine deutsche Republik, die gemütliche Anarchie, Demokratie, freie Liebe und Proudhon's „Eigentum ist Diebstahl" — wir hörten all die Schlagworte der Zeit, aber ich möchte nicht behaupten, daß wir mit einem einzigen eine klare Vorstellung verbunden, daß wir uns auf ein einziges eingeschworen hätten. Ihr Zusammenklang wirkte bacchantisch auf uns, etwas Namenloses und Zielloses war in der Jugend und in den Massen entfesselt worden und tobte sich mit elementarer Gewalt aus. Gerade der Mangel jedes zweckbewußten politischen Gedankens und jedes Strebertums macht die Bewegung jener Frühlings- und Sommertage für mich heute noch so unbeschreiblich schön und töricht. Zu nichts Besserem als zu einem herrlichen Feuerwerke wurde eine unermeßliche Kraft verpufft. Diejenigen, die es nicht gesehen haben, mögen mit Recht gegen die großen Kinder eifern, die ein Vermögen in Raketen, Schwärmern und Leuchtkugeln verknallten; für uns aber, die

wir nicht nur Zuschauer, sondern Mitspieler dabei waren, hat es nie wieder ein ähnliches Schauspiel, einen ähnlichen Himmelsflug zum Ideal gegeben. Wie hätte ein Dichter, und als solcher fühlte ich mich zweifelsohne, diesen Sturm und Drang, ohne ihn im Gedicht festzuhalten, vorüberbrausen lassen können! Lyrisch-epische Gedichte, bald an Barbarossa im Kyffhäuser, bald an Thomas Münzer und den Bauernkrieg anknüpfend, entstanden; heute wurde die rote Fahne und morgen Catilina's Tod besungen. Der leidenschaftlich schwüle Hauch, der mich aus Louise Aston's „Wilde Rosen" angeweht — Rosen, so glühend und so abenteuerlich, wie sie kein deutscher Frühling wieder gezeitigt hat — ließ auch in meiner Phantasie seltsame Knospen aufspringen, die eine und die andere entfalteten sich in ihrer ganzen Pracht und Tollheit im „Figaro", der für mich so gefällig war, wie nur je der echte Figaro für den Grafen Almaviva. Leider weiß ich bis auf den heutigen Tag nicht, ob er meine Gedichte druckte, weil sie ihm so bedeutend erschienen wie mir, oder weil sie ihm nichts kosteten. Als erfahrener und längst entnüchterter Journalist glaube ich das letzte; sie waren meist sechs Fuß lang und füllten eine größere Grube, als die kleinen Notizen, die er sich mühsam zusammensuchen mußte. Auch ein Drama ward in wenigen Wochen geschrieben; lebten und handelten wir doch alle wie im Fieber, ging doch unser Puls noch einmal so schnell wie früher! Der Titel zeigt schon seinen Inhalt an: „Wappen und Gold" hieß es und spielte in einem phantastischen italienischen Herzogtume. Es war in Prosa geschrieben, wieder straff und knapp geordnet, das Zeitmaß weniger Tage nicht überschreitend, schärfer und lebendiger in der Charakteristik als „Pombal", mit einer bedeutsam hervorspringenden Frauengestalt, einer Sängerin, die natürlich für Bertha Unzelmann bestimmt war, aber unwahrscheinlich in

seiner Fabel und zu rhetorisch in seiner Sprache. Den Freunden freilich gefiel sie, und aus dem Gesichtswinkel der polischen Romantik betrachtet, mochte sich das Ganze stattlich ausnehmen; ob es das Licht der Lampen ertragen hätte? Diese Frage zu stellen, ersparte mir vermutlich ein freundliches Geschick.

Während mir die heiß bestürmte Pforte des Theaters verschlossen blieb, öffnete sich mir die des Journalismus beinahe ohne Anklopfen. Im Herbst des tollen Jahres gehörte ich zu den Mitbegründern einer Zeitung. Unter den Frauen, die den demokratischen Klub besuchten, rote Federn an den Hüten, befand sich auch Louise Aston. Sie war aus Schleswig-Holstein bei der Auflösung der Freischaren, die Wrangel als ein Hindernis seiner Kriegführung bezeichnete, nach Berlin gekommen. Wer mich ihr vorstellte und bei welcher Gelegenheit, ist meinem Gedächtnis entschwunden; es war im September 1848. Wir sind rasch gute Kameraden geworden. Sie war eine auffallend schöne Erscheinung, feingliedrig, mit dem lieblichsten Munde, mit dunkelbraunen Haaren und dunklen Augen, die zwischen Melancholie und Lust hinschmachteten, aus Sinnlichkeit und Diakonissentum gemischt. Sie hat bekanntlich später einen Arzt geheiratet, und während des Krimkrieges wurde erzählt, daß sie sich in den russischen Lazareten als hilfreiche Krankenpflegerin bewährt habe. Möglich, daß es nur Sage war, aber sie war aus dem Wesen Louisens heraus erfunden. Darin täuschte sie den Bewunderer ihrer Gedichte nicht, daß sie leidenschaftlich und waghalsig wie diese, immer im Feuer und zu jedem Abenteuer geneigt war. Tief und reich war ihre Unterhaltung nicht, der Kreis ihrer Bildung beschränkt, allein ihre sprühende Lebhaftigkeit, das Gefunkel ihrer ganzen Persönlichkeit verhüllte alle Mängel und entzückte mich stets von Neuem. Sie wohnte in dem

engbrüstigen Hause der Französischen Straße, das die Nummer 22 trägt und heute wie damals im hohen Erdgeschoß die berühmte Hase'sche Weißbierstube enthält, im zweiten Stock, in niedrigen, für eine emanzipierte Dame lauschig und behaglich eingerichteten Zimmern. Hier ist „Der Freischärler" gegründet worden, kurz vor dem Einzug der Truppen in Berlin und der Verbannung der Nationalversammlung nach Brandenburg. Hirsemenzel, der später in der Advokatur der Hauptstadt eine Rolle spielen sollte, und ich waren die Taufpaten und die Hauptmitarbeiter des „roten" Blattes. Noch unter dem Belagerungszustande habe ich zwei freche Artikel, Revolutionslyrik in Prosa, dafür geschrieben; aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie Niemand, außer uns Dreien — Louisen, Hirsemenzel und mir — gelesen, denn Abonnenten hatten wir schwerlich. Auf einen Wink der Polizei verließ Louise Aston um die Mitte des November Berlin, und ich habe sie nur noch einmal auf eine flüchtige Stunde im März 1849, als sie heimlich in die Hauptstadt gekommen war, wieder gesehen. Lange habe ich eine Locke ihres braunen Haares, die sie mir damals, wo wir ahnungsvoll Abschied auf immer nahmen, schenkte, in treuem Gedenken bewahrt; jetzt finde ich sie nicht mehr, so wenig wie ein Blatt von dem „Freischärler" und ihren „Wilden Rosen". Ach, wie so bald verlieren sich Locken und Bänder, Veilchen und Liebesbriefe und mit ihnen Jugend und Hoffnung, Freiheit und Ruhm! Aber auf der anderen Seite ist es gut, daß die Blüte verweht, wenn ihr Duft dahin ist.

Das Jahr 1849 war für uns alle ein furchtbarer Himmelssturz: Ungarn lag gebändigt am Boden, in Dresden, in Baden und in der Pfalz wurde der Aufstand mit geringer Mühe niedergeworfen, die Italiener hatten die Schlacht bei Novara verloren, im Elysée-Palast zu Paris setzte sich Louis

Napoleon als Präsident fest, eine dumpfe schwere Wolke, die zehn Jahre auf uns lasten sollte, lagerte sich über Deutschland. Auf einer großen Landpartie begrub die liberale Partei in Berlin ihre Hoffnungen. Nach der Auflösung der zweiten Kammer und der Ablehnung der deutschen Kaiserkrone, im Ausgang des April, hatten die Liberalen beschlossen, sich nicht mehr bei den Neuwahlen zu beteiligen, und am Wahltage zogen sie in dichten Scharen zu allen Thoren hinaus. Wir aus der Friedrichstraße nach den Pichelsbergen, im rechten Galgenhumor. Die wildesten Reden wurden draußen unter den Kiefern gehalten und auf den Untergang der schnöden Welt unzählige Bierseidel geleert, aber uns allen war trübe um's Herz. Gar viele mochten mit mir in dem allgemeinen Himmelssturz den eigenen schmerzlich empfinden. Was hatte mir all' mein Ringen und Dichten genutzt? Drei Schauspiele, Hunderte von Gedichten in allen Tonarten — welcher Aufwand von Mühe, Arbeit und schlaflos hingebrachten Nächten, und wozu, wofür? Jeder, der diese Sachen gelesen, unbestochene, strenge Beurteiler, wie wohlwollende Freunde, hatte Feuer, Kraft und Talent darin entdeckt; allein keine Bühne zeigte sich bereit, meine Stücke aufzuführen, kein Buchhändler, meine Gedichte in einem stattlichen Bande herauszugeben. Schmählich waren meine Aussichten auf Dichterruhm und Dichtersold betrogen worden, und unter dem Druck dieses Mißerfolges erschien mir mein ganzes Treiben und Streben nichtig und kindisch. Ich trat in das Alter, wo man sich zu fragen pflegt: Was soll aus dir werden? Welche Zukunft schwebt dir vor? Bei meiner Mittellosigkeit konnte mir die Wahl nicht schwer fallen. Zu einem Theologen hatte ich keinen Tropfen Blut in meinen Adern, so blieb mir der Lehrerstand als die einzige Möglichkeit einer geordneten und gebildeten Existenz. Mit einem Eifer, als hätte ich ein Unrecht gegen die Wissenschaft

zu sühnen, stürzte ich mich in die Studien. Ich versäumte kein Kollegium, ich war der fleißigste Besucher des Lesesaales in der Bibliothek. Spärlich floß die Quelle der Dichtung, es war, als hätte der aufgewirbelte Staub schweinslederner Folianten sie getrübt und eingetrocknet. Geschichte und Philosophie standen im Mittelpunkt meiner Arbeiten, Ranke und der früh verstorbene Guhl, dem wir das lehrreiche, anregende und zugleich unterhaltende Buch „Künstlerbriefe“ verdanken, Hotho und Werder wurden meine Lehrer und unwillkürlich meine Vorbilder. Nicht bloß die Dichtung führte also auf den Parnaß, wie ich bisher geglaubt, auch die Wissenschaft leitete zu seinem Gipfel empor. Ich machte etwas wie die Umkehr Schiller's durch. Aus einem Dichter wollte ich ein Historiker werden. In seiner Vollkraft strömte damals Ranke gleichsam von Ideen, Einfällen und Anregungen über; man konnte nicht zu seinen Füßen sitzen, ohne von einem Hauche seines Geistes berührt, von seinem Glanze umschimmert zu werden; nicht in seinen Büchern lesen, ohne ein Zucken im eigenen Herzen zu empfinden. Diese ernsten und herben Freuden der Wissenschaft waren übrigens die einzigen, die ich während meiner Studentenzeit genoß. Um eine andere Universität als die Berliner zu besuchen, war ich zu arm; durch mühseliges Erteilen von Privatstunden erwarb ich mir über das Notwendige hinaus ein kleines Taschengeld, um nicht völlig auf den Besuch des Theaters und der Spargnapani'schen Konditorei unter den Linden verzichten zu müssen. Über der Stadt, jede freiere Regung unterdrückend, schaltete die Pascha-Willkür Hinckeldey's, alle Schichten des Volkes zersetzte das nichtswürdige Denunziantentum, frech erhobenen Hauptes schritt es in den Hallen der Universität umher. Wohl hatte ich Freunde und erlebte manch kleines Abenteuer und manchen lustigen Abend, aber im Vergleich zu den Entzückungen der

vergangenen Jahre dünkten sie mich farblos und duftlos. Noch einmal wagte es der Poet in mir, den harten Druck und die noch bitterer empfundene Nüchternheit meiner Lage abzuschütteln. Heinrich Laube, der eben ernannte neue Direktor des Burgtheaters in Wien, hatte bald nach dem Antritt seiner Stellung im Jahre 1850 ein Preisausschreiben für das beste Lustspiel erlassen. Auch ich beteiligte mich bei dem Wettkampf. Die Handlung der Komödie „Wie im goldenen Zeitalter" war nicht ungeschickt erfunden, nur daß sie nicht in irgend einer Wirklichkeit, sondern in einem Operettenreiche spielte; die Figuren hoben sich nicht übel von einander ab, doch waren sie viel zu einseitig auf das Symbolische gestimmt, um als echte humoristische Charaktere wirken zu können. Die Absicht ging dahin, die sich bekämpfenden politischen und gesellschaftlichen Mächte am Vorabend der großen Revolution in freier Phantastik — halb unbewußt mochten mir die Tieck'schen Märchenkomödien vorschweben — zu schildern. Daß die Preisrichter über das wunderliche Werk, so bühnengemäß es sich äußerlich stellte, ohne Verwandlungen und ohne Zeitsprünge, den Kopf geschüttelt haben, begreife ich vollkommen; allein ihr Beschluß, es nicht einmal einer ehrenvollen Erwähnung zu würdigen, war für mich der Tropfen, der den Becher meines Unmuts und meiner Kümmernisse überlaufen ließ. An einem Winterabende des Jahres 1851 verbrannte ich meine sämtlichen Manuskripte; nur weniges, was zufällig im Besitz der Freunde war, wurde gerettet und ist wieder zu mir zurückgekehrt, ein oder zwei Dutzend Gedichte und das „tiefsinnige" Trauerspiel „Wappen und Gold". Merkwürdig, daß diese beiden Gegensätze noch heute sich bekämpfend die Welt regieren; keiner von uns hätte in der Maienblüthe von 1848 dem „Wappen" eine solche Widerstandskraft und Lebenszähigkeit zugetraut.

So war es denn entschieden und den Musen der Abschied gegeben. Ohne rechts oder links zu blicken, büffelte ich zwei Jahre, bestand das Doktor- und das Oberlehrer-Examen und absolvierte mein Probejahr auf derselben Dorotheenstädtischen und Friedrichstädtischen Realschule, von der ich ausgegangen war, unter dem Direktorat des alten Krech. Täglich begegnete ich auf den Treppen und in den Korridoren des Schulgebäudes dem verehrten Lehrer und Freunde Köppen, als Leid- und Schicksalsgenossen drückten wir uns die Hände — mit einem Druck, in dem sich die völlige Enttäuschung und die hoffnungslose Entsagung aussprachen. Dahin war der Geist und die Freiheit, das Phlegma und die Philisterhaftigkeit waren geblieben. Aller Politik und Revolutionsschwärmerei müde, hatte sich Köppen den Buddhistischen Studien zugewandt und trieb sie mit dem Eifer und der Geheimniskrämerei eines Alchimisten. Erst bei dem Erscheinen seines Buches „Die Religion des Buddha und ihre Entstehung“, im Jahre 1857 erfuhr ich, was ihn so andauernd und so mächtig beschäftigt hatte. Durch die neueren, immer fortschreitenden Forschungen und noch mehr durch das Meisterwerk Hermann Oldenberg's „Buddha“ ist Köppen's Schrift in den Schatten gedrängt worden; um auf ein größeres Publikum zu wirken, fehlte ihr die Leichtigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung. Aber er geizte nicht nach litterarischem Ruhme; er suchte in dem Buddhismus eine Art Trost und Beruhigung für die Enttäuschungen des Lebens, etwas wie ein letztes Asyl des freien Geistes gegen die Muckerei der Reaktion. Daß aus dem Atheismus und Nihilismus des Buddha sich die formen-, gebet- und heiligenreichste Religion entwickelt hat, reizte eben so sehr seine Phantasie wie seine Ironie: ein Mann, der die Menschheit von den Göttern befreien wollte, endete damit, selber für Hunderte von Millionen zum Gott zu werden. Ich

habe stets gedacht, daß er mich damals 1853 für zu jung gehalten hat, um die Weihe dieser Mysterien zu empfangen: einem andern Manne war es bestimmt, meinem Leben damals die entscheidende Wendung zu geben.

In demselben Hause mit mir, in der Friedrichstraße, wohnte die Buchhändlerfamilie Simon: eine Wittwe, eine liebenswürdige, gute und heitere Frau, mit vier Kindern. Ihr verstorbener Mann hatte mit dem bekannten Antiquar Asher, der dem Brittischen Museum so manchen seiner bibliographischen Schätze verschafft hat, die noch heute bestehende angesehene Buchhandlung A. Asher u. C. unter den Linden begründet. In inniger Anhänglichkeit schloß sich der älteste Sohn Heinrich an mich an. Er war Buchhändlergehilfe, und unser Gespräch drehte sich oft genug um die neuesten Erscheinungen, um den Inhalt der litterarischen und belletristischen Zeitschriften. Zwei von ihnen gefielen uns besonders: Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd" und das „Bremer Sonntagsblatt". Eine hingeworfene Äußerung Heinrich's: warum ch denn nie etwas für diese Blätter schriebe, ermutigte mich zu einem Versuche. Aus dem Kreise historischer Dinge, mit denen ich von meiner Doktordissertation — „über die ersten Geschichtschreiber der sizilianischen Vesper" — hervertraut war, entnahm ich die Stoffe zu einigen kleinen Skizzen, über Manfred's Tod bei Benevent, über eine merkwürdige Frau Macalda von Lentini, die in dem sizilischen Aufstand eine Rolle gespielt, und schickte sie ohne große Erwartungen den Redaktionen zu. Beide antworteten umgehend und drückten den Wunsch nach weiteren Mitteilungen aus, Gutzkow in einem Briefe, der mir die Röte des Stolzes in die Wangen trieb. Es war im Sommer 1853, daß ich in einem so bescheidenen Aufzuge in die deutsche Litteratur eintrat, nicht als strahlender vielumjubelter Dichter, sondern als Hand-

werksbursche des Journalismus, der die Spuren einer mühseligen Wanderung innen und außen trug.

Neue Sendungen erfuhren dieselbe freundliche Aufnahme, mit Gutzkow knüpfte sich ein lebhafterer Briefwechsel an. Als er im März des Jahres 1854 eine Woche in Berlin zubrachte, sprach ich ihn zum erstenmale. Er wohnte im Hotel de Rome. Ein Mann in der Kraft des Lebens, von gedrungener Gestalt, an jenem Tage mit einem geistvollen Lächeln und einem Schimmer des Glückes auf den scharfgeschnittenen Gesichtszügen, die Augen graublau, durchdringend, der Kopf von dichtem Blondhaar umgeben, energischen Ganges, in lebhafter Rede, trat er mir entgegen. Daß er etwas auf sich hielt und das Bewußtsein seiner Bedeutung und seines Ruhmes hatte, zog mich im ersten Augenblick an: ich habe die Leisetreter nie leiden mögen, die immer darauf warten, daß der Andere sich in Huldigungen erschöpfe. Gutzkow war, trotz einer leisen Neigung zum Schauspielerischen in seiner Kleidung, Haltung und Geberde, ein ganzer Mann, der Achtung einflößte, nicht nur für sich, sondern auch für seinen Beruf. Ich wußte, aus welchen kleinbürgerlichen Verhältnissen er hervorgegangen war — mit Auerbach hätte ich sagen können, daß in der Dorotheenstraße die Sage von Gutzkow ging; was er erreicht hatte, sollte es mir zu erklimmen und zu erobern unmöglich sein? Ob der Gedanke, der mich durchzuckte, in meinen Reden einen verschleierten Ausdruck gewann, ob ihn Gutzkow mit seinem unvergleichlichen Spürsinn in meinem Atem witterte — ich weiß es jetzt nicht mehr zu sagen. Aber ich merkte, daß mein Wesen ihm wohlgefiel, daß meine Bestimmtheit und mein Wissen ihm imponierten. Er bat mich, seinem Blatte treu zu bleiben, und lud mich ein, ihn während des Sommers in Dresden zu besuchen. Unser Gespräch hatte wohl eine Stunde gedauert, mit einem langen Hand-

druck schieden wir von einander. Dieser Handschlag besiegelte unsere Freundschaft und mein Schicksal. Als ich tief aufatmend, im Nachklang des eben Vernommenen, unter dem Eindruck der mächtigen Persönlichkeit, die Linden zum Brandenburger Thore entlang ging, reifte der Entschluß in mir, nur der Litteratur zu leben, in ihr mein Glück und meinen Beruf zu suchen. Es war einzig eine Frage der Zeit für mich, wann ich die Fesseln des Magistertums abstreifen würde. Der deutsche Schriftsteller nimmt im Leben der Nation keine höhere Stellung ein und kann im Durchschnitt keinen höheren Ehrensold beanspruchen als der Gymnasiallehrer; aber er hat ein unschätzbares Gut vor demselben voraus: die Freiheit. Lange bevor ich dieses Wort aus Adolf Stahr's Munde hörte, hatte ich es erlebt.

Karl Gutzkow.

Februar 1879.

Als ein seltsamer tragischer Tod Karl Gutzkow in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember 1878 aus diesem Leben gerissen hatte — ein Tod, der unwillkürlich an das Ende seiner Lieblingsfiguren, Hackert's und Lucindens, erinnern mußte — schien eine Binde von den Augen der Zeitgenossen gefallen zu sein. Alle stimmten plötzlich in der Anerkennung und Bewunderung des großen Schriftstellers überein. Je kleiner in Gutzkow's letzten Lebensjahren der Kreis der Teilnehmenden und Verehrer um ihn geworden war, desto größer schwoll das Leichengefolge derer an, die ihm einen Kranz in das Grab nachwerfen wollten. Der Versöhner Tod hatte einmal wieder seines Amtes gewaltet. Gutzkow's letzte bedeutendere Arbeit, „Dionysius Longinus oder: Über den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Litteratur", war eine Streitschrift heftiger Art gewesen; in der Haltung eines Kämpfers war er gestorben: „etwas wie Trotz lag in seinen Gesichtszügen," schreibt der Sohn von dem Ausdruck des Toten. Wollte man nur auf all' die Stimmen der Verherrlichung und des Lobes hören, die jetzt über das Grab schollen, so hatte Gutzkow mit der ganzen litterarischen Mitwelt in Frieden gelebt und war von ihr als das gefeierte Haupt der Epoche geschieden. Wie anders die Dinge lagen, weiß jeder, der Gutzkow's Lebensgang kennt. Siebenundvierzig Jahre eines unablässigen litterarischen Ringens und Fechtens sanken

mit ihm in's Grab, wie er durch das Dasein gewandert, ging er aus demselben hinaus: ein außerordentlicher dämonischer Mensch, einer, der jenen Ausruf aus der Vorrede des „Zauberers von Rom“: „Stelle doch, du gefallenes Titanengeschlecht, Menschheit genannt, dem Weltenrichter einst große Aufgaben! Sprüche urtiefer Weisheit fallen am jüngsten Tage, nicht Schulzensuren“ . . . recht wohl, in bescheidener Verkürzung, auf sich anwenden durfte.

Die Fülle dessen, was Gutzkow geschrieben — auch nur dessen, was in Bänden gesammelt vorliegt — ist erstaunlich. Nur wenige werden sich rühmen können, die Hälfte davon gelesen zu haben. Ohne eine Kenntnis dieser Schriften aber, die sämtlich, in welcher Form sie auch erscheinen mögen, auf das innigste mit den Stimmungen und geistigen Strömungen der Zeit ihrer Entstehung verknüpft sind, ist eine eingehende Schilderung der litterarischen Stellung, Thätigkeit und Bedeutung Gutzkow's nicht möglich: weit über den Rahmen eines Essays würde jeder Versuch einer solchen Darstellung hinausreichen. Ein litterarisches Gesamtbild Gutzkow's müßte, wenn es annähernd die Wirklichkeit wiederspiegeln wollte, zugleich eine Geschichte der politischen Bewegungen von der Julirevolution bis in die Mitte der fünfziger Jahre hinein, eine Geschichte des deutschen Theaters und der deutschen periodischen Presse sein: eine Aufgabe, welche die Folgezeit ohne Zweifel besser lösen kann als wir. Dafür haben wir einen anderen Vorzug vor ihr: wir haben den Menschen gekannt. Das Bild der menschlichen Persönlichkeit, das wir mit größerer oder geringer Ähnlichkeit aus den Werken erlauchter Geister entwickeln, entbehrt in den meisten Fällen der vollen Leibhaftigkeit. Mühsam fügt der Fleiß, der Scharfsinn der Nachkommen einzelne Steinchen, vergessene Notizen, Urkunden, Anekdoten, Briefe zu einem musivischen Gemälde

zusammen. Aber dem Ganzen fehlt die Seele, der Abglanz des Lebens. Niemand kann sagen, wie Shakespeare war. So viel Biographen Voltaire gefunden, von Condorcet bis David Friedrich Strauß, keiner hat ihn im Geiste und vor der Phantasie des Lesers wieder lebendig zu machen gewußt. Die feinste und sauberste Darstellung der Späteren, in der, vom historischen und kritischen Standpunkt aus, kein Irrtum sich findet, erreicht an Frische und Unmittelbarkeit des Bildes nicht entfernt die schmucklosen, hingeworfenen Aufzeichnungen der Zeitgenossen. In „Wahrheit und Dichtung" hat die Forschung Gedächtnisfehler, Verwechselungen, Irrungen oft wunderlicher Art vielfach nachgewiesen, aber was wüßten wir trotz all' unseres Wissens von dem jungen Goethe, wenn wir diese Bücher nicht hätten? Eine Darstellung des Menschen Karl Gutzkow wird in dieser Hinsicht allen willkommen sein, wenn nicht mehr, wird sie immerhin einen Baustein zu seinem künftigen Denkmal abgeben.

Von allen litterarischen Plänen und Entwürfen, die wir beide in unseren guten Tagen, in den fünfziger Jahren, auf der Brühl'schen Terrasse, auf einsamen Spaziergängen und Fahrten weit in die Umgegend Dresdens hinaus, mit leicht beweglicher Phantasie ersannen und besprachen, sind es zwei, deren Nichtvollendung ich am tiefsten bedauere. Lange hat sich Gutzkow damals mit dem Julianus Apostata-Stoff getragen; wiederholt versprach er mir, nach dem Abschluß des „Zauberers von Rom" sein Leben zu beschreiben. Weder zu der Tragödie des letzten Heiden im Kaisermantel noch zu der Darstellung seines eigenen Lebenslaufes ist er gekommen. Was er uns von demselben erzählt hat, ist bruchstückartig geblieben. Ein Buch, das anmutigste für mich, das er geschrieben, vielleicht weil uns derselbe mütterliche Boden Berlins erzeugt: „Aus der Knabenzeit", schildert in gefällig humoristischer

Färbung die alte Stadt, ihre Bewohner, den Familienkreis, in dem das Kind aufwuchs, seine Leiden und Freuden in dem ersten Jahrzehnt seines Daseins, 1811—1821, so anschaulich und treu, so herzig und schelmisch, daß mir damals und noch jetzt in diesen Blättern das beste und zugleich originalste Fundament einer Gutzkow-Biographie zu liegen scheint. Die Fortsetzung, die er später, im Jahre 1875, veröffentlichte, „Rückblicke auf mein Leben“, zeigt schon in ihrem Titel, daß es ihm bei diesen Aufzeichnungen um eine künstlerisch geordnete Erzählung, um objektive Schilderung nicht zu thun war. Der herbe Ton des Buches, die beständige Kritik von Menschen und Dingen, Verwahrungen gegen die Darstellung und das Urteil anderer, der Neid auf fremde Leistungen und fremdes Glück, der Verfolgungswahn, der ihn beherrschte, machen das Buch, wie die letzten Bücher der Rousseau'schen Bekenntnisse, zu einer verstimmenden Lektüre, zu einer historischen Quelle, deren Verwertung nicht ohne beständige Kritik möglich ist. Es handelt sich nicht um die Richtigkeit der mitgeteilten Thatsachen allein, sondern zumeist um die Färbung, welche ihnen Gutzkow giebt. Ich hebe nur zwei Dinge hervor.

Seinem Verhältnis — warum soll es nicht gesagt werden? seiner leidenschaftlichen Liebe zu Therese von Bacheracht, die sich durch einen Brief Theresens am zweiten Tage nach der Niederlage seines Stückes: „Die Schule der Reichen“, im Januar 1841 in Hamburg anknüpften, widmet er zwei Seiten, kalte, kühle Seiten — nicht einmal voll unterdrückter Leidenschaft. Und doch ist diese Frau in den Jahren 1842 — 1849 von dem entscheidendsten Einfluß auf die Entwickelung seines Talents gewesen. „Das Urbild des Tartüffe“ und „Uriel Acosta“ sind nicht unter ihrem Einfluß, doch in der geistigen Atmosphäre, die von ihr ausströmte, entstanden und gereift. Durch „Die Ritter vom Geiste“ klingt das Echo dieser Liebe.

Wie tief in ihnen beiden, auch nach der Trennung, die gemeinsam verlebten Tage nachwirkten, wie mächtig sie von einander erfüllt waren, mögen folgende Thatsachen bezeugen. Therese von Bacheracht ist im Zorn von Gutzkow geschieden; von ihrem Gatten, dem russischen Generalkonsul in Hamburg, lebte sie geschieden, nach dem Tode von Gutzkow's erster Frau wünschte sie eine Heirat mit ihm. Gutzkow wich aus; nach einer heftigen Szene verließ sie Dresden und vermählte sich mit dem niederländischen Obersten von Lützow, einem ihrer Verwandten. Sie begleitete ihn nach Java und ist dort gestorben, in der Hand der Sterbenden fand man — „Uriel Acosta“, das letzte Buch, in dem sie gelesen. Ich erfuhr die Einzelheiten dieser Geschichte von Gutzkow, auf einer Fahrt nach Tharandt, an einem Julinachmittag des Jahres 1856. Wir saßen allein im Koupee, und ich weiß nicht, woher die Veranlassung kam — ich rezitierte, ahnungslos, an welche Wunde ich rührte, eins der gedankenreichen Gedichte aus den „Rittern vom Geiste“. Als ich die Verse sprach:

„Ist es denn dein innerstes Bedürfen
Andern alles, nichts dir selbst zu sein?
Nichts der Frauen höchstem Liebesruhme,
Nichts, Helene, dem Entsagungsschmerz?“

unterbrach er mich plötzlich: „Therese! Therese!“ und die hellen Thränen stürzten ihm aus den Augen. Es dauerte eine geraume Weile, ehe er sich beruhigte. Mir ist der Vorfall unvergeßlich geblieben, weil es das einzige Mal gewesen ist, wo ich Gutzkow weinen gesehen habe.

Wie man in den wenigen Zeilen, die in den „Rückblicken auf mein Leben“ von Theresen handeln, auch nicht die Spur dieser Bewegung finden wird — von einer Darstellung des so tief in sein Leben eingreifenden Verhältnisses ist gar nicht die Rede —, so läßt das Kapitel, das Gutzkow seiner drama=

turgischen Thätigkeit am Hoftheater zu Dresden in den Jahren 1847 bis zu den Maitagen 1849 widmet, nach einer anderen Richtung hin die empfindlichsten Lücken. Statt eine anschauliche Schilderung der Dresdener Theaterverhältnisse und seiner eigenen Wirksamkeit zu geben, der Erfolge, die er hatte, der Hindernisse, an denen er scheiterte, gefällt er sich in der unerquicklichsten Polemik gegen Eduard Devrient und in dem Aufrühren alten Theatergeschwätzes. Gutzkow hatte eben in seinen späteren Lebensjahren, in seiner Verbitterung und seinem unglücklichen Wahn, überall Feinde zu wittern, sich von einem unsichtbaren Netz umstellt zu glauben, die Fähigkeit, seine eigene Vergangenheit mit einer gewissen Objektivität anzuschauen, eingebüßt. Er kannte sich selbst nicht mehr und schob dem kräftigen, zugreifenden, ein Viertel faustischen, drei Viertel mephistophelischen Gutzkow seiner Jünglings- und Mannesjahre unbewußt den mürrischen, kränkelnden, vielfach gereizten Gutzkow von sechzig Jahren und darüber unter. Wie verschieden sie aber auch an künstlerischem Wert und innerer Wahrheit sein mögen, diese beiden Bücher, zu denen sich noch zwei kürzere Aufsätze — der eine über seine Schulzeit auf dem Werder'schen Gymnasium in Berlin, der andere über seine Studentenjahre auf der Berliner Universität — gesellen, bilden zunächst noch die Hauptquellen seiner Biographie: so, darf der spätere Biograph annehmen, wollte Gutzkow am Ende seiner Laufbahn sich angeschaut wissen. Seine Schilderungen reichen bis in die Mitte des Jahres 1849, wo er sich in Frankfurt am Main, zum zweitenmale, mit einer nahen Verwandten seiner ersten, in der Nacht zum Karfreitag 1848 in Berlin gestorbenen Frau verheiratete.

Damals, in der Mitte des Lebens stehend, ahnte er nicht, welche Schicksale ihm noch beschieden waren. Er hoffte zur Ruhe gekommen zu sein. Aber die Ruhelosigkeit seiner

Natur — „mich irgendwie praktisch zu bewähren, lag in den Bedingungen meiner physischen Existenz", drückt er es aus —, das Problematische seines Wesens ließen ihn niemals lange in denselben Lebensbedingungen ausdauern. Immer ist er in Bewegung, auf Reisen oder im Kampf. Seine Beziehungen, Verbindungen, Bekanntschaften umspannen nach außen einen ebenso großen Kreis, wie seine Studien und Kenntnisse nach innen. Wie er jedes Buch, das ihm in die Hand fällt, „anblättert", sucht er jeden, mit dem er zusammengerät, auszuforschen. Erstaunlich ist es, in den „Rückblicken" zu lesen, was er alles erzählt und von welchen Menschen. Der Fürst Metternich und der berufene „Psychologe" Doktor Bossard begegnen sich da. Der verwirrenden Gestaltenfülle des „Zauberers von Rom" entspricht die Menge von Personen, die im Leben des Dichters auftauchen und verschwinden. Gutzkow ist auch darin problematisch, daß er mit wenigen Ausnahmen keine Verbindung lange gepflegt, in keiner Freundschaft ausgehalten hat. Welche Phasen und Wandlungen er aber auch durchmacht, rastlos strebt er vorwärts. Er hat sich ein Ideal schriftstellerischen Daseins, schriftstellerischen Ruhmes im Geiste geschaffen, dem er unablässig nachgeht, ohne es je in Wirklichkeit zu erreichen, ohne auf einer der verschiedenen Stufen seines Lebens und seiner Entwickelung wahre Befriedigung zu fühlen.

Zu Berlin, in dem riesigen Häuserviereck, das den Namen der königlichen Akademie führt, nach der Dorotheen- und Universitätsstraße zu aber einen Teil des Marstalls, Wagenremisen und die Wohnungen der Bediensteten enthält, ist Karl Gutzkow am 17. März 1811 geboren worden: ein Kind des Volkes, sein Vater war Bereiter des Prinzen Wilhelm und in späteren Jahren als Beamter im Ministerium des Generals von Boyen angestellt. In beschränkten, klein-

bürgerlichen Verhältnissen, die aber doch mannigfache Anregungen und schon durch den Dienst des Vaters einen Ausblick in eine andere Welt boten, wuchs der Knabe auf. Seine Bildung erhielt er auf dem Friedrich-Werder'schen Gymnasium der Stadt. Eine andere Universität zu beziehen, erlaubten die schmalen Mittel der Eltern nicht. Auf der Berliner Universität — damals, unter Hegel's Sternen, der Burg der Philosophie und der gefeiertsten hohen Schule Deutschlands — studirte er Philosophie, Philologie und Theologie. Später 1832 in Heidelberg hat er juristische Kollegien gehört. Als ich ihn kennen lernte. 1854, las er eifrig medizinische Bücher: oft des Nachts, wenn er nicht einschlafen konnte, um sich dann in seiner hypochondrischen Laune wie Molière's Argan mit allen möglichen Krankheiten behaftet zu glauben. Der faustische Drang nach Erkenntnis steckte als Wurzel seines Wesens in ihm. Einem armen Studenten, dem Sohn eines kleinen Beamten, standen im Jahre 1830, in Preußen, nicht viele Lebenswege offen. Gutzkow gedachte, nach Beendigung seiner Studien das Oberlehrer-Examen abzulegen und sich dem Lehrfache zu widmen. Bei der großen, natürlichen Redebegabung, die er besaß, und dem schauspielerischen Zuge in ihm nimmt es Wunder, daß er sich Schleiermacher nicht näher angeschlossen und nicht daran gedacht, die geistliche Laufbahn zu betreten. Einmal hat er indes doch auf der Kanzel gestanden. Schreckten ihn, den noch über sich selbst Unbewußten, die Kämpfe zwischen Wissen und Glauben, Philosophie und Theologie, die nicht ausbleiben konnten, schon im voraus aus der Kirche zurück? Eigentümlich ist es immer, daß ihn diese Gegensätze länger und tiefer als die politischen beschäftigt haben. „Maha Guru", „Wally", „Uriel Acosta", „Der Zauberer von Rom" sind die lebendigen Zeugnisse für die unausgesetzte Teilnahme Gutzkow's an der religiösen Be-

wegung, sein Weben und Sinnen in diesen Fragen. Den ersten starken Eindruck seines Lebens empfing er von der Kunde der Julirevolution. Sie warf ihn aus seinen Bahnen und bestimmte die Richtung seines Lebens. Durch einen Zufall war der junge Student vertrauter als alle seine Kameraden mit den Dingen, die sich in Frankreich vorbereiteten. Er unterrichtete den bekannten französischen Schriftsteller St. Marc Girardin, der sich zur Zeit in Berlin aufhielt, in der deutschen Sprache. Auf Girardin's Wunsch lasen sie ein Lustspiel von Kotzebue zusammen, aber es war sehr natürlich, daß der leidenschaftliche Franzose lieber von Karl X., dem Fürsten Polignac und der liberalen Partei erzählte, als von dem deutschen Theater hören mochte. Am 3. August, dem Geburtstage des Königs Friedrich Wilhelm's III., wußte Berlin die Vertreibung Karl's X., den Sieg der Revolution. Dieser Tag wurde und wird noch heute durch einen feierlichen Akt in der Aula der Universität begangen. Nur mit halbem Ohre hörte Gutzkow der Lobrede auf den Gründer der Universität zu, vernahm nur mit halbem Ohre, daß er eine goldene Medaille für die Lösung einer Preisaufgabe über die Schicksalsgottheiten der Alten „de diis fatalibus“ gewonnen habe und stürzte nach dem Kaffeehause von Stehely am Gendarmenmarkte. An diesem Tage las er zum erstenmale eine politische Zeitung. Der Würfel war für ihn geworfen.

Bald nachher begann ein unstätes, abenteuerndes litterarisches Wanderleben. Der hin- und herziehende Ulrich von Hutten fällt mir ein. Im Anfang der dreißiger Jahre war das Reisen mit ganz anderen Schwierigkeiten verbunden als in der Gegenwart; dennoch sehen wir Gutzkow beständig den Aufenthalt wechseln. Von Berlin wandte er sich zunächst zu Wolfgang Menzel, mit dem er schon längere Zeit im Briefwechsel stand, nach Stuttgart. Wir finden ihn darauf in

Heidelberg, in München, im Spätsommer und im Herbste 1833 macht er mit Heinrich Laube eine Reise durch Tirol nach dem Gardasee und nach Venedig. Den Winter 1834 verweilt er in Leipzig, den Sommer in Hamburg. In dem darauffolgenden Jahre wieder in Süddeutschland. Einmal scheint es, als würde er sich dauernd in Frankfurt am Main niederlassen; er verheiratet sich mit einer Tochter aus der alten Buchhändlerfamilie Meidinger, 1837 wird ihm dort ein Sohn geboren, das erste seiner Kinder, am 18. Juli 1839 spielt das dortige Theater sein erstes Stück: „Richard Savage"; er selbst aber lebt schon in Hamburg und kommt von dort zu der ersten Aufführung herüber. Wiederholt besucht er Paris, die Schweiz, Nord-Italien. „Zopf und Schwert" hat er im Sommer 1844 in einem Gartenzimmer des Hotel Reichmann in Mailand, „Uriel Acosta" in Paris, im Winter von 1845 auf 1846, niedergeschrieben. Dazwischen durcheilt er Deutschland in allen Richtungen, ist bald in Berlin, in Wien, bald wieder in Frankfurt und am Rheinstrom. Immer schreibend, redigierend, heute eine politische, morgen eine ästhetische Frage aufgreifend, an diesem Tage eine Geschichte erzählend, am nächsten ein Drama entwerfend. Beinahe so schnell wie den Ort wechselt er seine litterarischen Freundschaften. Mit Wolfgang Menzel war er schon im Jahre 1834 auseinander geraten. Der fanatische Haß, der sich in Menzel's Angriff gegen Gutzkow's Buch „Wally, die Zweiflerin" — eine nicht eben künstlerische Verbindung einer phantastischen Liebesnovelle im Stil der George Sand mit philosophischen Erörterungen — ausspricht, ein Haß, der sich soweit vergaß, gegen den Verfasser die Staatsgewalt aufzurufen, entsprang doch nicht allein aus der deutsch-konservativen Gesinnung und der hämischen Ader des Mannes: Gutzkow hatte ihn, wie so viele seitdem ohne Not gereizt und gekränkt. Während er noch in freund-

schaftlichsten Beziehungen zu ihm stand, hatte er in einer Vorrede zu einer Novellen-Sammlung drucken lassen: „Wolfgang Menzel schreibt keine Zeile, ohne zu denken, was wohl Paulus in Heidelberg dazu sagen würde.“ Er wollte es harmlos gemeint haben, der andere hörte nur die Bosheit heraus. Dies sei ein Beispiel für all' die Feindschaften und Streitigkeiten, die in Gutzkow's Leben eine so große Rolle gespielt haben. Er konnte seiner satirischen Laune und einer schwer zu überwindenden Neigung, zu necken und zu sticheln, niemals einen Zügel anlegen; mit der Zunge oder der Feder liebte er es, zu verwunden, und erstaunte dann, wenn der Getroffene aufschrie. Jene Anklage Menzel's führte das Verbot aller Schriften Gutzkow's von Seiten des Bundestages und für ihn selbst eine dreimonatliche Gefängnishaft in Mannheim im Ausgang des Jahres 1835 herbei. Nach der Fehde mit Menzel giebt es Kämpfe mit Heine, mit Theodor Mundt, mit Laube; kirchlich-politische mit Görres in dem Kölner Kirchenstreite, philosophisch-politische mit dem Professor Leo in Halle. Schon in Hamburg spitzt sich der unversöhnliche Gegensatz zwischen ihm und Hebbel zu, der fünfzehn Jahre nach Hebbel's Tode dem leidenden Manne die Feder zu seinem letzten homerischen Kampfe in die Hand drückte. Zwischendurch taucht einmal die Möglichkeit einer gesicherten amtlichen Stellung auf; der Kurator der Bonner Universität, J. Ph. von Rehfues, ein jetzt mit Unrecht halb vergessener Romanschriftsteller — „Scipio Cicala“ und „Die neue Medea“ wetteifern an künstlerischer Durchführung im einzelnen mit den Romanen von Wilibald Alexis —, riet ihm, sich als Privatdozent an einer der kleineren deutschen Universitäten zu habilitieren, um von dort aus seinen Übergang zu einer Professur in Preußen zu machen, für den der einflußreiche Mann seine Verwendung versprach. Im Hinblick auf seine Familie, seine mittellose Lage mußte

Gutzkow ablehnen; seiner ganzen Natur nach würde er überhaupt für die ausschließlich gelehrte Laufbahn in einer Fachwissenschaft nicht gepaßt haben. Seine Berufung als Dramaturg nach Dresden fesselte ihn, auch nach der Aufgabe dieser Stellung, zum erstenmale auf eine längere Frist an eine feste Scholle. Vom Anfang des Jahres 1847 bis in den Sommer des Jahres 1861 hinein hat er in Elbflorenz gelebt: die längste Zeit, die er an einem Orte ausgehalten, die glücklichste, so weit überhaupt bei ihm von Glück die Rede sein konnte.

In jenen Tagen habe ich ihn kennen gelernt. Gesehen hatte ich ihn schon in den Berliner Märztagen des Jahres 1848. Eine nähere Verbindung knüpften seine „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, das erste Blatt in Deutschland, welches in der Form einer Wochenschrift für weiter gegriffene Kreise der gebildeten Gesellschaft Unterhaltung, Belehrung und Anregung auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft miteinander verband. Auf der einen Seite überragte es die Pfennigblätter und Magazine der Litteratur, die Theater- und Modezeitungen, auf der andern war es volkstümlicher, freisinniger, umfassender gestaltet als das vornehm ausschließliche Cotta'sche Morgenblatt. Im großen und ganzen glich es dem Feuilleton einer heutigen politischen Zeitung. Für die fünfziger Jahre, jene trübe, scheinbar aussichtslose Reaktionszeit, waren die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ von Wert und Bedeutung. Gutzkow konnte, um den Ausdruck zu gebrauchen, nicht „ohne Blatt“ leben. Er war der litterarischen Händel gewohnt; über gewisse Tagesfragen sich auszusprechen, gehörte zu seinen geistigen Bedürfnissen Mit Darangabe seiner Ersparnisse hatte er in Frankfurt am Main ein kleines Blatt herausgegeben, in Hamburg den „Telegraphen“ redigiert, der bis zum Erscheinen der „Halleschen Jahr-

bücher" das große Wort in der litterarischen Kritik führte. Jetzt, von theatralischen Geschäften frei, in dem dunklen Gefühl, daß die dramatische Ader in ihm langsam versiege, hatte er die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" gegründet. Vom Oktober 1852 bis zum Ausgang des Jahres 1862 hat er sie geleitet. Einige Aufsätze, die ich ihm im Jahre 1853 dafür geschrieben, führten einen Briefwechsel, eine Begegnung herbei. Gegenseitiges Gefallen aneinander adelte und vertiefte sich allmählig zur Freundschaft. Gebrochen ist sie von keiner Seite worden, aber im Verlauf der Jahre, im Ansturm der Dinge verlor sie Farbe und Glanz. Seit dem Sommer des Jahres 1868 schlief unser Briefwechsel ein, wir sind uns dann nur noch flüchtig, obgleich wir jahrelang in derselben Stadt Berlin lebten, auf der Straße, an dritten Orten begegnet.

Welche Stunden aber haben wir in Dresden miteinander verbracht! Welch' sonnige Spaziergänge! Welcher Gedankenaustausch! Gutzkow strömte über von Geist und Wissen, von Scherz und Satire. Er war noch in der Vollkraft seines Schaffens und schaute zugleich auf eine lange Reihe von Triumphen zurück. Ein Mann von mittlerer Statur, hochstirnig, helläugig, doch kurzsichtig, so daß er beständig das Augenglas gebrauchen mußte, mit starkem blondem Haar und kurzem Kinnbart, den er gern bei jeder spöttischen Bemerkung zu streicheln und zu drehen pflegte; schwer zugänglich und zurückhaltend für sich, aber mit einem seltenen inquisitorischen Talent begabt, den anderen auszufragen und auszuforschen, oft nach den unbedeutendsten Dingen, immer wieder den Bohrer ansetzend, um die Rinde des Widerstandes zu durchbrechen. Gewiß, viel von Mephistopheles steckte in ihm: der überlegene Verstand, der Widerspruch, der Neid, die Spottsucht, allein er hatte auch seine Ariel-Stunden. In dem beständigen Kampfe zwischen

Guten und Bösen — wie oft siegte da der Engel in ihm! Dann konnte er von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit sein, sich im Abendrot, unter den Bäumen des großen Gartens, sentimentalen Stimmungen hingeben, wie nur erste Liebe, erste Freundschaft, das erste Aufquellen des dichterischen Gefühls es vermögen. Die „gemischten Charaktere“, die ihm eine kurzsichtige Kritik vorgeworfen, schöpfte er ganz und voll aus seinem eigenen Innern. Er war selbst jener Werner und jener Ottfried seiner Schauspiele; wenn er tief genug in sein Herz griff, holte er das Diabolische Hackert's, das Dämonische Lucindens hervor. Die Konflikte zwischen Herz und Welt, zwischen den Forderungen und Wünschen einer schönheitsseligen Phantasie und der harten Arbeit, der grauen Prosa des alltäglichen Lebens hatte er in der Jugend wie oft! bestanden, bestand er noch jetzt. Eine zahlreiche Familie galt es zu erhalten, aus der ersten Ehe hatte er drei heranwachsende Söhne, aus der zweiten drei Mädchen im ersten munteren Kindesalter. Bei seinem anhaltenden Fleiß, dem unruhigen Thätigkeitsdrange, der ihm jeden Morgen gleichsam von selbst die Feder in die Hand drückte, lebte er behaglich im bürgerlichen Stil. Ein mannigfach belebter Kreis von Freunden und Freundinnen umgab ihn; noch war Dresden ein Eldorado und ein Buen-Retiro der deutschen Schriftsteller. An dem Theaterhimmel glänzten die Sterne Bogumil Dawison's, Emil Devrient's, der Frau Bayer-Bürk. An Streitigkeiten und Feindschaften konnte es bei der verhältnismäßigen Enge des Ortes, in dem Hinüber und Herüber so vieler geistreicher, anspruchsvoller Menschen nicht fehlen. Nicht entfernt nahm im Leben und Gespräch der Gesellschaft die Politik den Raum ein, den sie sich seit dem Beginn der Konfliktszeit in Preußen erobert. Die ästhetischen Fragen standen im Vordergrund; Gutzkow, Kühne, Auerbach, der witzige, phantasievolle, frivole Sternberg,

die in Dresden den Ton angaben, hatten ihre Wurzeln in dem Litteraturleben der dreißiger und vierziger Jahre und entnahmen daher ihre Vorstellung von der Bedeutung und dem Wert der litterarischen Persönlichkeit. In diesen übertriebenen Vorstellungen — der Neuling, der zum ersten Male, von der Hochschule und aus dem Oberlehrer-Examen her, zu diesen hervorragenden Männern in Beziehung trat, mußte immer an Horaz denken, der mit dem Scheitel die Sterne zu berühren hofft — ist ein Grund zu Gutzkow's Verstimmung und Verdrossenheit zu suchen, die einen stark ausgeprägten Zug seines Wesens von jeher ausgemacht haben. Er war außerordentlich empfänglich für jedes Lob, gereizt bei jedem Wort des Tadels. Wenn er ein Werk vollendet hatte, wollte er, daß die Welt darüber im Posaunenton rede. War der Wiederhall nach seiner Meinung nicht stark genug, blieb derselbe wohl ganz aus, so versank er in die trübste Melancholie, in selbstquälerische Verzweiflung. Seine Hypochondrie, seine Schlaflosigkeit fügten zu der seelischen Pein ein körperliches Leiden. Verfolgte ihn nur sein Unstern, oder war es die Wirkung seines Spürsinns — griff er in einem Kaffeehause, in einem Lesemuseum aus Dutzenden von Zeitungen eine heraus, so enthielt sie sicherlich eine ihn kränkende Notiz, ein herbes kritisches Urteil. Es war dann vergebens, ihn auf das Lob der anderen hinzuweisen. Der Tropfen Wermut hatte ihm den ganzen Trank verbittert.

Aber die Schatten verdüsterten damals nicht beständig seine Stirn, nicht immer saß die schwarze Sorge hinter ihm. Er hatte durch den Ertrag seiner Dramen, durch die Redaktion seiner Zeitschrift und seinen Roman „Der Zauberer von Rom“ ein für die damaligen Verhältnisse nicht unansehnliches Einkommen. Frei und mit einem gewissen Selbstgefühl blickte er auf die Vergangenheit zurück. Aus kleinen Verhältnissen

hatte er sich zur Höhe des Lebens emporgearbeitet, ein Mann, der alles seiner Thatkraft, seinem Genius verdankte, der in eigenen Schuhen stand. Dies Selbstgemachte, dieser Unabhängigkeitssinn, die Abneigung gegen die Aristokratie, dies unbeugsame Gerechtigkeitsgefühl in ihm, „Männerstolz vor Königsthronen“ — sie mußten ihm im Leben und werden ihm für alle Folgezeit die Sympathien derer erwerben, die jene edle Freiheit — „die Forderung der Jahrhunderte, die unvertilgbar ewige Losung und das gottgegebene Erbe der Menschheit“ — lieben und dafür kämpfen. Mit dem mächtigsten Umschwung unserer Litteratur in diesem Jahrhundert aus dem Klassischen und Romantischen zum Modernen, aus der Flucht vor dem Leben der Gegenwart gerade in dies Leben hinein war sein Name seit lange unlöslich verknüpft. Zwei Epochen seiner schriftstellerischen Arbeit lagen abgeschlossen hinter ihm. Ich möchte die erste von 1831—1839 seine journalistische, die zweite von 1839—1849 seine dramatische Epoche nennen. Die Romane und Erzählungen seiner Jugend: Maha Guru, Wally, Seraphine, Blasedow und seine Söhne — können sich an lebendiger Wirkung auf das damalige Publikum nicht mit seinen journalistischen Abhandlungen, seinen kritischen und polemischen Artikeln, seinen vortrefflich geschriebenen „Säkularbildern“ und „Oeffentlichen Charakteren“ vergleichen. In seinen Erzählungen störte das Übermaß philosophischer Betrachtung, die Jean Paul’sche Anempfindung, die unausgeglichene Dissonanz zwischen der bald phantastischen, bald barocken Erfindung und dem angestrebten Realismus. Nicht nur an künstlerischer Geschlossenheit, auch an Wahrheit der Charakteristik wurden sie von der Tieck’schen Novelle übertroffen. Gutzkow war noch viel zu sehr im Monolog befangen, ein unausgetragener Lyriker, um objektiv eine Begebenheit erzählen zu können. Schärfer und blendender kam seine Eigenart auf

dem journalistischen Gebiete zum Ausdruck. Eine schnelle Auffassungsgabe, ein rasches Zugreifen, entschiedene Parteinahme, rastlose Thätigkeit, die Lust am Streit und ein wunderbares Vorgefühl für die öffentliche Meinung des nächsten Tages befähigten ihn wie keinen unter seinen Zeitgenossen für diese litterarische Arbeit. Hätten die Verhältnisse in Deutschland günstiger für die Entwickelung der periodischen Litteratur und der Zeitungspresse gelegen, würde Gutzkow's Talent einseitig nach dieser Richtung hin sich entfaltet haben. So aber hemmten die staatlichen Gewalten mit ihrer Zensur und ihren Verboten, die Sparsamkeit oder Mittellosigkeit der Verleger, die kein Unternehmen in Schwung zu bringen vermochten, die geringe Teilnahme der Nation, der die Zeitung noch nicht die tägliche geistige Nahrung bot, den Flug des Talents. Andere Bahnen mußten gesucht, eine andere Sphäre erobert werden. In Gutzkow war, wie er selbst es ausdrückt, „der Schauspieler latent“. Von Jugend auf zog ihn das Theater an, gern las er vor, oft für sich allein, mit lauter, wechselnder Stimme, ganze Tragödien Shakespeare's. Karl Seydelmann und Charlotte Birch-Pfeiffer gehören zu seinen frühesten Freundschaften; während seiner Haft in Mannheim wurde er im Gefängnis mit Theodor Döring bekannt. August Lewald, Eduard Jerrmann, mit denen er im Sommer 1833 in München zusammentraf, lebten und webten ganz in der theatralischen Welt. Die ersten Versuche Gutzkow's „Nero“ und „Saul“ waren nicht für die wirkliche Bühne berechnet, phantastische Spiele, die nur die Äußerlichkeiten der dramatischen Form geborgt hatten. „Richard Savage“, das Leben eines jungen unglücklichen englischen Schriftstellers aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts darstellend, ist das erste Stück Gutzkow's, das aufgeführt wurde. In rascher Folge drängten sich nun Schauspiele, Komödien, historische

Trauerspiele. „Werner oder Herz und Welt“ eroberte sich wie im Fluge alle deutschen Bühnen. Mißerfolge und Niederlagen blieben nicht aus, aber Dichtungen wie „Zopf und Schwert“, „Das Urbild des Tartüffe“, „Uriel Acosta“ stellten Gutzkow an die Spitze der dramatischen Bewegung. Das Jahrzehnt von 1839 bis 1849 ist die einzige Zeit seit Schiller's Tode gewesen, in der das deutsche Theater nicht von den Brosamen der französischen Komödie sich nährte. Als im Jahre 1859 über den eben gegründeten preußischen „Schillerpreis“ für das „beste“ Drama ein lebhafter litterarischer Streit entbrannte und viele Stimmen sich dafür aussprachen, nicht in jedem dritten Jahre ein neues Drama, das sich noch nicht durch die Feuertaufe verschiedener Aufführungen bewährt habe, sondern erprobte, gehaltvolle Dichtungen zu krönen, erklärte Hebbel, der gewiß nicht zu den unverständigen oder übereifrigen Verehrern der dramatischen Muse Gutzkow's zählte, daß einen ersten dieser Preise „Das Urbild des Tartüffe“ erhalten müsse. Längst ist der Streit über den Wert oder Unwert dieser Werke verstummt, sie leben noch heute auf der Bühne. Was wir beklagen, ist, daß sich in der Gegenwart kein so mächtiger Erneuerer des deutschen Theaters erheben will, wie es damals Gutzkow war. Seine Gestalten redeten die Sprache der gebildeten Gesellschaft und waren erfüllt von den Problemen des modernen Lebens. In dem Kampfe der Geister fochten sie mit. Höhere Wallungen, tiefere Gedanken, edlere Anregungen gingen von diesen Stücken aus, als sie das Publikum seit Jahren vom Theater her empfangen hatte. Die Vergleichung mit der Arbeit Lessing's im vergangenen Jahrhundert ist um so weniger abzuweisen, je inniger „Zopf und Schwert“ an „Minna von Barnhelm“, „Uriel Acosta“ an „Nathan“ sich in der Tendenz und im Geiste anschließen.

Gutzkow's dramatische Epoche endet mit dem Jahre 1849.

„Der Königslieutenant“ ist das letzte seiner Lustspiele, das bleibende Erfolge errungen. Mancherlei hat er noch versucht — eine satirische Komödie „Lenz und Söhne“, ein Schauspiel „Ella Rose“, das vorübergehend im Jahre 1856 Anklang fand, ein historisches Lustspiel „Lorbeer und Myrthe“, den Gegensatz zwischen Richelieu und Corneille schildernd; 1871 führte die Berliner Hofbühne ein wunderlich verzwicktes Werk von ihm, „Der Gefangene von Metz“, auf. Aber diesen Dichtungen fehlte der Schwung und der Nerv. Aus der epischen Form, in die sich Gutzkow mit dem Roman „Die Ritter vom Geiste“ versenkt, wollte und konnte sich seit 1850 seine Phantasie nicht mehr befreien. Eine Fülle großer, umfassender Romanschöpfungen bezeichnet die dritte Epoche seiner Schriftstellerei: „Die Ritter vom Geiste“, im Winter von 1849 auf 1850 angefangen; „Der Zauberer von Rom“, in den Jahren 1858 bis 1861 geschrieben; „Hohenschwangau“, schon in Weimar 1863 begonnen, aber erst 1868 vollendet; „Die Söhne Pestalozzi's“ (1870); „Fritz Ellrodt“ (1871); „Die Serapionsbrüder“ (1877). Daneben kürzere Erzählungen, novellistische Skizzen, von denen ich als die gelungensten nur zwei erwähnen will: „Die Kurstauben“ und „König Franz in Fontainebleau“; in der Verschiedenheit ihres Inhalts und ihres Kolorits bringen sie die Vielseitigkeit des Gutzkow'schen Talents und das Gegensätzliche in ihm zu einem merkwürdig bestimmten Ausdruck. Wie die Handzeichnungen eines Künstlers sein Wesen oft besser offenbaren als das vollendete Bild. Eine Bemerkung sei an dem Schlusse dieser flüchtigen litterarischen Übersicht noch gestattet: wer den wahren, unverfälschten Gutzkow kennen lernen will, der greife zu den ersten Ausgaben seiner drei Hauptwerke, der „Ritter“, des „Zauberers“ und „Hohenschwangau“. Mit all ihren Fehlern und Auswüchsen, ihrer zuweilen bedenklichen Geschmacklosigkeit

sind sie die umfassendsten und bewunderungswürdigsten Schöpfungen seines Geistes: ein Etwas ist in ihnen, was dies Jahrhundert überleben wird. Die Kürzungen, Änderungen und Abschwächungen, die er nachher unternommen, gossen nur Wasser in den schweren Wein; halb entsprangen sie aus der Absicht, die Romane dem großen Publikum zugänglicher, flüssiger zu machen, halb aus der unseligen Besserungssucht, an der Gutzkow litt: er konnte wohl in vier Korrekturbogen eine Lesart viermal ändern, um sie auf dem fünften Bogen wieder herzustellen, wie er sie auf dem ersten gelesen. Ihm war nichts fest und alles problematisch.

Gegenüber dem Wechsel und dem Irrsal seiner früheren und seiner späteren Lebensjahre hatte die Zeit, die Gutzkow in Dresden weilte, einen idyllischen Zug. Der reale Grund seines Hauswesens war ein fester; seine Gattin eine schöne, liebenswürdige Frau; seine kleinen Töchter sein Vergnügen und seine Augenweide. Im Sommer hatte Dresden eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Weltbadeort. Auf der Brühl'schen Terrasse gingen und kamen die Fremden. Ihnen allen war Gutzkow eine interessante, eine verehrte Erscheinung. Sein merkwürdiger Gang, die Art, wie er den Kopf zurückwarf, eine leise Wunderlichkeit in der Kleidung machten ihn weithin kenntlich. Er war weder ein leidenschaftlicher Raucher, noch liebte er das lange Sitzen und Zechen in Gasthäusern. Wurde dann aber doch einmal „über die Schnur gehauen", gab es keinen lebendigeren Gesellschafter als ihn. In seiner reichen Lebenserfahrung besaß er einen unerschöpflichen Schatz zu den anregendsten und ergötzlichsten Mitteilungen. Die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" erhielten ihn in beständiger Fühlung auch mit dem jüngeren Geschlecht. Froh und sorglos das Leben zu genießen, war sein Geist nicht begnadet; er bereute zu tief Vergangenes, er malte sich zu düster Zu-

künftiges aus. Fortwährend, ohne daß er sich selbst klar darüber geworden, nagte der Neid über die Erfolge anderer an seinem Herzen; nach einem Triumphe Dawison's konnte er tagelang bedauern, daß er nicht Schauspieler geworden. Aber so weit er mit irgend einer Stellung und Lage zufrieden zu sein vermochte, ist er es in Dresden gewesen. Reisen wurden beinahe in jedem Jahre gemacht; die Aufführung der „Ella Rose" führte ihn nach Wien, im Frühjahr 1858 besuchte er Rom und Neapel — ein Aufenthalt, der dem „Zauberer von Rom" auf der einen Seite sein innerstes Leben verliehen hat, auf der anderen, in bezug auf die künstlerische Geschlossenheit der Fabel, ihm verhängnisvoll geworden ist.

Gutzkow's Leben nahm eine Wendung zum Niedergang, als er im Herbst des Jahres 1861 Dresden verließ und als Generalsekretär der Schiller-Stiftung nach Weimar ging. Aus der Mitte der Dresdener Schriftstellerwelt, auf die Anregung Gutzkow's und Julius Hammer's hin, hat sich die Stiftung, deren löblicher Zweck auf die Unterstützung verdienter, in Not geratener Schriftsteller und ihrer Hinterbliebenen sich richtet, entwickelt. Reiche Mittel brachte ihr die National-Lotterie, die der unermüdlich thätige Major Serre zum Schiller-Feste am 10. November 1859 in's Werk gesetzt hatte, ein. Damals konstituierte sich die Stiftung, zum Vorort für die ersten fünf Jahre ward Weimar gewählt. Franz von Dingelstedt, der Intendant des dortigen Theaters, und der Buchhändler Voigt traten dadurch an die Spitze der Stiftung. Bald aber zeigte es sich bei der Überfülle der an die Stiftung gestellten Bitten und Forderungen, daß zu ihrer sachgemäßen Erledigung ein mit der ganzen zeitgenössischen Litteratur vertrauter Beirat notwendig sei. Der Vorort beschloß, bei den Zweig-Stiftungen die Wahl eines lebenslänglichen Generalsekretärs zu beantragen. Schon

waren Dingelstedt und Gutzkow über Amt und Person untereinander einig geworden. Ich erschrak, als mir Gutzkow bei meiner Anwesenheit in Dresden, im Juli 1861, seinen Entschluß mitteilte. Es gehörte keine Prophetengabe dazu, um einen Zusammenstoß zwischen Gutzkow und dem Verwaltungsrate vorauszusehen. Gutzkow betrachtete die Stiftung halbwegs als sein Werk und Miteigentum und mochte glauben, daß der ständige Generalsekretär sehr bald dem statutenmäßig alle fünf Jahre wechselnden Verwaltungsrat und Vorort gegenüber die unbedingte Herrschaft gewinnen würde. Zunächst sah er in der „festen Anstellung“ mit jährlich fünfhundert Thalern einen Halt der Zukunft. Keine Einwände, keine Warnungen halfen; nicht einmal die Verhandlungen in den Zweig-Stiftungen über den Weimarischen Vorschlag, von denen ihm doch genug des Unliebsamen zu Ohren kam, machten ihn irre.

Widerwillig sah ihn Dresden scheiden, widerwillig schied er selbst. Gleich der erste Brief aus Weimar meldete mir seine Verstimmung. Man hatte, seine Ankunft zu ehren, ein Festmahl veranstaltet. Der Redner, Professor Karl Biedermann, der damals die „Weimarische Zeitung“ redigierte, gedachte der klassischen Zeit Weimar's und feierte ihn als „einen Strebenden“. „Ich ein Strebender!“ schreibt Gutzkow entrüstet. „Der Dichter des Uriel Acosta's, ein Mann, der zwei neunbändige Romane geschrieben hat — ein Strebender! Und immer Schiller und Goethe als Medusenhaupt mir vorgehalten!“ Die kleine Stadt, das nahe Zusammenwohnen, die fast unvermeidliche Berührung in dem Theatersaal, auf Spaziergängen im Park drückten und beängstigten ihn. Dresdens größere und freiere Geselligkeit, der Kreis liebenswürdiger, mannigfach begabter, ihn schwärmerisch verehrender Frauen, der ihn dort gehegt und verwöhnt, wurden schmerzlich vermißt. Die klassischen Erinnerungen, die in Weimar

mit Vorliebe gepflegt werden, waren ihm verhaßt, sie versperrten, nach seiner Behauptung, wie eine ungeheure Ruine der modernen Litteratur den Weg zum Herzen des Volkes. Dingelstedt's Shakespeare-Kultus beleidigte ihn gleichsam persönlich. Dabei war die Last der Geschäfte, die ihm sein Amt aufbürdete, so drückend, daß er Ende 1862 die Redaktion der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" niederlegte. Die kärgliche Besoldung, die ihm die Stiftung zahlte, stand in keinem richtigen Verhältnis zu dem Aufwande an Zeit und Kraft; Geldsorgen klopften immer bedenklicher an seine Thür. Nirgends faßte er in der Weimarer Gesellschaft festen Fuß. Auch nicht bei den Künstlern, welche die Lieblingsschöpfung des Großherzogs, die Kunstschule, vereinigte. „Der Verkehr mit diesen eitlen, anspruchsvollen Menschen, die hier vollends in allerlei Parteien zerrissen sind, wurde mir zu peinlich," schrieb er mir bei Gelegenheit des Künstlerfestes im Jahre 1863. „Ich habe vielen Nachteil, Herabsetzung, Verleumdung davon gehabt." Seine körperlichen Leiden, Schlaflosigkeit und Nervenerregung, steigerten sich. Folgende Zeilen vom 2. Juni 1863 lassen einen wehmütig ergreifenden Blick in sein vergrämtes Innere thun. Die Zeitungen waren damals mit Nachrichten über das bevorstehende Turnfest in Leipzig angefüllt, mein Brief mag auch davon gesprochen haben, und er antwortet nun: „Mir selbst fehlt für all' dies modische Jubeln, Trinken, Singen ganz der Sinn. Es mag wohl im wesentlichen auch an der schweren Last der Sorgen und des steten Unmutes liegen, die ich zu tragen habe. Von wahrer Freude ist bei mir keine Rede mehr, mein Blick in die Zukunft der düsterste. Zum Produzieren hab' ich keine Lust mehr. Mir fehlt Entgegenkommen, rechte Würdigung, bereitwillige Anerkennung. Und da ich doch nur durch Arbeiten leben kann, so schlepp' ich mich in stetem Mißmut fort. Viel trägt

auch dies Weimar zu meiner Verstimmung bei und die Schiller-Stiftung; Dingelstedt's ganzes Sein und Treiben provoziert alle meine Widerstandkraft." Damit hatte also auch diese Freundschaft geendet! Das Natürliche war eingetreten; der Verwaltungsrat hatte keineswegs daran gedacht, sich in seinem Generalsekretär ein thatsächliches, wenn auch nicht rechtliches Oberhaupt zu setzen, und Gutzkow wiederum war nicht der Mann, sich ohne Kampf in eine zweite untergeordnete Stellung drücken zu lassen. Die Meinung aller Unbefangenen mußte, vielleicht nicht in jedem einzelnen Falle, aber im Prinzip dem Verwaltungsrat Recht geben; nicht Gutzkow, diesen Männern war von der Generalversammlung die Verwaltung anvertraut worden. Gewiß war es peinlich, einen Mann wie Gutzkow, von solcher litterarischen Bedeutung, von so großen Verdiensten um die Stiftung, in der Rolle „eines expedierenden Schreibers", nach seinem Ausdruck, zu sehen, aber er selbst hatte sich in diese Lage gebracht. Nun begann zwischen ihm und dem Verwaltungsrat erst ein heimlicher, dann ein offener Krieg. Jede Partei legte die Paragraphen der Geschäftsordnung in ihrem Sinne aus. Das tiefe Geheimnis, worin sich damals die Schiller-Stiftung hüllte — Gutzkow ist der heftigste Gegner der Oeffentlichkeit gewesen: um keinen Preis sollten die Namen derer, die von der Stiftung durch eine Gabe geehrt wurden, bekannt gemacht werden —, trug nur zur Verbitterung der Streitenden bei; alles erhielt, rechts wie links, den unheimlichen Charakter eines Minenkrieges.

Diese Fehde griff Gutzkow's Gesundheit an und zerrüttete die Kräfte seines Geistes. Ausflüge nach Gotha zu dem Herzoge Ernst, der Verkehr mit dem Großherzoge in Weimar, die ihm früher Erleichterung und Erheiterung gebracht, wurden seltener. Er fühlte sich von allen verlassen und war es auch. Die Weimaraner zürnten, weil er beständig mit dem Vorort stritt,

seine Abneigung gegen die Stadt und die leitenden Persönlichkeiten nicht verbarg und offen erklärte, daß mit dem Jahre 1865 der Vorort der Stiftung nach einem anderen Orte verlegt werden müsse. Die öffentliche Meinung bestand darauf, daß nur die volle, unbedingte Öffentlichkeit die Stiftung retten, daß nur sie die traurigen Zwistigkeiten, die allmählig durch den Schleier des Geheimnisses hindurchzuschimmern begannen, beseitigen und für künftige Tage verhindern könne. Als die Generalversammlung der zweiundzwanzig Zweig-Stiftungen in den Tagen vom 17. bis 20. Oktober 1864 sich für die Veröffentlichung der Namen der Unterstützten erklärte, das Statut änderte und Weimar auch für die nächsten fünf Jahre als Vorort bestätigte, war er der besiegte Mann. Er legte sein Amt nieder. Unerwartet erhob sich ihm ein Freund: die sächsische Regierung, welche der Statutenänderung nicht zustimmte und die Zentralisation der Stiftung verwarf; aber für Gutzkow war es schon zu spät. Als die Stiftung im Jahre 1865 ihren Sitz nach Wien verlegte, saß er in der Irrenanstalt zu St. Gilgenberg.

Ich habe diese traurigen Dinge so ausführlich erzählt, weil sie während der Jahre 1863 und 1864 Gutzkow ausschließlich beschäftigten und zuletzt die Katastrophe von Friedberg herbeiführten. Sein Leben in den Monaten November und Dezember des Jahres 1864 war das qualvollste. Durch fortwährende Schlaflosigkeit stieg seine Nervenüberreizung auf den höchsten Grad. Eine wilde Unruhe trieb ihn umher, Schreckgespenster verfolgten ihn. Plötzlich, in einer späten Nachmittagsstunde am 19. Dezember 1864 trat er bei mir ein. Ich hatte keine Ahnung, daß er sich in Berlin befände. Etwas Unheimliches lag in seinem Gesicht, Gang und Haltung waren verwandelt. Als Grund seines Kommens gab er eine Verhandlung mit einem Theateragenten an, die er hätte per-

sönlich führen müssen. Und dieser Eindruck des Wüsten und Irren, der mir in's Herz schnitt, steigerte sich im Verlauf unseres Gesprächs, als ich ihn nach seinem Hotel de l'Europe in der Taubenstraße und weiter nach dem Bahnhof begleitete: er wollte noch mit dem Abendzuge nach Weimar zurück. Eine fixe Idee hatte sich seiner bemächtigt: der Großherzog von Weimar würde ihm den Falkenorden abfordern lassen, man bedrohe seine Ehre, sein Leben. Kein Zureden half. Hartnäckig kam er von jeder Wendung der Unterhaltung immer wieder auf diesen Punkt zurück. In seinem kleinen Reisekoffer lag, unter der Wäsche versteckt, ein Dolch. „Weißt Du", sagte er, „Charlotte Stieglitz! Römischer Tod — nicht anders!" Ich verstand ihn nur zu gut. Der Selbstmord der Charlotte Stieglitz hatte auf den Jüngling den erschütterndsten Eindruck gemacht, ein Eindruck, der mit tragischem Schmerz in der „Wally" widerklang. Dennoch hoffte ich der Paroxysmus würde vorübergehen, und war von jeder Ahnung der schrecklichen Zukunft noch weit entfernt.

Gutzkow liebte es, mit dem Gedanken des Selbstmordes zu spielen, zwischen Ernst und Komödiantentum, es war eine jener „Ironieen des Satans", in deren Ausmalung sich seine wie — Klingsohr's dämonische Natur enthüllte. In seinen „Rückblicken" hat er diese Stimmung geschildert, „die mich später überwältigte": es war im Jahre 1842 während einer Fahrt auf dem Dampfschiff von Castell nach Mannheim. Aber was hier, schwarz auf weiß, uns nur melancholisch, hamletisch anschaut, kam, von ihm gesprochen, mit einer gewissen Verzerrung seiner Züge, bei der Starrheit seiner Augen geradezu schreckhaft heraus. Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Weimar endete er einen kurzen Brief vom 21. Dezember mit diesen Worten: „Ich werde diese Verwirrung nicht überwinden. Quem deus perdere vult dementat. Die Stunde mit Euch

— Abendsonnenstrahlen und erste Nachtträume.“ Jetzt geriet ich doch in Sorge; ich bat ihn, nach Berlin zu kommen und dort eine Zeit zu verweilen, die große Stadt werde ihn zerstreuen und all' die Weimarer Irrungen als das erscheinen lassen, was sie wären, Nichtigkeiten und vorüberfliehende Schatten. Auszuhalten in Weimar war ihm wirklich unmöglich, in den ersten Tagen des Januars 1865 brach er auf, aber er hatte kein festes Ziel. Zuerst lenkte er seine Schritte nach Leipzig, dann nach Augsburg. Mit einem Male ging jede Spur von ihm verloren, er war seiner Familie, seinen Freunden wie verschollen. Da kam am 15. Januar die erschütternde Kunde aus Friedberg, einer hessischen Stadt, an der Bahn von Kassel nach Frankfurt am Main, daß Gutzkow in der vorhergehenden Nacht, in einem Wirtshause, einen Selbstmordversuch gemacht habe. Mit jenem Dolche, den er bei sich führte.

Wenn auch die Wunden, die er sich in dem hitzigen Fieber an Arm und Hals beigebracht, bald heilten, sein Geist schien für immer umnachtet. Das Leiden war nicht mit niederschmetternder Gewalt über ihn gekommen, langsam hatte es ihn unterhöhlt. Ohne Zweifel hatte in der Steigerung der Krankheit die Geldfrage, die Unsicherheit seiner Existenz entscheidend mitgewirkt. Im Jahre 1864 riß ihn die Gabe der Dresdener Zweig-Stiftung der Schiller-Stiftung — 1000 Thaler — wie er schreibt, „vom Abgrund zurück“. Während der Bedauernswerte in St. Gilgenberg, einer Heilanstalt, die gegenüber dem Lustschloß Fantaisie bei Bayreuth in schöner landschaftlicher Umgebung liegt, Genesung suchte, begannen in Deutschland Sammlungen, Festvorstellungen für ihn. Es zeigte sich überall die regste, die wärmste Teilnahme. Ein nicht unbedeutendes Kapital strömte zusammen. Indes schwankte Gutzkow's Zustand lange hoffnungslos hin und her, sein Geist hatte lichte Augenblicke, gleichsam um die nachherige

Verfinsterung desto furchtbarer hervortreten zu lassen. Eine gemeinschaftliche Freundin von ihm und mir, Frau Rosa Wuschanska, die ihn in St. Gilgenberg besuchte, entwarf eine herzzerreißende Schilderung von seinem Aussehen und seinem geistigen Verfalle. Allmählig aber kamen bessere Nachrichten; die sorgsame Pflege des Dr. Falko, die Lebenskraft Gutzkow's bändigten und überwanden das Übel. Mit dem Ende des Jahres konnte er geheilt die Anstalt verlassen. Er traf seine Familie in Hanau und begann wieder an seinem Roman „Hohenschwangau" zu arbeiten. Den Winter von 1867 zu 1868 verlebte er am Genfer See. Fast schien es, als wäre jene Friedberger That und die Verstörung, die ihr Monate lang vorausgegangen, ein wüster Traum gewesen. Als nähme er nur die Feder, die ihm ein böser Zufall aus der Hand gerissen, wieder auf, schrieb Gutzkow weiter. Je unstäter und unentschlossener er sich in seinen Handlungen gezeigt, gleich unfähig, schwierige Verhältnisse zu ertragen oder sich aus ihnen zu befreien, desto fester trat er als Schriftsteller auf. Das Unverwüstliche seines Talents errang sich von Neuem Anerkennung und Bewunderung.

Im Frühjahr 1868 besuchte er Berlin, gleichsam tastend, ob sich hier ein Boden für ihn fände. Mit großer Schnelligkeit wußte er sich in der Stadt und ihrer Gesellschaft, die, seitdem er sie zuletzt, vor zwölf Jahren, gesehen, so außerordentliche Wandlungen erfahren hatten, zu orientieren. Wohl war er körperlich gealtert, nur das volle, jetzt leicht ergraute Haar war ihm geblieben, aber dem Geiste entsprangen die alten Funken der Satire und Ironie. Ein gewisses Dämmerlicht lag über allem, was er sagte; die Rücksicht, mit der ihm jeder entgegenkam, bestärkte ihn unbewußt in der Rolle des leidenden, unglücklichen, kaum genesenen Dichters, die er weniger spielte, als in der That lebte. Zu spät merkten freilich viele, daß der kranke Löwe noch

nach wie vor seine Krallen zu gebrauchen wisse. Ich war nicht mehr in seinem Vertrauen und vermag nicht zu sagen, was ihn schließlich im Herbste jenes Jahres zur Übersiedlung nach Berlin bestimmte. Kaum der nächsten Zukunftssorgen durch jene Sammlungen entlastet, lud er sich durch diesen Umzug vermutlich neue auf. Bis in das Jahr 1872 hat er in Berlin gelebt, rastlos thätig wie immer; verletzende Schläge nach allen Seiten austeilend, sodaß mir einmal Fanny Lewald sagte: „Wer wie Gutzkow in einem Glashause sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen!" und tief verwundert, wenn die Angegriffenen sich nun ihrerseits zur Wehr setzten. Ich nannte schon oben die Romane, die dieser letzten Zeit seines Schaffens angehören. Mit Ausnahme der „Serapionsbrüder", wo das niederbrennende Licht noch einmal auf flammt und der fünfundsechzigjährige Mann ein Feingefühl für das moderne Leben und eine seltene Kenntnis seines Nervengeflechts entwickelt, wie sie in bezug auf die Revolutionsjahre „Die Ritter vom Geiste" zeigen, wunderliche, krause Schöpfungen. „Der Zauberer" hat den Überschwang, den Gestaltenreichtum, das Kühne und Gewaltsame, das Phantastische und Malerische jener Periode der Architektur und Skulptur, die von Bernini den Namen trägt; „Hohenschwangau" steht auf der Grenze des Barocken; „Die Söhne Pestalozzi's", „Fritz Ellrodt" arten zu oft in die Geschmacklosigkeit des Grotesken aus. Neben diesen größeren Arbeiten war Gutzkow unausgesetzt als Journalist in Aufsätzen, Reiseskizzen, Anregungen thätig. Für alle größeren Zeitungen und Zeitschriften hat er in den Jahren von 1869 bis 1878 geschrieben. Noch immer drängte es ihn, sein Wort in den Lärm des Tages mit hineinzusprechen. Keine Erfahrung hatte ihn vorsichtig genug gemacht, dies Wort vorher weise abzuwägen. Der Rückschlag der Erwiderungen auf seinen Gesundheitszustand

blieb nicht aus. 1871 glaubte er sich wieder von einer „Bande Verschworener“ verfolgt, ja von einem, den er in einem Briefe an Friedrich Zabel, den Redakteur der „National-Zeitung“, namentlich bezeichnete, mit dem Tode bedroht. Er rief die Hilfe der Presse gegen die „Mörder“ an. Das Mißtrauen und der Neid, diese Dämonen, die an seinem Herzen nagten, verleideten ihm den Aufenthalt in Berlin, wo ihm doch, so weit ich Kunde davon habe, große Kreise der Gesellschaft mit Liebe und Verehrung umfingen, wo es einem glücklicheren Charakter so leicht gewesen wäre, sich als ein erster Schriftsteller der Nation dauernd zu behaupten. Aber die unselige Sucht Lucindens, die Menschen um sie her zu verwirren, erst anzulocken und dann zu kränken; der verhängnisvolle Trieb, den Benno seinen Gerechtigkeitssinn nennt, auch ohne Not das ihm schlecht und unwahr Erscheinende zu bekämpfen, sind so recht Gutzkow's ureigenste Eigenschaften; nimmt man dazu die aus seiner Jünglingszeit stammende, ihm immer mehr mit allen Lebensäußerungen verwachsende Gewohnheit, alles Irdische nur vom Standpunkt des Litteratentums, nur im Spiegel der Litteraturgeschichte zu betrachten: so ergiebt sich eine tief unglückliche, außerordentliche, einzige Persönlichkeit. Man konnte sie heute bewundern und morgen bemitleiden, aber man konnte weder auf die Dauer heiter und harmlos mit ihr verkehren, noch das Zauberwort ersinnen, das sie auch nur eine Weile zufrieden gestellt hätte.

Seine letzten Lebensjahre hat Gutzkow wieder in Süddeutschland hingebracht. Es war die Heimat seiner hochgemuten Jugend, seiner liebsten Erinnerungen. Reisen, zum teil seiner Kränklichkeit wegen unternommen, führten ihn noch einmal nach Norditalien, nach Frankreich und Holland. Eine Weile lebte er in der Nähe von Heidelberg, im Herbst 1877 zog er nach Sachsenhausen, der Schwesterstadt Frankfurts.

Sein ältester Sohn wohnte hier, sein jüngster gründete in Stuttgart eine Buchhandlung. Die Gattin und die beiden jüngeren Töchter pflegten und trösteten den Leidenden. Er war schwerhörig geworden und fürchtete das Augenlicht zu verlieren. Mit immer größerer Heftigkeit und Unbarmherzigkeit stellte sich seine alte Feindin, die Schlaflosigkeit, ein. Die Chloralpulver, zu denen er, zuletzt hinter dem Rücken des Arztes, griff, zerrütteten sein Nervensystem noch mehr. Von jedem lebendigeren Verkehr mit den Schriftstellern in seiner Nähe beinahe ganz geschieden, nur durch Briefe mit der Außenwelt verkehrend, hatte er sich dennoch die regste Teilnahme an der Litteratur, eine fieberhafte jugendliche Hitze bewahrt. Wie früher dem scharfblickenden Auge, entging jetzt auch dem brechenden Nichts, was zu seinem Unmute und Verdrusse beitragen konnte. Emil Kuh's Biographie Friedrich Hebbel's war in zwei Bänden erschienen: ein lang erwartetes, wie es nun vorlag, formloses, schwer verständliches Werk, das niemals über den innersten Kreis der Schriftstellerwelt auch nur bis zu der Grenze, wo diese und das gebildete Publikum sich berühren, vordringen kann. Hebbel war seit 1863, Kuh seit dem 30. Dezember 1876 todt, keine unabweisbare Veranlassung lag für Gutzkow vor, gegen die Ansichten zweier Verstorbenen über das Maß und Wesen seines Talents zu protestieren. Weder sie noch ihre Anhänger vermochte er zu überzeugen, daß er „zum Mindesten“ ein ebenso großer Dichter wie Hebbel sei. Die herbe, absprechende Weise, in der Emil Kuh, mir selbst zum Erstaunen und zur Mißbilligung, sich über Gutzkow geäußert hatte, that einzig seinem eigenen Buche Eintrag und forderte den unbefangenen Leser, sehr zum Nachteil seines Helden, zur Vergleichung beider Männer und ihres Lebensganges auf. Zieht man aber den Ausdruck von dem Inhalt ab, so wird man in Kuh's Schilderung der litterarischen

Thätigkeit Gutzkow's viele feine und richtige Bemerkungen treffen, die kein späterer Litterarhistoriker als Spreu verwerfen wird. Hatte indessen Gutzkow, als er seine letzten Kräfte zu seinem „Dionysius Longinus“ zusammenraffte, zunächst auch nur Kuh, Hebbel, Adolf Stern zu seinen Opfern auserlesen — im Fortschritt der Arbeit ergriff es ihn mit der alten Berserkerwut. Der gesamten zeitgenössischen Litteratur schleudert er seinen Ärger, seinen Zorn in's Antlitz. Nichts findet vor ihm Gnade; unsere archäologischen Romane werden ebenso wie unsere politischen und sozialen verurteilt, der harmloseste Lyriker ist ihm derselbe Dorn im Auge wie der Goetheforscher, alles ist nicht nur eitel, alles ist in der deutschen Schriftstellerei flach, elend und unwürdig. In dieser Fechterstellung ist er gestorben; auf das äußerste überrascht und verletzt, daß die anderen diese Herausforderung nicht gelassen hinnahmen, sondern Schlag mit Schlag vergalten. Am Abend des 15. Dezembers 1878 hatte er sich wie gewöhnlich in sein einsames Schlafzimmer zurückgezogen, das er in alter Gewohnheit zu verschließen und zu verriegeln pflegte. In der Frühe des nächsten Morgens erschreckte ein dichter Qualm und ein brenzlicher Geruch, der daraus hervordrang, die Hausbewohner. Mühsam verschaffte sich die Gattin einen Zugang. Gutzkow lag tot auf dem Boden. Die Füße des Schlafsopha's, die Bettdecke, der Teppich des Fußbodens schwelten. Rauch erfüllte das Gemach. In der Nacht hatte Gutzkow, von Schlaflosigkeit gepeinigt, Licht angezündet und Chloralpulver genommen: die Hüllen fanden sich auf dem Boden. Das Schwefelholz hatte er, ohne es zu löschen, unvorsichtig auf die Decke geworfen, die dadurch in Brand geriet. So, vom Chloral und von dem aufsteigenden Dampf überwältigt, war er verschieden, dunkel und allein, im Dunkeln. Was sterblich an ihm war, wurde am 19. Dezember auf dem Frank-

furter Friedhof bestattet; Arthur Schopenhauer und Karl Gutzkow heiligen und adeln diesen Raum für immer. Im Leben haben sie sich nur flüchtig berührt; 1852 nannte Gutzkow in seiner Besprechung der „Parerga und Paralipomena" Schopenhauer einen Selbstdenker, bald aber stand er wieder auf der anderen Seite und entwarf so von dem Manne wie von der Lehre ein wenig schmeichelhaftes Bild. Theoretisch mochte Schopenhauer's Pessimismus auf das Beste begründet sein, in der Wirklichkeit des Lebens war Gutzkow der gründlichere Pessimist. Schopenhauer's ausgebildeter Verehrungssinn für den Buddhismus, seine Begeisterung für Lord Byron und Leopardi fehlten Gutzkow völlig. Er kannte weder Götter noch Heroen. „Wollte man das Leben, wie es ist, in Maskengestalt darstellen, so müßte diese eine jener grotesken und keineswegs gutmütigen Hanswurste sein, die uns im Fieber umtanzen, oder die uns, wenn wir Morphium haben nehmen müssen, statt Schlaf zu geben, das Gehirn verwirren." Dies war Gutzkow's innerste Ansicht von unserem Leben und von dieser Welt. Da der Pessimismus eine Stimmung und keine logische Wahrheit ist, wich er zu Zeiten auch bei ihm freundlicheren Anschauungen, wie Regenwolken vor Sonnenblicken fliehen. Aber als Ironie und Satire, als Spottsucht und Kritik blieb er der Untergrund in Gutzkow's Weltanschauung und Empfindung.

In harten Kämpfen war er emporgekommen, scharfe Ecken und Kanten, die eine aristokratische Erziehung mühelos dem Jüngling abschleift, vermochte selbst der gereifte Mann nicht zu beseitigen. Das Weltmännische und die höfische Weise lagen, so sehr er sich auch in Weimar bemühte, sie zu gewinnen, außerhalb seines Wesens; er war nur nicht immer stolz genug, sie mit Bewußtsein zu entbehren. Eine vor der Zeit geschlossene erste Ehe, bevor er eine ausreichende Existenz sich gesichert,

stürzte ihn in einen Abgrund von Sorgen. Unter den armseligen Verhältnissen, worin damals die deutsche Schriftstellerei schmachtete, hatte der Sechsundzwanzigjährige für Frau und Kind den Lebensunterhalt zu erwerben. Von jener Zeit her hing ihm ein grauer Schleier über der Zukunft, rechnete er beständig für den kommenden Tag. Allein diese haushälterischen Neigungen konnten den Kampf mit seinem Wandertrieb und seiner Reiselust nicht siegreich bestehen, der häufige Wechsel des Wohnorts, die Erhaltung zweier Wirtschaften, indem seine Familie in Frankfurt, er in Hamburg und später in Dresden lebte, verzehrten mehr, als er ersparte. Der Hintergrund seiner Anfänge wie seines Ausgangs ist ein düsterer, ihm selbst erschien sein Leben und Ringen oft genug wie ein aussichtsloser Kampf mit der Sorge „um das Gemeine“. Um bis zu seinem Herzen vorzudringen, hatte man darum genug Schranken zu durchbrechen und manche Klippen zu umschiffen. Er kam niemand mit offenen Armen entgegen, er war auch in geistiger Beziehung nicht freigebig. Wenn er aber gab oder zahlte, geschah es immer in Gold. In seiner Börse waren nur vollwichtige Goldstücke, nicht die kleinen Kupfer- und Silbermünzen der sogenannten witzigen Köpfe. Wie notwendig ihm auch die freundliche Teilnahme der Frauen, das Hegende und Pflegende, die Verehrung und Hingabe eines Frauengemüts war, er liebte vor Allen den Umgang und das Gespräch mit Männern. Die Waffen seines Geistes blitzten um so heller, je mächtiger sie geschwungen wurden.

Eine Doppelnatur war in ihm: eine Zerflossenheit und Weichseligkeit, die ihn zu Jean Paul zog, ihn im „Titan“ und „Hesperus“ entzückte und unwillkürlich in vielen seiner Schilderungen hervorbricht, und ein unbarmherziger, mephistophelischer Verstand, der den Mund zum Lachen zwang, wenn das Auge weinte. Diese beiden Seiten seines Wesens be-

kämpften sich beständig, in seinem Handeln wie in seinem Schaffen. Wäre es möglich gewesen, er hätte jeden Schritt, den er gethan, wieder zurück gemacht. Hier ist die Wurzel seines Unglücks, hier die Ursache für das Doppelgesicht, das die meisten seiner Schöpfungen tragen. Er war zuerst mit litterarischen Kritiken aufgetreten; nicht Gedichte, Dramen, Erzählungen, seine Polemik machte ihn bedeutsam und zeichnete ihn vor allen Mitstrebenden aus. Wie weit der Adler nun später die Flügel spannte, wie hoch sich sein Flug erhob, in den Krallen führte er überall ein Stück Erde mit sich. Die vielfachen Beziehungen auf die Zeit und ihre Richtungen, auf Menschen und Dinge, die oft nur wenige Tage im Vordergrund der Ereignisse und der öffentlichen Erörterung gestanden, geben Gutzkow's Romanen und Erzählungen ein eigentümliches Relief, eine in allen Farben schillernde Beleuchtung. Wir erstaunen über diese Fülle des Wissens, die Schärfe der Beobachtung, die Feinheit der Verknüpfung; hier ist ein Dichter, sagen wir, der in der Darstellung der Vielseitigkeit und Verschlingung des modernen Lebens Alle, selbst Balzac, übertrifft, der in den „Rittern“, dem „Zauberer“, den „Serapionsbrüdern“ die menschliche Komödie in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Tiefe, Höhe und Breite wiedergespiegelt hat, wie nur Dante die Hölle, das Fegefeuer und das Paradies des Mittelalters. Aber ach! diesem Dichter fehlt eins zur vollen Wirkung: das Maß des Schönen. Unter den Arabesken verschwindet der Kern des Gemäldes; Kleider, Spitzen, Schleifen verhüllen oft bis zur Unkenntlichkeit den menschlichen Körper. Die geschilderten Begebenheiten umfassen hier ein ganzes Menschenalter, dort wachsen die Figuren weit über die Fabel des Romans in die politische Tagesgeschichte hinein. Wiederholt macht der Dichter dem Journalisten Platz. Das

Höchste war für Gutzkow nur zu erreichen, wo eine strengere Kunstform als die epische, die dramatische, und die Notwendigkeiten der modernen Bühne ihm wohlthätige Fesseln anlegten. „Zopf und Schwert", „Das Urbild des Tartüffe", „Uriel Acosta" in erster, „Werner", „Ein weißes Blatt", „Ella Rose" in zweiter Linie zählen nach den Dichtungen unserer Klassiker zu den bleibendsten Werken unserer Bühnenlitteratur. Ist uns in Gutzkow kein vollendeter Dichter erschienen, weil er nicht durch die Phantasie, sondern durch den Verstand zu den Dingen kam und sie nicht sowohl anschaute, als über sie urteilte, so haben wir dafür in ihm einen der geistvollsten, umfassendsten, anregendsten Schriftsteller besessen. Wäre unser Zeitalter ein litterarisches, wie das achtzehnte Jahrhundert es war, würde er Deutschlands Voltaire gewesen sein. Was den Dichter Eintrag brachte, die unruhige Beweglichkeit in den Tagesbegebenheiten, das Hinhorchen auf jeden Lärm, der Wissensschatz, der stets vermehrt und nie geordnet wurde, die Freude an Persönlichkeiten, an herumgetragenen Geschichten und Anekdoten, der rasche Wechsel des Standpunkts, der spitze, angreifende Ton der Darstellung — das Alles gereichte dem Schriftsteller zum Vorteil. Es verlieh ihm Schlagfertigkeit und Sicherheit, es machte ihn interessant und inhaltreich. Die Gegenstände, über die er geschrieben, können veralten oder uns gleichgiltig werden, nicht seine Darstellung. In ihr weht ein so frischer Hauch, ein Prickelndes, Erregendes, wie die Luft eines sonnigen Oktobermorgens, derselbe Hauch, der aus Lessing's Werken strömt. Bei ihm wie bei Gutzkow steht über allem Kampf und Dampf eine strahlende, reinigende, ewige Sonne: die Freiheit. Zu ihr schaut er empor, ihr Priester war er. Siebzehn Jahre lang hatte er mit Verboten, Maßregelungen, mit der Zensur zu ringen. Als endlich die Freiheit der Rede und der Schrift errungen war, hatte er seine Jugend

und ihr genialisches Feuer verloren. Unsere Gegenwart lebt wie im Sturm und Wirbel und hat ein kurzes Gedächtnis. Den ersten Teil von Gutzkow's Laufbahn, der zeitlich mit dem Jahre 1850 und geistig in den „Rittern vom Geiste" seinen Abschluß gefunden, hat sie beinahe vergessen, und doch ist er der wichtigste und folgenreichste.. Aus welchen Zuständen hat er unsere Litteratur herausgerissen! Aus flacher Unterhaltung, sentimentaler Lyrik, theatralischem Kleinkram. Börne und Heine lebten in Paris, sie konnten nur einen vielfach gebrochenen Einfluß ausüben, überdies trennten sie ihre „radikalen" Ansichten von der großen Masse des Lesepublikums. Gutzkow brachte einen belebenden, befreienden Hauch in die allgemeine Erstarrung. Auch wo er sich der dichterischen Formen bediente, war es ihm zuerst um den modernen Gedanken, um einen neuen Inhalt zu thun. Bald überflügelte er die Mitstrebenden Heinrich Laube, Gustav Kühne, Ludolf Wienbarg, Theodor Mundt, Gustav Schlesier. Sein Wort war das schärfste, sein Geist der umfassendste. Ihm gelang es, auf die beiden Hälften der deutschen Lesewelt — die vornehmere, die sich ganz und ausschließlich in Goethe und Tieck versenkte, und die gemeinere, die sich in der Lektüre mit Clauren, auf der Bühne mit Raupach's „Schleichhändlern" und französischen Nichtigkeiten begnügte — gleichmäßig Eindruck zu machen und die Geschiedenen bis zu einem gewissen Punkte wieder zu vereinigen. Überall stellte er höhere Ziele auf, in der Kritik, der Erzählung, auf dem Theater, ein Bahnbrecher und Pfadfinder zu jener „Poesie des Geistes", die ihm als die Verklärung des modernen Lebens vorschwebte. Ging er in seiner Vorliebe für das unmittelbar Gegenwärtige, für die Tages- und Jahresstimmung, ob er sie nun verteidigte oder bekämpfte, zu weit, war er in seiner Verurteilung der „tendenzlosen" Poesie, der Kunst an sich zu hart, so darf

nicht übersehen werden, daß wir, die Kinder des Jahres 1848, eine von der Zensur beherrschte Presse und Litteratur nicht kennen und umgekehrt unter der Last der politischen und sozialen „Tendenzen“ in Leitartikeln und Abhandlungen, in Gedichten und Geschichten, unter dem Berge von „Aktualitäten“ und „menschlichen Dokumenten“ seufzen, die jede Poesie, auch die des Geistes, zu erdrücken drohen. Gutzkow schritt in der grauen Morgendämmerung dem Aufgang der Sonne zu, wir suchen jetzt, wo diese Sonne auf der Mittagshöhe steht, umsonst vor ihren sengenden Strahlen kühlende Schatten.

Dem Ideal, dem er sich einmal zugewandt, ist Gutzkow treu geblieben. Welche Schattenseiten sein Charakter auch zeigte, welche Wandlungen sein Leben erfuhr, hier gab es für ihn kein Schwanken. Er hat nie der Macht geschmeichelt, nie sein Urteil vor Autoritäten, die er nicht anerkennen konnte, gebeugt, nicht die kleinste Ader eines „Fürstendieners“ war in ihm. Unverrückt wies die Magnetnadel seines Geistes wie seines Herzens nach Befreiung aus den Banden des Wahns, der Konvenienz, des politischen und kirchlichen Despotismus. Heute die Freiheit zu preisen und morgen Napoleon zu vergöttern, wie Heinrich Heine; aus dem Christentum des „Lebens Jesu“ in den götterlosen Materialismus wie David Friedrich Strauß zu stürzen, wäre ihm gleich unmöglich gewesen. Weder in der Religion noch in der Politik liebte er die äußersten Standpunkte. Hier stand er in dem Bann der süddeutschen Anschauungen von einem monarchisch-verfassungsmäßigen Regiment, dort knüpfte er an die Aufklärung des vergangenen Jahrhunderts, an Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts“ an. In diesem Sinne nahm er als Jüngling die Feder auf und führte sie als Mann; nicht er ließ sie fallen, der Tod entriß sie ihm. Dieser heldenhafte Zug, die Überzeugungstreue und die Unerschrockenheit werden

dereinst dem Bilde Gutzkow's in unserer Litteratur das besondere Gepräge, den auszeichnenden Charakter geben. Mit all' seinen Schwächen war er in seinem Kampf mit einem harten Schicksal, in seinem Leben wie in seiner Schriftstellerei ein Mann. So steht er geläutert und verklärt vor mir: markig, gedrungen, in Ausdruck und Haltung Wagmut und Plebejertrotz, das Auge unter dichten Brauen kühn ausschauend, die Hand leicht geballt, wie Einer, der „scheiternd oder landend seinen Göttern vertraut."

Bernhard Wolff.

Mai 1880.

Am 11. Mai 1879 in der zwölften Stunde des Mittags, verschied nach längeren schmerzlichen Leiden still und ohne Kampf in seinem neunundsechzigsten Jahre der Begründer des Wolff'schen Telegraphenbureaus, einer der Mitbegründer und seit dem Jahre 1850 der Besitzer der National-Zeitung: Bernhard Wolff. In diesen beiden Schöpfungen, welche die Summe seiner angespannten, unermüdlichen Thätigkeit umfassen, hat er seinem Namen in der Geschichte der deutschen Zeitungspresse ein dauerndes Denkmal gesetzt: ein bescheideneres, aber schöneres und seinem Herzen, so weit ich ihn kannte, willkommeneres bleibt ihm in der Erinnerung der Freunde. Bis zuletzt seinem Grundsatz getreu, so wenig wie möglich auf dem Markt des Lebens zu erscheinen und von sich reden zu machen, hat er in seinem Testamente die Vernichtung jener ausführlichen Tagebücher verordnet, in denen er sich selbst, am Schlusse eines jeden Tages, von den Ereignissen, die ihn betroffen, von den Verhandlungen und Gesprächen, die er geführt, Rechenschaft zu geben pflegte. Vergebens suchten diejenigen, denen er zuweilen in guter Laune aus dem reichen Schatze diese Geschichte, jenen eigentümlichen Charakterzug einer hervorragenden Persönlichkeit mitteilte, ihn von seinem Vorsatz abzubringen, indem sie ihm die Wichtigkeit vorstellten, welche seine Aufzeichnungen für die intimere

Geschichte namentlich der fünfziger Jahre haben würden: er blieb dabei, wie er still für sich und einen kleinen Kreis von Freunden gelebt, auch in keinen Memoiren und Tagebüchern „nach dem Tode“ als Held zu glänzen.

So ist es gekommen, daß von einem Manne, dem das Zeitungswesen die bedeutsame Neuerung telegraphischer Berichte verdankt, der durch seine Stellung und die Originalität seiner Natur in dem litterarischen Leben Berlins einen ersten Platz mit Recht hätte beanspruchen und ausfüllen können, nur, um den bezeichnendsten Ausdruck zu wählen, Brustbilder entworfen worden sind; daß die Hoffnung auf eine ausführliche, tiefer in den Kern des Mannes eindringende, sein Werden und Wachsen, seine Kämpfe und Erfolge schildernde Biographie, bei dem Mangel authentischer Mitteilungen, so gut wie aufgegeben werden muß. Hier und dort wird ohne Zweifel noch der eine und der andere Vorfall an das Licht gebracht, diese und jene Anekdote erzählt werden, aber alle diese Mosaikstiftchen werden zur Darstellung eines vollkommenen Bildes nicht ausreichen — Bernhard Wolff wird nur, wie er es wünschte, in den mehr oder minder gelungenen Schilderungen seiner Freunde fortleben. Eine solche, nichts weiter, soll hier versucht werden.

Erst im zweiten Jahre meiner Mitarbeiterschaft an der National-Zeitung, im Frühling 1862, lernte ich Bernhard Wolff persönlich kennen: eine feine, behagliche Persönlichkeit, die gleich bei der ersten Begegnung durch die Formen des Umgangs, eine kluge und vornehme Zurückhaltung für sich einnahm. Am 3. März 1811 geboren, stand er damals am Anfang der fünfziger Jahre; ein breites, wohlwollendes Gesicht, grauhaarig, mit scharfen, lebensvollen Augen, einem jovialischen Lächeln. Das Berliner Kind — das gute, alte aus der Stadt, von der wir in der Schule gelernt, daß sie

zwischen 250,000 bis 300,000 Einwohner habe, nicht das moderne aus der Weltstadt — war in einzelnen Äußerungen und Tonfärbungen, in der gutmütig ironischen Betrachtung der Dinge unverkennbar. Bernhard Wolff hatte auf der Universität zu Halle medizinischen Studien obgelegen und in dieser Fakultät den Doktorgrad erlangt. Der Sohn eines Bankiers, schien er einer gesicherten Zukunft entgegenzugehen. Aber der Verlust des väterlichen Vermögens zwang ihn, sich anderen Zielen zuzuwenden. Er fing an, sich in der Litteratur, teils als Schriftsteller, teils als Buchhändler zu versuchen. Vielfach ist er unter anderm an dem damals, im Ausgang der dreißiger und im Anfang der vierziger Jahre wohl bekannten Cosmar'schen Modenspiegel beteiligt gewesen. Er unternahm den ersten Verlag eines Kursbuches und gab die später zu so großer Berühmtheit gelangten Mühler'schen Gedichte heraus. So knüpften sich die ersten Fäden zwischen ihm und dem litterarischen Berlin. Er war ein beliebtes Mitglied des Tunnel-Vereins, in dem die jüngeren Poeten und Journalisten, noch mit Ausschluß jeder politischen Meinung und Debatte, in dem Kaffeehause am Wassergraben, der zwischen dem Garten des Prinzessinnen-Palais und dem Opernhause trüb und dumpfig sich hinzog, sich in zwangloser Geselligkeit zum Vortrage und zur Kritik ihrer Schöpfungen zusammenfanden. Mit der Gründung der „Zeitungshalle" durch den von Leipzig herübergekommenen Gustav Julius, mit der Einberufung des Vereinigten Landtages und seinen die Bevölkerung in mächtigster Weise aufregenden Debatten kam ein frischerer Windhauch in die Berliner Luft. Anschlägigen Geistes, durch die vielen Hindernisse, die damals eine engherzige Polizei dem Entstehen neuer und der freien Bewegung der alten Zeitungen in den Weg legte, nicht eingeschüchtert, versuchte Wolff im Verein mit Karl Nauwerck,

Adolf Rutenberg, Theodor Mügge, Friedrich Zabel und Dr. Volckmar die Gründung politischer und volkswirtschaftlicher Monatsschriften: Versuche, die im Keime erstickt wurden, aber ihn doch in regsten und innigsten Beziehungen mit jenen Männern, mit der gesamten politischen und litterarischen Bewegung der Stadt hielten. In diesem Kreise, der sich durch angesehene Persönlichkeiten aus der Bürgerschaft und dem Beamtenstande in den Märztagen erweiterte, reifte der Gedanke, den neuen Wein der Freiheit und der Einheit auch in neue Schläuche zu fassen: das erste Blatt der National-Zeitung erschien am 1. April 1848: Bernhard Wolff war von allen Beteiligten zu dem geschäftlichen Leiter des jungen Unternehmens ersehen worden.

Als ich ihn kennen lernte, lagen seine Kampfestage, die harten Zeiten, in denen die Zeitung unter der Paschaherrschaft Hinckeldey's in beständiger Gefahr der Vernichtung geschwebt und nur durch sein kluges und geschicktes Lavieren zwischen den drohenden Klippen hindurch gekommen war, längst hinter ihm. Aus dem Vorsteher der Expedition war er der Besitzer des Blattes geworden. Das Telegraphen-Büreau, das seinen Namen trug, hatte eine weitreichende Bedeutung erlangt. Ein Mann, in eigenen Schuhen stehend, in einem Wohlstande, welcher der verdiente Preis seiner rastlosen Arbeit, seiner Redlichkeit, seines erfinderischen Kopfes war, erschien er nach außen wie nach innen gleich fertig und abgeschlossen. Unsere persönlichen Beziehungen, die ursprünglich nur auf unserem geschäftlichen Verhältnis zu einander beruhten und über eine gewisse kühle Annäherung nicht hinausgingen, verwandelten sich allmählig, je tiefere Blicke wir in unser Wesen thun konnten, je deutlicher die Gemeinsamkeit einiger unserer Charakterzüge hervortrat, in eine herzliche und aufrichtige Freundschaft. Es war besonders während eines längeren Aufent-

halts in Thale am Fuß der Roßtrappe, in der Freiheit und dem holden Müßiggang glücklicher Ferientage, daß sich diese Wandlung vollzog. Im Sommer des Jahres 1866 hatte der deutsche Krieg Wolff's gewöhnliche Reise nach Karlsbad unmöglich gemacht. Um sich ein wenig von den Anstrengungen und Aufregungen des Julimonats zu erholen, in frischerer Luft aufzuatmen, war er im August nach Thale gekommen, wo schon liebe Freunde — Adolf Stahr und Fanny Lewald unter ihnen — seiner warteten. Welch' bewegte und welch' sonnige Zeit war es für uns alle, die wir in erregtester Stimmung, auf gemeinschaftlichen Spaziergängen und Spazierfahrten, des Abends in gemeinschaftlicher Tafelrunde in dem Saal des Hotels Zehnpfund — Adolf Stahr hatte es einmal, als wir es weißglänzend im Abendsonnenschein von der Höhe des Hexentanzplatzes zu unseren Füßen liegen sahen, hübsch und sinnig die Abtei Theleme, an Rabelais denkend, genannt — etwas wie ein Stück Jugend noch einmal erlebten. Ein Wiederglanz davon ist in unserer aller Seelen geblieben; die Augen des leidenden Mannes leuchteten viele Jahre nachher auf, so oft von diesen Tagen gesprochen wurde.

Die allgemeine Aufregung jenes Sommers — seit dem Frühlingssturm von 1848 die stärkste, die das deutsche Volk in seinem Innersten aufgewühlt — trug selbstverständlich das Ihrige zur Belebung des Verkehrs, zum Schwunge der Herzen bei; es waren keine Alltagsgespräche, die da geführt wurden. Scharf trafen, bei dem chaotischen Ringen zwischen Finsternis und Licht, die Gegensätze auf einander, aber zugleich wurden die Seelen weit, im Anschauen der lieblichen Landschaft, in Erwartung der neuen Morgenröte, die über Deutschland aufging. In Bernhard Wolff schlug, bei all seiner liberalen Gesinnung, eine preußisch-patriotische Ader; das preußisch-deutsche Kaisertum mit einem deutschen Parlamente

war der Traum seiner Jugend, das Ideal seiner Mannesjahre gewesen. Mit Begeisterung hatte er die Erklärung Bismarck's vor dem Ausbruch des Krieges, von der Zusammenberufung eines Parlaments, von der stärkeren Einigung der deutschen Staaten, begrüßt; die Möglichkeit, die sich dadurch den politischen Leitern der National-Zeitung bot, in dem Kriege gegen Österreich für die nationale Politik Bismarck's einzutreten, war lebhaft von ihm ergriffen worden. Im Hinblick darauf, bei Erwähnung des bekannten Aufrufs, den damals Arnold Ruge in der Zeitung veröffentlicht hatte, daß alle deutschgesinnten Liberalen das Werk Bismarck's unterstützen, in dem einen Ruf nach einem deutschen Parlamente sich vereinen möchten, pflegte er auf unsere Neckereien zu sagen: „Was wollt ihr? Wenn von Kaiser und Parlament die Rede ist, bin ich wie ein altes Dragonerpferd, es wiehert, wenn es die bekannten Trompetenklänge hört." War, wie es nicht anders sein konnte, auch die Politik der Grundakkord unserer Gespräche, so klangen doch von allen Seiten her, aus der Natur und der Kunst, aus dem Seelenleben und der kleinen Welt der Gesellschaft, hundert helle Töne hinein. Bernhard Wolff war ein Freund von gut erzählten Geschichten und wußte selber spannend und anschaulich zu erzählen: das alte Berlin spielte eine Hauptrolle in solchen Mitteilungen.

Seit jener Zeit bin ich in innigem, kaum durch einen Mißton getrübtem Verkehr bis zu seinem Tode mit ihm geblieben. In einem großen Geschäft, wie es die Verwaltung einer Zeitung ist, giebt es bald hier, bald dort einen Anstoß, einen Haken. Aber mit welcher Vorsicht, welchem Taktgefühl wußte Wolff sie immer zu beseitigen oder den Zusammenstoß der entgegengesetzten Meinungen zu mildern. Maßvoll, ausgleichend, niemals ungeduldig oder heftig, der Zeit ihr Recht lassend, war er das Muster eines Geschäftsmannes. Das

Vertrauen und die gute Meinung, die ihm von den Redakteuren wie von den Expeditionsbeamten der Zeitung und des Telegraphen-Bureaus dargebracht wurden, waren durch seine Behandlung der Geschäfte, durch manche Thaten der Fürsorge und der Güte wohl verdient. Von dem Telegraphen-Büreau, das im Frühjahr 1865 in den Besitz der zu diesem Behufe gegründeten Kontinental-Telegraphen-Kompagnie übergegangen, hatte er sich, nachdem er noch eine Reihe von Jahren als Generaldirektor der Gesellschaft die Leitung desselben beaufsichtigt hatte, endgiltig im Januar 1871 zurückgezogen; seitdem widmete er sich ausschließlich der Verwaltung der National-Zeitung, die mit ihrem Aufschwung und ihrer Erweiterung im Jahre 1870 auch von ihm eine angespannte Thätigkeit erforderte. Jahrelang haben wir ihn Tag für Tag in unserm Büreau erscheinen und seinen Sessel vor seinem Schreibtisch einnehmen sehen. Erst seine sich steigernde Kränklichkeit machte ihn gegen seinen Willen dieser lieben Gewohnheit seines Daseins untreu.

Ganz er selbst war Bernhard Wolff nur im Kreise seiner Freunde. Ich möchte sagen: seine Seele war für die Empfindung der Freundschaft geschaffen. Besser, als ich es vermöchte, hat Karl Beck, mit dem er aus den vierziger Jahren her befreundet war, diese Seite seines Wesens in seinem tagebuchartigen Gedicht „Täubchen im Nest“ geschildert. In der herzlichsten Weise hatte sich Wolff des durch den jähen Tod seiner ersten Gattin tief erschütterten und halbgebrochenen Dichters angenommen und ihn erst nach seinem Landsitz, dann zu einer gemeinschaftlichen Reise, ihn zu zerstreuen, eingeladen. Dies zur Erläuterung der Verse, die sich sonst selbst erklären.

„Silbernen Haars, leutseligen Blicks, auf blühendem Antlitz
Hochfesttägliche Ruh, munterer Laune vermählt,

Rasch und besonnen zugleich, gradmännlichen Sinnes und kindlich,
Weise zu trösten bereit, reich zu verteilen gewöhnt,
Still und bewegt, wie der Genius gern vor Sterblichen aufrauscht,
War er gekommen“ . . .

In seinem Gartenhause zu Pankow, im Gespräch mit denen, die ihm näher standen, mußte man ihn sehen, um die feinste Blüte seines Wesens zu genießen. Wie es nicht anders sein konnte, bildeten die Redaktionsmitglieder der Zeitung den Grundstock dieser Gesellschaft. Nicht nur durch die Gemeinsamkeit der Interessen, auch durch gemeinsam überstandene Gefahren und Kämpfe waren sie miteinander verbunden. Andere, die Verwandten Wolff's, persönliche Freunde und Bekannte erweiterten den Kreis; geistreiche Frauen, anmutige Mädchen gaben ihm Farbe und Duft. Es war immer, für Alle wie für jeden Einzelnen, ein Fest, wenn wir uns unter den alten Bäumen des großen Gartens oder in dem roten Zimmer seiner Stadtwohnung zusammenfanden. Eine wohlanständige, ein wenig altmodische Einrichtung: nichts von der Überpracht des modernen Luxus, aber dafür auch kein leisestes Zeichen des Gründertums. Ohne selbst von hervorragendem Geiste oder schlagfertiger Rede zu sein, besaß Wolff in seltener Vereinigung die beiden Gaben, den Witz der Andern zu wecken, die Unterhaltung stets auf Ziele zu lenken, welche die ganze Tafelrunde anzogen und fesselten, und dem Redner mit jener sinnigen Aufmerksamkeit zu lauschen, die zum Weitersprechen ermuntert. Wie man mit froher Erwartung kam, ging man bereichert heim. Der patriarchalische Zug in Wolff's Charakter und Benehmen prägte sich lebhaft, besonders uns Jüngeren ein. Unwillkürlich stellte sich die Vergleichung mit dem reichen, weisen Nathan ein. Es fehlte unserem Freunde nicht der Humor, die leise Ironie, mit der Nathan in der Dichtung den Derwisch und den Tempelherrn, die beiden Strudelköpfe,

behandelt: wie oft hat Wolff leidenschaftliche Erörterungen mit feinem ironischen Wort und Lächeln beruhigt; wie oft mißlichen Dingen und Vorfällen die humoristische Seite abgewonnen.

Aber es war nicht allein seine besonnene Klugheit, die Kunst, die Menschen richtig zu behandeln und an den rechten Platz zu stellen, wodurch er sich die Herzen eroberte: seine Güte war es, die Überzeugung, die sich jedem in näherem Verkehr mit ihm aufdrängte, daß er einem Manne voll reinen Wohlwollens gegenüberstände. Von den Vielen, denen er sich hilfreich erwiesen, seien nur zwei der Bedeutendsten genannt: Emil Brachvogel und Karl Beck, dem einen hat er 1855 die Ausarbeitung des „Narziß“ ermöglicht, für den andern hat er bis zu seinem Tode gesorgt. Wie seine Linke von den Gutthaten, die seine Rechte austeilte, nichts wußte, so soll ihrer auch hier nicht weiter gedacht werden. Unsers Freundes Sinn ging immer dahin, im Stillen zu leben, im Stillen zu wirken, nichts war seiner Bescheidenheit unangenehmer als die hundertstimmige Fama. Schwere Leiden suchten ihn in seinen letzten Jahren heim. Mit traurigen Ahnungen sah ich ihn im Oktober des Jahres 1876 sich zu einer längeren Reise nach dem Genfer See und dem südlichen Frankreich anschicken. Ich traf ihn in München, unmittelbar nach dem Tode Adolf Stahr's, tief erschüttert von dem Hingang des werten Freundes: er hatte etwas Gebrochenes in Blick und Haltung, wie ich es bisher noch nie an ihm bemerkt. Unsere Besorgnisse gingen leider in Erfüllung, von einem Schlaganfall, der ihn in Marseille traf, erholte er sich nur langsam. Sein altes Heilmittel, Karlsbad, bewährte sich indessen auch diesmal noch, munterer, als wir es erwartet, kehrte er im Frühjahr 1877 nach Berlin zurück. Aber ein Zug des Leidens blieb in seinem Gesichte, seine Stimmung nahm eine

melancholische Färbung an; der Abend dämmerte eben herein. Seit dem November des Jahres 1878 hegten die Ärzte nur noch geringe Hoffnung; ein gichtisches Leiden hatte sich mit einem Nierenleiden kompliziert. Wie groß aber auch seine Schmerzen waren, was ihn keinen Augenblick verließ, war die rücksichtsvolle Teilnahme für die Andern. Gelassenen Sinnes blickte er dem Ausgange entgegen, erfreut über jeden Besuch, dankbar für jede Freundlichkeit, die man ihm darbrachte. Seinen geliebten Garten sollte er nicht wiedersehen; am 11. Mai 1879 verschied er, am 14. in der Mittagsstunde trugen wir ihn auf dem alten jüdischen Kirchhof zu Grabe. Wie Wenige hatte er in einem langen, thätigen, das Allgemeine auf dem Gebiete, wohin ihn das Geschick gestellt, fördernden Leben das Wort Goethe's zur Wahrheit gemacht: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ So wird sein Bild unverlöschlich in der Erinnerung seiner Freunde fortleben.

Berthold Auerbach.

I.

Februar 1882.

So viele Kränze, so viele Zeichen und Grüße der Verehrung und der Freundschaft waren für diesen 28. Februar 1882, seinen siebenzigsten Geburtstag, dem Dichter zugedacht, der uns, trotz seines Alters, doch zu früh, zu jählings nun vom Tode, auf fremder Erde, entrissen worden ist. Schon wölbt sich auf dem Friedhof von Nordstetten, unter den Föhren, die Erde über seinem Sarge und aus der Freude ist die Trauer geworden. Dennoch ist es so natürlich, daß gerade an diesem Tage das Schattenbild des Verewigten vor uns hintritt, daß wir versuchen, es noch einmal festzuhalten.

Eigentlich Neues, Originales kann über Berthold Auerbach's Wirksamkeit und die Natur seines Talentes von Niemanden unter uns gesagt werden. Bis in den Herbst des vergangenen Jahres ist Auerbach ein Schaffender gewesen. Immer auf's neue hat er uns mit seinen Schöpfungen erfreut, erheitert und erhoben, immer auf's neue unser Urteil angerufen. Jeder von uns hat darum über Auerbach's Dichtungen nachgedacht, sich geäußert, seine Stellung zu ihnen genommen, die der Tod des Dichters nicht ändern kann. Niemals hat Auerbach über Verkennung, ja nur über eine zu geringe Schätzung seines Talentes zu klagen gehabt. Selbstverständlich fanden seine Arbeiten nicht alle die gleiche Aufnahme, die einen gefielen mehr, als die andern, aber der Ton der

Freude und der Bewunderung, den Freiligrath bei dem Erscheinen der „Dorfgeschichten" im Jahre 1843 angeschlagen hatte, hat im Grunde, bald im stärkeren, bald im schwächeren Ausklange, die ganze schriftstellerische Thätigkeit Auerbach's wie ein freundliches, wohlthuendes und zugleich zu stets neuem Sinnen und Dichten sanft verlockendes Geläute begleitet. Von einer Wandlung, einer Berichtigung des Urteils, wie sie sich zum Beispiel Karl Gutzkow gegenüber vollzieht, kann bei Auerbach nicht die Rede sein. Was Lazarus am Sarge, was Friedrich Vischer am Grabe des Toten gesprochen, was in einer Abhandlung im Februarheft der Westermann'schen Monatshefte Wilhelm Goldbaum über den Dichter gesagt hat, es ist eben nur das feststehende allgemeine Urteil. Wir mögen noch dieses und jenes Pünktchen über dem I hinzufügen, die Schrift bleibt dieselbe. Erst in zwei Jahrzehnten, wenn ein neues Geschlecht zu Worte gekommen ist, wird Auerbach von einer andern Seite und in einem andern Lichte aufgefaßt werden. Für uns, die wir mit ihm gelebt, ist der Baum immer derselbe geblieben, er ist stärker geworden, er hat diesen und jenen Zweig verloren, aber er hat nie seinen Stand zur Sonne geändert, niemals haben wir seinen Wipfel kahl und entlaubt gesehen. Die Eigenart Auerbach's ist leicht erkennbar, ist eine durchsichtige. In ihm haben sich ein naiver idyllischer Dichter und ein grüblerischer, nachdenklicher Talmudist vereinigt. Die herzliche Freude, die volle gemütliche Hingabe des Einen an die Natur, an die Erscheinung suchte der Andere philosophisch zu vertiefen, im Lichte des Ewigen zu verklären. Daher kommt es, daß seine Schwarzwälder auf der einen Seite in innigster Weise mit ihrem Boden, ihrem Wald, ihren Bergen verknüpft sind und als Dörfler, als Abbilder der Wirklichkeit, wie Vautier'sche und Defregger'sche Gestalten erscheinen, und auf der anderen etwas von einem Philosophen, einem

Gedankenweber an sich haben, das sie für immer von echten Bauern unterscheidet. Der Inhalt ihrer Rede quillt aus dem Vollen, bald aus der Besonderheit ihres Charakters, bald aus der Tiefe der Volksseele, von der die ihrige ein Stück ist, aber die Form ihrer Rede ist eine abgeklärte, durchgeistigte. Die Figuren unseres Dichters tragen alle ein Prisma in der Brust, in dem sich der Sonnenstrahl in allen Farben bricht: dies Prisma ist das Herz des Poeten; im eigensten Sinn des Wortes sind sie alle seine Geschöpfe. Die Frau Professorin und das Barfüßle, Irma und Brigitte sind äußerlich an Gestalt ebenso verschieden wie innerlich in ihren Leidenschaften und Gefühlen, aber die Einen wie die Anderen denken und reden in Sprüchen, in Aphorismen, in Bildern und Gleichnissen. Nicht nur der Collaborator, auch der amerikanische Realist und Sklavenhalter Sonnenkamp hat tausend und einen Gedanken. Wer mit Auerbach und wär' es auch nur eine Stunde verplaudert hat, weiß, daß diese Form des Denkens und der Rede keine angekünstelte, sondern eine ihm angeborene war. Ihm strömten beständig eine Fülle von Bildern, Vergleichen und geistreichen Einfällen zu, er hatte eine eigene Art, die alltäglichsten Dinge gleichsam metaphysisch zu fassen und aus ihrer irdischen Beschränktheit zu lösen. Es lag darin für mich oft etwas Gesuchtes und Salbungsvolles, was mich zuweilen abstieß, und zugleich ein Tiefblick in die Dinge, der unwiderstehlich anzog und anregte. Eine ununterbrochene Silberader solcher Gedanken durchzieht seine Schöpfungen, und mir ist es manchmal, als wäre das ganze Bergwerk von Handlungen und Begebenheiten, von Naturschilderungen und Herzenskämpfen nur dieser Silberader wegen da, die überall, hier aus dem nackten, dort aus dem moosübersponnenen Gestein hervorleuchtet.

Eine weniger liebenswürdige, weniger in sich reiche und

ausgiebige Natur, als die Auerbach's, würde es nicht vermocht haben, uns auf die Dauer mit ihrer Selbstoffenbarung zu beschäftigen. Denn wie mannigfaltig auch die Kostüme sind, in deren Hülle, die Dekorationen, in deren Umrahmung sie vor uns auftritt — schließlich waren es doch immer Auerbach's Seele, Gemüt und Geist, die zu uns sprachen. Wir lesen Don Quijote, wir sehen Hamlet auf der Bühne, ohne sonderlich an ihre Urheber zu denken, Cervantes, Shakespeare sind ganz hinter oder in ihren Figuren verschwunden, Auerbach schaut aus all' seinen Gestalten heraus. Daß er uns nun doch immer neu und anziehend erschien, beruht in den mächtigen und unverlöschlichen Eindrücken, die er in seiner Jugend, auf seiner Heimatserde empfangen hat. Sein naives idyllisches Dichtergemüt, seine mehr auf die Vorgänge des Privatlebens als auf die Erschütterungen der Staaten und der Völker gerichtete, ganz in der Gegenwart befangene Phantasie erhielten hier an Begebenheiten, Gestalten, Szenerien einen Stoff, der in einem beinahe vierzigjährigen Schaffen nicht völlig erschöpft wurde. Nicht nur die Unsterblichkeit des Dichters, auch seines Wesens bester und kostbarster Teil liegt in diesen Dorfgeschichten, in denen seine Eigenart sich harmonisch mit der Wirklichkeit verschmolz und das, was er gedacht, in dem, was er geschaut, die zugleich idealste und lebendigste Verkörperung fand. Einmal, in dem Roman „Auf der Höhe", ist es ihm gelungen, auf dieser Grundlage seines Wesens und Schaffens ein stattlicheres, großartigeres Gebäude aufzuführen, das Raum für die Darstellung eines größeren Ausschnittes aus unserer Zeit und unserem Leben bot; aber das Werk, das ich für die bedeutendste Schöpfung Auerbach's halte, läßt sich doch an innerlicher Geschlossenheit nicht mit den ersten Dorfgeschichten vergleichen. In diesem Roman und in den beiden ihm folgenden: „Das Landhaus am Rhein"

und „Waldfried“ hat uns Auerbach gezeigt, daß er über den engen Rahmen eines Dorfes im Schwarzwald recht wohl hinausgehen, gewaltige Massen mit architektonischem Sinn bewältigen und ordnen, andere Lebensformen, als die, deren er durch eine lange Gewöhnung Herr geworden, in ihrem Kern und ihrer Bedeutung erfassen und für die Dichtung beseelen konnte: allein die rechte Melodie fehlte ihnen doch Wie hoch hat sich der Schiller des „Wallenstein“ an Gedankentiefe, in der Reinheit und dem Schwunge der Sprache, in der Verklärung des Wirklichen zum Idealen über den Schiller der „Räuber“ erhoben — und dennoch, wo suchen, wo finden wir noch heute den echten, den ungebrochenen Schiller? In den „Räubern“, in „Kabale und Liebe“, im „Don Carlos“, in „Wilhelm Tell“. So ist der Schwarzwald die Welt, die Auerbach beherrscht; hier war er ein unumschränkter König, der Orpheus, dessen Melodien diese Felsen und Wälder, diese Bäche, diese Menschen folgten. Immer wieder ist er denn auch zu ihnen zurückgekehrt. Seine letzten Erzählungen: „Landolin“, „Der Forstmeister“, „Brigitte“ enden dort, wo seine ersten anfangen. Lange hat er sich mit dem Plan zu einem Roman getragen, dessen stofflichen Mittelpunkt die Vergewaltigung Straßburgs durch Ludwig XIV. bilden sollte. Durch unsern Krieg mit Frankreich erhielt der Gedanke einen neuen Antrieb, einen um so stärkeren, als sich Auerbach eine Weile in dem deutschen Lager während der Belagerung der Stadt befand. Vielmals hat er mit mir darüber gesprochen, aber die Schwierigkeit des Stoffes, die für ihn in der Verbindung des historisch-politischen Moments mit seinem fast ausschließlich auf kleinbürgerlichen, idyllischen Verhältnissen beruhenden Plane lag, schreckten ihn von der Ausführung ab. Aus demselben Instinkte der Selbsterhaltung entsprangen seine Abneigung gegen die Fremde, daß er in seinem langen Leben

weder Italien noch Paris und London gesehen, und seine Geringschätzung der Geschichte als einer Quelle poetischer Anregung und tragischer Stoffe. Wie er zu sagen pflegte, gingen ihn diese Dinge nichts an. In einer Zeit, wo alle Litteraturen von einander zu lernen, sich an einander zu bereichern, auf einander zu stützen streben, bewahrte er eine fast trotzige Einseitigkeit. Seine Kenntnis der französischen und der englischen Litteratur war eine oberflächliche, die italienische und die spanische waren ihm so gut wie fremd. Deutsch zu fühlen und zu sein, deutsch zu denken: darauf beschränkte sich bewußt und unbewußt seine Natur. „Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah: deutsch zu schreiben." Dies ist das Geheimnis seiner Wirksamkeit. Aus dem Allleben des deutschen Volksgemütes zog sein Einzelwesen Kraft und Innigkeit, seine Beschränktheit war seine Größe. Es hat vor ihm und mit ihm Dorfgeschichten-Erzähler gegeben, Dichter, welche die Bildung wieder in das Volksleben zurückgeführt und der Kunst ein Gebiet, das lange brach und wie von einem Bergsturz verschüttet dagelegen, wieder zugänglich und urbar gemacht haben — Keinen, der ihm gleichgekommen, dessen Schöpfungen in so unauflösbarer Mischung wie die Auerbach's den Erdgeruch der deutschen Heimat und den Atem eines originalen Geistes ausströmen. War es ihm nicht gegeben, die tiefsten und ergreifendsten Gedanken und Richtungen des Jahrhunderts zum Ausdruck zu bringen — einzig und unvergleichlich war er und wird er bleiben, wo das deutsche Gemüt durch seinen Mund redete.

Nicht nur jetzt, an seinem Grabe und zu seinen Ehren, auch vordem ist Ähnliches, vielfach und oft gesagt worden. Das Urteil über Auerbach kann eben nicht fehlgreifen. Früher als sonst einem Dichter gegenüber ist es bei ihm zu einem allgemein gültigen geworden, wie sehr auch die Meinungen

über seine einzelnen Dichtungen von einander abweichen mochten. Und wie der Poet, wird auch der Mensch in der Erinnerung Aller, die ihn gekannt, ein annähernd gleiches Bild zurückgelassen haben. In der Mitte der fünfziger Jahre habe ich Berthold Auerbach kennen gelernt. In Dresden, durch die Vermittelung Karl Gutzkow's. Beide Männer — sie waren beinahe gleichaltrig, Gutzkow ist am 17. März 1811, Auerbach am 28. Februar 1812 geboren — lebten damals noch einträchtig, ja befreundet neben und mit einander; beide hatten wenige Jahre vorher zum zweiten Male geheiratet, junge, anmutige Frauen zierten ihr Haus. Der Litterarhistoriker Hermann Hettner, der Maler Hübner waren häufig Teilnehmer auf Spaziergängen und Fahrten in das Land hinein. Auf ihrem Landsitz übten der Major Serre und seine bewegliche, vielthätige Frau die liebenswürdigste Gastfreundschaft. In Pillnitz wohnte Julius Hammer, der Dichter von „Schau um Dich und schau in Dich“, weiterhin hoch oben auf einem Berge am Elbufer in idyllischer Einsamkeit Eduard Duboc. Eine angeregte und anregende Gesellschaft. Wären nur nicht die beständigen Reibungen, Eifersüchteleien und das Fraubasengeschwätz gewesen, eine gereizte Stimmung wurde heute durch eine Versöhnung beschwichtigt, um morgen von Neuem wieder auszubrechen. Auerbach hat sich schließlich in Feindschaft von Gutzkow und Hettner getrennt. In einer Erinnerung an Auerbach erzählt Max Ring, wie vergeblich er sich bemüht, Auerbach eine günstigere Meinung von Gutzkow beizubringen. Je älter beide Männer wurden, je weniger war es einem Dritten möglich, zwischen ihnen zu vermitteln. Sie waren zu starr in ihren Ansichten und zu hochmütig in ihrem Selbstgefühl geworden. Der Grundfehler in Gutzkow's Wesen, der mehr ihm als den Andern geschadet und meinem Gefühl nach sein Leben

verbittert und unselig gemacht hat, war der Neid, Auerbach's Schwäche war eine selbstgefällige, fast naive Eitelkeit. Gutzkow beneidete Jedem den kleinsten Erfolg; eine Macht, die stärker war als sein Wille, die zuweilen, ihm halb unbewußt, aus ihm redete, und wirkte, ließ ihn selbst die Anerkennung, die seine Freunde und Schützlinge fanden, mit Argwohn und Mißtrauen betrachten. In seinem Lobe sogar gab es immer irgendwo einen verborgenen Stachel, der verletzte. Auerbach's Eitelkeit dagegen hatte nichts Kränkendes für den Andern. Wenn er sich für den Mittelpunkt der zeitgenössischen deutschen Litteratur und durch seine Schöpfungen, seine noch ungeschwächte dichterische Kraft zu ihrem Haupte und Führer berufen hielt, so strömte doch auch von diesem Mittelpunkte, wie von einer planetarischen Sonne, Licht und Wärme auf alle aus, die in ihren Bereich kamen. Immer hatte er ein gutes Wort, einen guten Rat bereit. Nach seiner eigenen Aussage brauchte er Menschen; nicht nur, um ihre Huldigungen in Empfang zu nehmen und sich ihnen mitzuteilen, sondern auch um ihre Bedürfnisse, Ansichten und Wünsche zu erfahren, ihnen zu helfen, sie in Freundschaft zu umfassen. Diese Hingabe an ein fremdes Interesse, die herzliche Freude über das, was dem Andern gelungen, die geistige Mitarbeiterschaft an den Plänen der Freunde ließen leicht über seine Schwächen hinwegsehen. Möglich, daß diejenigen, die ihm näher standen, mehr darunter gelitten haben, als ich etwa, der ich niemals zu den „Intimen" Auerbach's gehört habe, es giebt eben auch eine Aufdringlichkeit der Freundschaft.

Fast zu derselben Zeit, im Anfang der sechziger Jahre, haben Gutzkow und Auerbach Dresden verlassen, Gutzkow, um in Weimar die Tragödie seines Mannesalters durchzukämpfen, Auerbach, um in Berlin zu dem Gipfel des Ruhmes

und der Ehre zu steigen. Denn ihn freute die öffentliche Auszeichnung, die Aufmerksamkeit, die ihm von Seiten des Hofes erwiesen wurde, sein Erfolg in der Gesellschaft, die Anerkennung, Teilnahme und Verehrung, die er in dem Kreise seiner schriftstellerischen Genossen fand. Was in seinem Auftreten unter ihm so fremden Verhältnissen, Menschen und Dingen einen leichten, mehr noch humoristischen als komischen Anstrich hatte; fühlte er mit feinem Sinne bald heraus und brach der Ironie die Spitze ab, indem er sich selbst belächelte. Und wie hätte ein kluger und gefühlvoller Mann wie er nicht auch hier allmählig in das Gleichgewicht kommen und mit dem richtigen Platz auch den richtigen Ausdruck für seine Persönlichkeit finden sollen. In würdigster Weise vertrat er in den letzten Jahren die Litteratur, nicht durch sein Alter, mehr noch durch sein Verdienst war er ihr Patriarch geworden. Nach der ersten war in ihr schon eine zweite Generation unter seinen Augen herangewachsen, und diese Jüngsten überboten sich ihm gegenüber in Beifall und Verehrung. Man hat gesagt, Auerbach habe sich nie ganz heimisch in Berlin gefühlt und auf der anderen Seite habe die große Stadt nicht günstig auf ihn gewirkt. Wie alle Eingewanderten hatte Auerbach viel an unserer Stadt auszusetzen, heute war sie ihm zu kleinstädtisch, morgen zu geräuschvoll, einmal ermüdeten ihn die Gesellschaften, ein andermal lief er unruhig aus der einen in die andere. Der Süddeutsche vermißte die Behaglichkeit seiner Heimat, der Sohn des Dorfes die Bekanntschaft und das Vertrautsein der Gemeindemitglieder mit einander. Oftmals hat er Berlin verlassen, um eine Weile am Rhein, in Baden zu leben, zuletzt hat es ihn doch immer wieder hierher zurückgezogen. Denn dem Zauber und dem Einflusse der großen deutschen Stadt vermochte auch er sich nicht auf die Dauer zu entziehen. Wie

weit das großstädtische Wesen und Treiben dem Menschen zu gute kam, bleibe dahingestellt: der Dichter hat seine wohlthätige, fördernde, bedeutsame Wirkung voll empfunden. In den fünfziger Jahren hatte Auerbach nichts geschaffen, was eine neue Seite seines Talents, was eine Entwickelung gezeigt. Im Fabuliren wie in der Darstellung charakteristischer Gestalten schien seine Kunst still zu stehen, es war, als ob er uns nichts mehr zu sagen habe. Seine Versuche, das moderne Leben in die Form eines Romans zu fassen, waren nicht gelungen; weder hatte er die bewegenden Kräfte und Gedanken der Zeit in symbolischen Gestalten auszuprägen, noch die bunte Fülle der äußeren vielfarbigen Erscheinung der Gegenwart wiederzuspiegeln gewußt. Um so überraschender war der Eindruck seiner Dichtung „Auf der Höhe“. Hier war das Moderne in seinem innersten Kern erfaßt. Nicht weniger kühn, als Griff, war der Vorwurf in dem Roman, der ihr nach wenigen Jahren folgte: „Das Landhaus am Rhein“. Die ersten Anregungen zu dem einen wie zu dem andern Werke verdankte der Dichter nicht Berlin, aber ich glaube nicht, daß er im Stande gewesen wäre, sie ohne Kenntnis der Stadt, des Hofes, eines hochgehenden politischen und gesellschaftlichen Lebens, von dem ihm das idyllische Dasein in Dresden keine Vorstellung hatte geben können, zu schreiben. Daß er nicht ganz und voll und rund darin aufging, wie Victor Hugo in seinem Paris, liegt darin, daß er seiner Natur nach ein Dichter des Landes und des Waldes, nicht der Stadt war.

Von weit her kam er gezogen, wie sein Waldfried, der das Siegesfest und die Wiederaufrichtung des alten Reiches in der neuen Hauptstadt feiert. Wohl war er immer ein echter Sohn des Vaterlandes gewesen, er brauchte nicht auf märkischer Erde zu stehen, damit sein Herz von patriotischem Feuer erglühe — aber es war doch auch für ihn ein Großes,

von dem Sturm kriegerischer Begeisterung und dem Siegesjubel, die unsere Stadt damals durchbrausten, umrauscht und emporgetragen zu werden. Wie jene Tage ihn erhoben, haben ihn die jüngsten Tage verstimmt. Tiefer, als sie es verdienten, nahm er sich jene Ausschreitungen gegen die Juden zu Herzen, die man jetzt von allen Seiten halb beklagt und halb zu entschuldigen, abzuschwächen und zu bemänteln sucht. Einer Natur wie der seinigen, die nicht zu hassen, die nicht einmal recht anzugreifen verstand, konnte in dem harten Meinungskampfe kein anderes Los zufallen als das zu leiden. Das wollte ihn nicht trösten, als ich ihn auf der gemeinsamen Heimkehr aus einer Sitzung des Komitee's zur Errichtung eines Lessing-Denkmals, lachend auf seine Klagen fragte: was er denn von dem Hauptpastor Goeze wisse? was dem Manne seine Orthodoxie, seine Verketzerung Lessing's, sein Fluchen und Schmähen eingebracht habe, als die Verachtung und das Gelächter der Nachwelt? Er empfand sich nun einmal als Märtyrer; den Gegner mit einem wuchtigen Keulenschlage niederzuschlagen wie Lessing, war er nicht streitbar, ihn auszulachen, nicht humoristisch genug. Es ging ihm gegen die Natur, die Welt als eine große Komödie zu nehmen. Täusche ich mich? Oder trug das immer schmerzhafter und stärker auftretende physische Leiden zu der Melancholie und Verdüsterung seines letzten Lebensjahres ein schweres Teil bei? Der Zukunft wenigstens durfte er sicher sein. Das zwanzigste Jahrhundert wird seinen Namen kennen und sich an mehr als einer seiner Schöpfungen erfreuen und erheben, während es von allen denen, welche die „Judenfrage“ bei uns aufgeworfen haben, auch nicht die leiseste Erinnerung bewahrt haben wird.

Nun ist er von uns gegangen, ohne das Werk vollendet zu haben, was uns vielleicht das reinste und vollkommenste Abbild seines Werdens und Denkens geboten hätte: seine Me-

moiren. So viel und so häufig er auch davon sprach, fürchte ich doch, daß er zu spät damit angefangen hat. Zu spät — nicht nur in dem Sinn, daß ihn jetzt der Tod ereilt hat, mitten in der Arbeit, sondern daß ihn schon bei dem Beginne desselben der lange Atem und der noch ungebrochene Mut entschwunden waren, die sie erforderte. Seine Briefe, die Schilderungen seiner nächsten Freunde werden dafür eintreten müssen. Nicht für uns, die wir ihn gekannt, aber für die Nachkommen. Von einem wahrhaft bedeutenden Manne soll nicht allein das Werk, soll auch die Geschichte seines Lebens seinem Volke bewahrt bleiben. Es giebt kein besseres, kein eindringlicheres Lehrmittel zur Tugend, zur Erhebung des Gemüts aus dem Gemeinen, keinen stärkeren Antrieb zum Guten und Schönen als die Lebensgeschichten der Dichter und Künstler, der Denker und Entdecker. Ein solches Denkmal wird Berthold Auerbach nicht fehlen. Vereint mit seinen Schöpfungen wird es die Erinnerung an ihn noch auf lange hinaus lebendig halten. Freilich uns, den Mitlebenden, wird es den Verlust nicht ersetzen können, den wir erlitten. Uns ist der Freund gestorben, die beredte Stimme verklungen, die immer zum Guten anregte und, vom Herzen kommend, zum Herzen drang. Was er uns war, können seine Schriften nicht ganz decken und erfüllen; Auerbach's Persönlichkeit übte, nicht auf Alle, aber doch auf die Mehrzahl derer, die in seine Nähe gekommen, eine bestrickende Wirkung aus. Dieser Zauber ist nun für immer dahin. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß er nicht uns, daß er Allen lebte. Aus der Volksseele entsprungen, flutet der durchsichtige und glänzende Strom seiner Dichtung allmählig wieder in das Allleben unseres Volkes zurück. Wie er uns erfrischte, wird er noch Tausende nach uns erfrischen, wie uns, wird er ihnen die liebliche Idylle des Schwarzwaldes wiederspiegeln, wie uns, wird er

sie mit dem sanften Gemurmel seiner Wellen in das Gefühl der Allgöttlichkeit der Natur und der Gemeinsamkeit alles Seienden einwiegen, wie wir, werden sie des Dichters gedenken —

„Und dann auch soll, wenn Enkel um ihn trauern,
Zu ihrer Lust noch seine Liebe dauern.“

II.

Mai 1884.

Mit dem Nachlaß der Dichter ist es eine eigene Sache: die einen wachsen, die andern sinken damit in der öffentlichen Meinung. Zu viel schmutzige Wäsche wird gewaschen, zu viele Papierschnitzel, die am besten für immer verborgen geblieben wären, verraten bald die Menschlichkeiten, bald den Schweiß, den der Dichter bei seiner Arbeit vergoß. Andererseits wieder — welch' ein Denkmal für Voltaire sind seine Briefe! Vielleicht neben Candide, Zadig und dem Dictionnaire philosophique das unvergänglichste, das er sich aufgerichtet. Wer möchte Schiller's, Goethe's Briefe nicht besitzen, wer bedauerte nicht, daß uns nur Bruchstücke aus Lessing's Briefwechsel erhalten sind? Zu diesen Schätzen rechne ich die beiden Bände, die im Frühjahr 1884 unter dem Titel „Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. Ein litterarisches Denkmal“ (Frankfurt am Main, Litterarische Anstalt) erschienen sind. Zwar vermögen sie die Denkwürdigkeiten seines Lebens nicht zu ersetzen, die Auerbach so oft sich selbst und den Freunden versprochen, zu deren Abfassung er wiederholt einen Anlauf genommen hat, um dann immer wieder wie vor einem unerreichbaren Ziel zurückzuweichen, denn bei all' ihrer Ausführlichkeit sind sie doch eben nur Augenblicksbilder, die gewisse Vorfälle, vorübergehende Stimmungen beschreiben und festhalten, aber nicht von einem

höheren Punkte aus Ursprung und Entwickelung des ganzen Lebens überschauen. Aber ein Denkmal Berthold Auerbach's sind sie vor allem darum, weil seine Persönlichkeit uns anschaulich in jedem Zuge und immer, mit all' ihren Schwächen und Warzen, liebenswürdig und verehrenswert daraus entgegentritt.

Jeder, der Auerbach persönlich näher gestanden, wird diesen Briefen gegenüber zunächst die Empfindung haben, sich mit der Gestalt des Freundes auch die gemeinsam verlebten Stunden und die gebende oder empfangende Rolle zurückzurufen, die er darin gespielt. Ein so treuer Abdruck der Wirklichkeit — die Wirklichkeit als Moment, als Tagesereignis gefaßt — sind diese Blätter, daß ich nicht nur den Gedankengang, sondern den Stimmton des Freundes heraushöre, als verlange er meine Antwort. Mir nun, der ich Auerbach seit 1855, aus seiner Dresdener Zeit her kenne, ist er nie sympathischer erschienen, als bei der Lektüre dieser Briefe. Unser Verhältnis ist niemals durch eine große Entzweiung getrübt worden, aber vielleicht wurde es gerade deshalb kein wahrhaft inniges und anhängliches. Der Unterschied der Jahre, meine Freundschaft für Karl Gutzkow, die Verschiedenheit unserer künstlerischen Anschauungen und die Gegensätze des Temperaments mochten einen näheren Anschluß verhindern, er bei mir nach seiner herzlichen Ansprache nicht immer die Erwiderung finden, die er verdiente, die er erwarten durfte; im großen und ganzen jedoch sind wir stets gut mit einander gefahren. Was mich im Gespräch mit ihm ungeduldig und unduldsam machte: die salbungsvolle Spruchweisheit, die Neigung, die Dinge stets unter das Vergrößerungsglas der Begeisterung zu nehmen, sie nicht in ihrem historischen Zusammenhange, sondern in ihrer, wie ich meinte, idealen Bedeutung und Allgemeinheit zu erfassen, verschwindet in den

Briefen: ich höre einem Monologe zu, der sich wie der Faden des Seidenwurmes hinspinnt, natürlich, ohne Anstrengung, wie von selbst, von jeder Aufdringlichkeit frei. Und noch eins, was nicht verschwiegen werden soll: Auerbach beklagt sich mehr als einmal in diesen Briefen, daß ihn die andern für eitel halten und sich in Tadel und Spott über seine Selbstgefälligkeit ergehen. Ich weiß nicht, wie man die Erwähnung jeder großen und kleinen Anerkennung und Ehrenbezeugung, die ihm wurde, die Freude an jedem Lobe, von welcher Seite es auch kam, die Schilderung von allen Festessen und Trinksprüchen zu seinem Ruhme anders als eben mit dem Worte Eitelkeit bezeichnen kann, aber ich will gleich hinzusetzen, daß diese Eitelkeit in den Briefen ungleich fröhlicher und naiver sich offenbart, als sie mir je in der Unterhaltung erschienen ist. Sie hat hier das Herausfordernde verloren, sie ist, möcht' ich sagen, eine einsame Selbstbespiegelung geworden, die sich an niemand besonders richtet, ja zuweilen einen rührenden Zug gewinnt. Narziß freute sich nur über seine Schönheit, Auerbach dagegen berauscht sich an seinen Erfolgen und spiegelt sich in seiner Stellung im Leben und in der Litteratur einzig im Gedanken an den Punkt, von dem er ausgegangen. Der arme Talmudschüler aus Nordstetten im Saal des Königsschlosses, in derselben Stadt der geehrte Gast des Großherzogs von Baden, aus der er einst wegen Subsistenzlosigkeit ausgewiesen werden sollte — darin liegt der Grund seiner Eitelkeit. Einer, scheint eine unsichtbare Stimme in ihm zu sagen, der es so weit gebracht hat, durch Glück, aber doch auch durch treue unablässige Arbeit, muß etwas auf sich halten, schau um dich, Berthold, wie sie dir, nachsehen! Es ist etwas einfältig Schlichtes und Herziges darin: denn diese Briefe sind Selbstbekenntnisse, Tagebuchblätter, an sein zweites Selbst, seinen um einige Jahre älteren

Vetter Jakob Auerbach gerichtet, der in der Ruhe und Gefaßtheit seines Wesens die Schwäche des genialischen Freundes erkannte und lächelnd übersah. Wie den Schreiber, der sich ohne Rückhalt hingiebt, lernt man den Empfänger der Briefe lieben. Nur in wenigen Sätzen, fast nur zwischen den Zeilen der Auerbach'schen Briefe, in kurzen Anmerkungen tritt er aus seiner bescheidenen Zurückhaltung heraus, man sieht ihn niemals Auge in Auge, kaum seinen Schatten, und doch glaubt man den Atemzug eines wohlwollenden, gütigen Herzens, den Hauch eines stillen und vornehmen Geistes zu spüren. Unwillkürlich empfindet man bei dieser Treue und Anhänglichkeit seines Vetters Auerbach nach, wenn er ausruft: „Bleibe Du mir erhalten, ich kann mir mein Dasein nicht ohne Dich denken, was wäre ich ohne Dich!" Herrliches Bild einer seltenen, durch alle Lebensalter sich hinziehenden unverbrüchlichen Freundschaft, in der alles Licht auf den einen, den berühmteren Mann, fällt, während der andere stumm im Dunkeln bleibt; die Freundschaft hat fortan einen Pylades mehr zu verzeichnen.

Diese beiden Persönlichkeiten allein und ihr Verhältnis zu einander würden dem Buche Wert und Bedeutung verleihen, auch wenn der Inhalt nicht die Laufbahn und Entwickelung eines großen Schriftstellers beträfe. Mit der einzigen Ausnahme der Briefe aus den Monaten August und September 1878, in denen Auerbach Scheveningen und Amsterdam, seinen Aufenthalt daselbst und seine Spinoza-Forschungen schildert, überwiegt das rein Persönliche, das seelische Erlebnis weit das äußerlich Geschehene, den interessanten Vorfall, die merkwürdige Anekdote. Auch in seinen Briefen ist Auerbach viel mehr der Betrachter, als der Beschreiber der Dinge, er teilt das Stoffliche nur mit, um den Reflex zu erklären, den es in seiner Seele hervorbringt. In diesem

Sinne ist er von der ersten bis zur letzten Zeile derselbe geblieben.

Die Sammlung von 730 Briefen beginnt mit einem Briefe aus Stuttgart vom 7. April 1830 und endet wenige Tage vor Auerbach's Tode mit einem Dutzend am 20. Januar 1882 in Cannes niedergeschriebenen Zeilen: Auerbach hatte die Gewohnheit, jeden zweiten oder dritten Tag einige Sätze an den Freund zu richten und das Ganze erst nach einiger Zeit abzuschicken, so bestehen die einzelnen Briefe aus verschiedenen Teilen und sind, in bezug auf ihren Umfang, durchaus ungleichmäßig. Der Herausgeber hat das Ganze in Perioden eingeteilt und auch hier tritt das Ungleichmäßige eigentümlich hervor. Die Jahre 1830—1834 bringen zehn Briefe, die Jahre 1835—1842 ihrer zwanzig, die Jahre 1843—1848 sechsundzwanzig, die Jahre 1849—1854 fünfunddreißig, die Jahre 1855—1859 siebenundzwanzig; von da ab ändert sich das Verhältnis, jedes Jahr erscheint nun besonders und die Zahl der Briefe wächst; während aus den ersten neunundzwanzig Jahren im ganzen hundertundzwanzig Briefe mitgeteilt werden, sind aus den letzten zweiundzwanzig nicht weniger als sechshundertundzehn hier gegeben. Nicht sowohl den werdenden, als den gewordenen Auerbach haben wir vor uns. So kommt es, daß die Schwarzwälder Dorfgeschichten, deren Veröffentlichung den Umschwung in Auerbach's Leben hervorbrachte, welche die Grundlage seines Ruhmes und seiner Lebensstellung waren, nur in einer Note beiläufig erwähnt werden, die Arbeiten seines Alters aber, bis zu den schwächlichsten herab, gleichsam Szene nach Szene in seinen Briefen vor uns aufwachsen.

Briefe unmittelbar nach dem Tode des Schreibers der Öffentlichkeit preiszugeben, legt dem Herausgeber eine peinliche Pflicht der Selbstentäußerung auf und erfordert eine

zarte Hand. Sorgfältig hütete Jakob Auerbach seinen Schatz, er bewahrte eine Sammlung von mehr als zweitausend Bogen: nicht für sich, sondern für den Freund, der diese Aufzeichnungen dereinst zu seiner Autobiographie benutzen wollte. Obgleich nun diese Selbstbiographie nicht zu Stande gekommen ist, „so hätte ich mich doch nicht entschließen können“, sagt Jakob Auerbach in einem kurzen Vorwort, „auch nur einen Teil solcher aus dem beiderseitigen intimsten Leben hervorgegangenen Mitteilungen zu veröffentlichen, wenn ich nicht damit einen von dem Freunde an seinem Todestage geäußerten Wunsch, von dem er wußte, daß ich ihn als Verpflichtung betrachten würde, zu erfüllen hätte.“ Daß viele Rücksichten, auf die Familie, auf noch Lebende, zu nehmen waren, versteht sich von selbst, „ich war aus verschiedenen Gründen veranlaßt, eine große Zahl von Briefen und einzelnen Briefstellen auszuscheiden“, bekennt der Verfasser freimütig. Über eine dieser Auslassungen spricht er sich näher aus: „Der Druck des Buches war schon weit vorgeschritten, als Eduard Lasker starb. Es war zu spät, die von der Herausgabe der „Erlebnisse einer Mannesseele“ handelnden Stellen, die ich bei Lebzeiten Lasker's ausgeschieden hatte, wieder aufzunehmen und nur die wenigen Worte eines Briefes konnte ich in dieser Beziehung noch einschalten.“ Aber der Kenner von Auerbach's Leben und Gefühlen wird noch manche solcher Lücken in diesem Briefwechsel bemerken. Der einzige Mensch, den Berthold Auerbach haßte, war, soweit meine Kenntnis reicht, Hermann Hettner, mit dem er doch in Heidelberg und in den ersten Jahren seines Dresdener Aufenthalts in inniger Freundschaft verkehrt hatte. Mir ist Auerbach's Äußerung darum lebhafter in der Erinnerung geblieben, weil ich ihn nie wieder von irgend einem andern mit diesem Ton der Feindseligkeit habe sprechen hören. Sein Zorn gegen die Schürer der anti-

semitischen Bewegung entsprang aus ganz anderen, durchaus begreiflichen, allgemeinen Gründen, gegen Hettner war ein persönlicher Ingrimm in ihm mächtig, der durch die Äußerung in einem Briefe vom 2. April 1859 „außer Hettner ist mir alles wohlgesinnt und will mich hier (in Dresden) halten" und die Anmerkung, die Entzweiung der Freunde sei bei einer die Schillerstiftung betreffenden Verhandlung entstanden, nicht entfernt aufgeklärt wird. Aus den letzten Lebensjahren Auerbach's entsinnen sich die Freunde, welch' tiefe Verstimmung ihm der Tag der Enthüllung des Goethe-Denkmals in Berlin, infolge eines Zwiespalts zwischen dem Komitee und Paul Lindau, bereitete: auch nicht eine Spur davon ist in den Briefen zu finden. Vielleicht ist der Herausgeber in seiner Zartfühligkeit zu weit gegangen und hat manche scharfe und bittere Äußerung Auerbach's gegen litterarische und politische Zustände und Persönlichkeiten unterdrückt, die gerade für seinen Helden charakteristisch war, allein wer möchte ihm daraus einen Vorwurf machen? Ich wäre der letzte, der ich mich den Gutzkow'schen Briefen in meinem Besitz gegenüber in derselben Lage befinde.

Dem künftigen Biographen Auerbach's werden die Briefe, auch in der vorliegenden Form, eine unentbehrliche und eine unerschöpfliche Fundgrube sein. Nur muß er immer im Auge behalten, daß uns in ihnen nicht sowohl das Alltags- als das Sonntagsleben Auerbach's entgegentritt. Die mehr oder minder berühmten Leute erscheinen darin, die er gelegentlich sah, die Feste, denen er beiwohnte, die Vereinssitzungen, in denen er sprach: sein täglicher Verkehr und Umgang mit den Familien und Freunden, die er liebte und die ihn hier in Berlin mit Vertrauen, Verehrung und Zärtlichkeit umgaben und einhegten, ist beinahe ganz übergangen, sei es, daß er nichts davon berichtet, oder daß es der Herausgeber als un-

wichtig beiseite gelassen hat. Im allgemeinen kommen dabei die Männer und Frauen, mit denen Auerbach auf seinen Reisen, im Bade oder in der Sommerfrische zusammenkam, besser weg, als seine Berliner Freunde. Von ihnen begegnet uns nur Valentin Marx häufiger, der Auerbach auf vielen Reisen begleitet hat und in den kleinen Leiden und Freuden des Lebens sein eigentlicher spiritus familiaris war. Dagegen hat es mich Wunder genommen, den Schatten Heinrich Bernhard Oppenheim's auf diesem erinnerungsreichen Felde der Vergangenheit nur ein und ein anderes Mal anzutreffen. Auerbach's Leben in der Berliner Gesellschaft ist ohne Oppenheim gar nicht recht zu denken. Oppenheim war der geborene Vermittler, er stand in der Mitte zwischen Politik und Litteratur, war beständig auf dem Wege von dem einen zum anderen, eine lebendige Chronik, von treuem, festhaltendem Herzen und nicht ohne diplomatische Geschicklichkeit, zerrissene Fäden wieder anzuknüpfen, Knoten zu lösen nnd rauhe glatt zu streichen.

Ohne diese hingebende, sich immer gleichbleibende Freundschaft einzelner wäre mir wenigstens der Aufenthalt Auerbach's in Berlin ein Rätsel geblieben. Seiner ganzen Eigentümlichkeit nach, die zugleich die Nähe der Landschaft, den einsamen Spaziergang in Feld und Wald und die „freundliche Ansprache" der Menschen forderte, hätte er eine feste Niederlassung in Stuttgart, Karlsruhe oder Dresden dem Aufenthalt in Berlin vorziehen müssen. In Dresden traf ich ihn frohgelaunt, im Kreise von anbetenden Frauen, von Männern, die wie Hübner, Bendemann, Julius Hammer, Wolfsohn, ihm nicht widersprachen, in seine Eigenheiten sich geschickt hatten, seine Kunstanschauungen teilten: in Berlin war alles anders, er fand eine starke Gegenströmung, er konnte sich bis zuletzt mit dem straffen Preußentum und der kritischen

Stimmung der großen Stadt nicht in's Gleichgewicht setzen. Bei aller Anerkennung, die ihm zu teil wurde, fühlte er instinktmäßig einen geheimen Gegensatz heraus, ein Etwas, das, auch wenn es unausgesprochen blieb, das Lob einschränkte. „Ich habe das Gefühl", schreibt er am 17. Oktober 1876, „daß ich mit dem kritisch ablehnenden Wesen Berlins nicht gut stehe." Wie seinen Werken, erging es seinem Auftreten, seiner immer schnell aufflammenden Begeisterung, seiner Hitze im ersten, seiner Unentschlossenheit in dem nächsten Augenblick. Sie stießen mit der Kühle, der gelassenen Erwägung, der Härte des Entschlusses, die uns angeboren sind, oft empfindlich zusammen. Einen Freund, einen Geistesgenossen wie Otto Ludwig suchte er unter uns, nach seiner wiederholten Klage, vergebens: Friedrich Spielhagen war, wieder nach seinem Ausspruch, der einzige, der ihm in dieser Hinsicht nahe stand. Aber wir wissen, wie viele Jahre es dennoch gedauert hat, ehe sich diese Freundschaft fester schloß. Warum ließ er sich also hier nieder, warum lebte er, in zweiundzwanzig Jahren sieben Mal die Wohnung wechselnd, in der geräuschvollen, immer unruhiger werdenden Stadt? Anfänglich waren es wohl die Hoffnungen, die ihm vornehme Gönner auf eine Hof- oder Staatsstellung, als Bibliothekar des damaligen (1860) Prinzregenten, als Direktor des Museums, gemacht hatten, welche ihn anzogen und festhielten. Jeder, der nur eine ungefähre Kenntnis von der preußischen Hof- und Beamtenhierarchie, von ihrem Kastenwesen und ihren Traditionen besitzt, mußte sich sagen, daß diese Erwartungen völlig aussichtslose waren. Auerbach würde sich an einem solchen Platze noch unglücklicher gefühlt haben, als später an der Spitze einer Redaktion bei der Herausgabe der „Deutschen Blätter". Schon seine Einsprachigkeit, seine geringen positiven Kenntnisse in der

Kunst- und Litteraturgeschichte wären auf die Dauer unüberwindliche Hindernisse für ihn gewesen, so am Hofe wie im Staatsdienst. Was ihn dann aber nicht von Berlin losließ, war der Reiz dieser in ihrer Art einzigen Stadt. Ihr Werkeltagsleben, ihre unablässige Arbeit verstimmte und berauschte ihn zugleich. Er schwamm mit im mächtigen Strom des Lebens, zuweilen trugen ihn die Wellen wohlig und sanft dahin. Konnte ich, der ich für die Einheit Deutschlands mein Lebenlang geschwärmt und gewirkt, der deutschen Hauptstadt den Rücken kehren? fragt er sich und beruhigt seinen Unmut. Beständig will er fort, dort gedenkt er sich anzukaufen, hier hofft er eine bleibende Stätte zu finden; er verlängert seine Sommerreisen, vom Juni 1866 bis in den Februar 1868 hält er sich an verschiedenen Punkten der Rheinprovinz auf: aber am 29. Februar 1868 schreibt er dem Freunde doch wieder aus der Sigismundstraße in Berlin. Wie sehr er sich auch ärgert, daß sich die Hausnachbarn nicht um ihn sorgen und kümmern, die Kinder auf der Straße ihm keine Hand zum Gruße reichen, wie fremd und gleichgültig ihm auch die Stadt in ihren alten historischen Teilen ist, wie die kleinen Leute und Arbeiter nur im Saal des Handwerker-Vereins mit ihm in Berührung kommen und im Übrigen außerhalb seines Gesichtskreises bleiben: der Menschenwirbel, die Kunstgenüsse, die geistigen Anregungen aller Art fesseln ihn. Und warum es nicht sagen? Auch seine Eitelkeit erfährt nur hier ihre volle Befriedigung. Hier sind Hoffeste, zu denen er geladen, wo er durch ein huldvolles Wort der Majestäten ausgezeichnet wird, hier die Vereine, die Festversammlungen, in denen er sprechen kann, die Gesellschaften, deren Mittelpunkt er eine Weile ist. Zwei Seelen wohnen eben in seiner Brust; die eine sehnt sich nach der Natur und träumt ein idyllisches Glück und Genügen, die andre kann ohne Geselligkeit, Fest-

rausch, Ansprache und Anruf der Andern nicht leben. Das einsame Gelehrtendasein David Friedrich Strauß's in Darmstadt und Ludwigsburg dünkt ihn unerträglich; „ich aß allein auf meinem Zimmer", schreibt er nach einem Besuch bei ihm am 1. Mai 1873, „und es überkam mich ein Schauer, wenn ich zurückdachte, daß ein Heros wie Strauß so Monate und, wie er meint, sein ganzes noch übriges Leben so allein, so wortlos, ohne Ansprache verbringe: ich meinerseits wäre dessen nicht fähig." Und ebenso geht es ihm mit Gustav Freytag, der still und behaglich auf seinem Gute Siebleben sitzt: „er lebt ein Leben, das mir ganz unfaßlich ist, ganz allein auf dem Lande." Er braucht nicht nur den einzelnen Menschen, er braucht das Gewühl der Menge; krank und angegriffen ist er am 7. Oktober 1881 in Cannstadt eingetroffen, um sich zu erholen und zu gesunden, und schon am 13. schreibt er dem Freunde: „Ich habe Dir schon oft gesagt, daß ich mich absolut nicht in die Einsamkeit finden kann. Ich brauche Ansprache von Menschen und Aufnahme von Kunstwerken, so fuhr ich gestern also nach Stuttgart und ging abends in's Theater zur Aufführung der Jungfrau von Orleans."

Welche Ausbeute von Menschen ihm nun auch seine Reisen lieferten, die größte, die verschiedenste bot ihm dennoch die Hauptstadt. Gelegentlich ergriff ihn sogar die Poesie Berlins — „Berlin hat entschieden so viel immanente Poesie wie London" — aber, fährt er fort, „dazu muß man im intimen Leben stehen und ich bleibe dabei, das intimste Leben kann nur der schildern, der an einem Orte Kind war." Ich würde sagen, der mit dem Orte, mit den Menschen, ihren Sitten und Verhältnissen verwachsen ist. Und verwachsen war Berthold Auerbach nur mit dem Schwarzwald, mit dem Dorfe, der Landstadt, dem Judentum. Überzeugend drängt sich diese Thatsache dem Leser der Briefe auf. Es geht wie

ein Jauchzen durch seine Brust, über seine Lippen, sobald er den heimatlichen Wald betritt. In seinen Worten spürt man den erfrischenden Hauch und Duft. Im Grunde fühlt er sich nur hier wohl, nur mit diesen Menschen ist er nicht durch Kunst und Angewöhnung, sondern von Innen heraus wahl- und gemütsverwandt. Es wird wenig Schriftsteller gegeben haben — unter den Zeitgenossen wüßte ich keinen zu nennen — die mit so vielen Menschen verkehrt haben, von dem Träger der Kaiserkrone bis herab zu dem armen Flösser und Waldknecht, wie Berthold Auerbach. Nur Voltaire und Goethe gestatten eine Vergleichung. Tausend Namen und Gesichter tauchen in diesen beiden Bänden vor uns auf, eine Fülle von Lebensläufen in auf- und absteigender Linie war ihm bekannt, in allen Ständen hatte er Freunde, in jede Beschäftigung hineingeguckt. Und was ist für seine schriftstellerische Thätigkeit, für seine Kunst, an der sein Leben hing, der Erfolg dieser Bemühungen, dieses Umganges, dieses Sprechens ohne Ende gewesen? Vom Anfang bis zum Ausgang ist Auerbach der Dichter des Schwarzwaldes gewesen und geblieben. Welche Versuche er auch auf anderen Gebieten angestellt, sie haben weder Quellwasser noch Silberminen ergeben. Zweifellos wären Dichtungen wie „Auf der Höhe", „Das Landhaus am Rhein", „Waldfried" ohne seinen Aufenthalt in Berlin ihm nicht geglückt, aber auch in ihnen liegt der Reiz ausschließlich in der Darstellung des Natur- und des dörflichen Lebens, in der Gegenüberstellung von Land und Stadt. Eine eigentliche ausschließliche Stadtgeschichte, wie Thackeray's „Vanity fair" oder Gutzkow's „Die Ritter vom Geist" etwa, hätte Auerbach trotz seiner Studien in allen Gesellschaftskreisen niemals entwerfen, viel weniger ausführen können. Ihm war eben die Natur günstiger als die Gesellschaft. Eine Ahnung davon, vermutlich durch die Krankheit geschärft,

hat ihn in seinen letzten Tagen in Cannes beschlichen: „Der Arzt hat mir geboten, möglichst wenig zu sprechen, und seitdem ich das halte und das Meiste, was mir auf die Lippen kommt, hinunterschlucke, seitdem merke ich erst, was für ein Narr oder Geck der Mitteilsamkeit ich war, und wenn man meint, den Menschen ein Gutes damit zu thun, halten sie einen für eitel.“ Den „Salontiroler“ hatte ihn der boshafte Berliner Witz genannt, als er noch halbfremd unter uns weilte, und die Doppelnatur des Dichters damit nicht liebenswürdig, aber treffend bezeichnet. Im Salon hatte Auerbach's Muse immer etwas Gezwungenes und Problematisches, frei aufatmete sie wie er selber auf den tiefgrünen Matten, unter Tannen und Buchen, am rauschenden Bach. Seine Geschichten sind voll der herrlichsten Naturschilderungen, des tiefsten Naturgefühls: vielleicht ist dies das Unverlierbarste und Unzerstörbarste in ihnen. Neues können uns in dieser Hinsicht die Briefe nicht bieten, aber sie enthalten Blätter, die dem Besten, was Auerbach hierin geleistet hat, ebenbürtig zur Seite stehen, ja — wie die Schilderungen aus der Schweiz, vom Rigi und vom Gießbach, die er im Sommer 1861 zum ersten Male besuchte — wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, es noch im Wohllaut der Sprache, in der Unmittelbarkeit des Eindrucks übertreffen.

Die doppelte Natur in der Seele des Dichters prägt sich in der Unruhe und Rastlosigkeit seines Umherziehens aus. Wie ihm in Berlin keine Wohnung auch nur auf eine längere Reihe von Jahren genügt, hält er auch in keiner Sommerfrische, in keinem Landaufenthalt lange aus. Immer stellen sich nach einigen Wochen, oft schon nach wenigen Tagen allerlei Mißlichkeiten heraus, die ihn forttreiben. Die Stille, die ihn heute entzückt, drückt ihn morgen wie ein Alp. Die Badekuren, die ihm der Arzt verordnet, erträgt er mit stei-

gender Ungeduld, 'er atmet auf, wenn die drei oder vier Wochen der Kur vorüber sind. Da er in Berlin niemals zu einer größeren poetischen Arbeit Zeit und Muße zu finden vermag, so nimmt er einen Plan, einen Entwurf auf seinen Reisen mit und schreibt an demselben bald hier, bald dort. Ein Beispiel für viele mag genügen. Am 6. Januar 1867 spricht er, von Bonn aus, dem Freunde zum ersten Male von dem festeren Plane zu dem Roman, der in der Folge den Titel „Das Landhaus am Rhein" erhielt. Am 1. Mai verläßt er Bonn und sucht eine stille Wohnung, die Arbeit zu beginnen. Über Bacharach und Bingen kommt er nach dem Rochusberge, wo er sich nach einigem Zögern zum Bleiben entschließt. Bis zum 5. September hält er hier aus, macht dann einen Ausflug nach Darmstadt und Frankfurt, kehrt nach dem Rochusberge zurück und reist im Ausgang des Monats nach Wiesbaden ab. Bis um den 20. Oktober weilt er in dieser Stadt und begiebt sich dann nach Bonn. Am 29. Februar 1868 richtet er wieder seinen ersten Brief aus Berlin an den Vetter. Im Monat Juli bis zum 10. August brauchte er die Kur in Karlsbad, im September ist er in Bad Hub bei Bühl, im Oktober in Baden-Baden, noch ist das Manuskript nicht abgeschlossen, obgleich die ersten Kapitel schon im Feuilleton der Wiener „Presse" erscheinen, es geht über Heidelberg, Darmstadt, Bingen, Ingelheim wieder mit ihm nach Berlin zurück!

Und dieses Hin und Her wiederholt sich in jedem Jahre. Dabei ist er, wie er selbst betont, keine eigentliche Reisenatur. Weder im Reisen selbst noch in der Schilderung der Fahrten und dessen, was er gesehen. Nur die Briefe aus Scheveningen, dem Haag und Amsterdam, August und September 1877, enthalten, wie ich schon sagte, stofflich interessante und anschauliche Beschreibungen, die bedauern lassen, daß ge-

nauere briefliche Nachrichten über Auerbach's zweite Reise nach Holland (September 1880) dem Herausgeber nicht zugekommen sind. Er hatte keinen Drang in die Ferne, in's Blaue, sondern nur einen Zug in's Grüne, das Heimweh des Dörflers nach Wald und Feld. Nicht nach Rom, noch nach Paris lockte ihn die Sehnsucht. Spielhagen und Oppenheim luden ihn ein, sie auf ihrer Reise nach Italien zu begleiten: er lehnte es ab. Wohl begeistert ihn die landschaftliche Schönheit des Comersee's wie nachher in seinen letzten Tagen der Anblick des sonnigen Meeres bei Cannes, aber sie halten ihn nicht fest und wecken in seiner Seele keinen vollen Nachklang. Es ist Flackerfeuer, die Schwärmerei eines Sonnentages. In ihm ist Alles auf Deutsch gestimmt, so bald er nicht mehr den Laut der deutschen Sprache um sich hört, empfindet er ein geheimes Unbehagen. Er spricht es nicht mit unzweideutigen Worten aus, aber die fremden Litteraturen sind in Wahrheit nicht für ihn vorhanden. Von einer tieferen Kenntnis der französischen und englischen Litteratur war ganz bei ihm abzusehen, aber auch Schriftsteller wie Molière und Voltaire, Sterne und Byron kannte er kaum obenhin. Jeder, der sein Gymnasium durchgemacht, bringt davon einen reichen Schatz für sein künftiges Leben mit, die Liebe zum Altertum, einen klassischen Lieblingsschriftsteller, zu dem er gerne von Zeit zu Zeit greift, dessen Sprüche und Verse sich seinem Gedächtnis unverlierbar eingeprägt haben. Wie gering sind die klassischen Spuren und Anregungen in den Auerbach'schen Briefen! Nichts von Plato oder Sophokles, von Horaz oder Vergil! Der einzige Schriftsteller des Altertums, der uns öfters bei ihm begegnet, ist Homer. Die antiken Trümmer in Italien, die Statuen in den römischen Museen, die Venus von Milo im Louvre hat er nie gesehen. Dafür aber ist er, wie kein moderner Schriftsteller, von dem

Geist und Hauch des alten Testaments erfüllt. „In die rabbinische Casuistik, die seinem ganzen Wesen widerstrebte, ist er nie eingedrungen", schreibt Jakob Auerbach von ihm, „um so tiefer hafteten aber einzelne Urworte des biblischen Grundtextes und der ganze Geist der Bibel, sowie die Weisheits- und Sittensprüche, Parabeln und poetische Sagen, die er aus seinen theologischen Studien und unmittelbar aus dem jüdischen Leben in sich aufgenommen hatte." Auerbach ist ein Deutscher und ein Jude: darin ist der Mensch und der Dichter beschlossen. Obgleich dem jüdischen Gesetz und dem Zeremonialdienst entwachsen, hält er doch die Zusammengehörigkeit mit seinen Stammesgenossen aufrecht. In fremden Städten besucht er die Synagoge und den jüdischen Friedhof. Er empfindet es in seiner Stellung als Verpflichtung, überall für die gekränkten Juden einzutreten. Einmal will er sich der Deputation der jüdischen Notablen nach Rumänien anschließen, einen Brief des Fürsten Hohenzollern an ihn in der Judenfrage veröffentlicht er umgehend. Er überlegt, ob er nicht öffentlich gegen Richard Wagner's Schrift: „Das Judentum in der Musik" auftreten solle. Mit einem Spürsinn, der einen selbstquälerischen Zug hat, untersucht er eifrig das Herz und Gemüt seiner Freunde und Bekannten, wie sie sich zu dem Judentum stellen. „Mit Gutzkow", schreibt er aus Dresden am 27. Dezember 1851, „kann ich es zu keiner rechten Sympathie bringen, und wenn auch alle Widersprüche unserer beiderseitigen Naturen sich friedlich aufnehmen ließen, ich weiß gewiß, er würde über Alles hinaus nie den Juden in mir vergessen." Und noch bei Gutzkow's Tode betont er: „Ganz ähnlich wie Richard Wagner glaubte er von den Juden nicht gefördert, ja sogar gehindert zu sein, und schon 1834 zeigte sich dieser Widerwille, und er blieb immer, wie er auch einmal offen in seiner Schrift bekannte,

daß er erschrocken sei, als er gehört habe, daß Ludwig Börne ein Jude sei." Der Dichter des „Uriel Acosta", der Schöpfer Veilchen Igelsheimer's im „Zauberer von Rom" ein Feind der Juden! Es gehörte die ganze Empfindlichkeit Auerbach's dazu, eine solche Behauptung zu glauben und auszusprechen. Aber während er sich im launigen Gespräch oft genug Späße und Scherze über jüdisches Wesen erlaubte, sollte ein Christ nicht daran rühren. Er nahm es Jedermann übel, der sich gegen gewisse Äußerungen jüdischer Schriftsteller, die er selbst verurteilte, erklärte. So hat er mit Dingelstedt gebrochen, weil derselbe in einer Skizze über Mosenthal einen und den andern Witz über den Juden in Mosenthal gemacht: Witze, die eben auch nicht nach meinem Geschmack sind, aber das durchaus wohlwollende und freundliche Urteil Dingelstedt's doch für Niemand verdunkeln können. Mit diesem Urteile halte man die herben Worte Auerbach's über Mosenthal's Drama „Der Sonnwendhof" (20. November 1879) zusammen: „In diesem Stück ist alles verlogen ... Dabei versteht aber Mosenthal das Theatralische in wunderbarer Weise und eben das ist das Traurige, daß mit solcher Virtuosität, Alles in's Anschauliche zu treiben, die absolute Verlogenheit und die Unnatur aller Empfindung sich eint" — um zu erkennen, mit welch' verschiedenem Maß bei der Beurteilung eines Stammgenossen, Auerbach sich und den Christen maß. Mit Schmerz und Rührung haben wir alle gesehen, wie ihm die antisemitische Bewegung an das Herz griff; Männer, mit denen er sich für das Leben verbunden geglaubt, traten plötzlich mit aufgeschlagenem Visir gegen die Juden auf. Mit andern Waffen, mit vergifteteren Pfeilen, als es je die Scherze, das ironische Lächeln und das Achselzucken Gutzkow's und Dingelstedt's gewesen waren. Etwas wie Schauer und Verzweiflung ergriff ihn, als die noch unausgefüllte Kluft zwischen einem Teil des deut-

schen Volkes und seinem Stamme sich unerwartet vor ihm öffnete, als er gewahrte, wie die Risse dieses Zwiespalts bis in jene Welt der Bildung hineinreichten, in der er sich so wohlgefühlt. Die dunkle Empfindung, daß er hier immer nur ein Geduldeter gewesen, verband sich mit der Erkenntnis, daß in der That gewisse Saiten des deutschen Volksgemüts nicht in ihm klangen: „Mir erscheint die ganze deutsche Kaisergeschichte, als wäre sie einem anderen Volke geschehen" (Brief vom 7. April 1877). All' unsere Trostworte konnten dies seelische Leiden nicht heilen, vielleicht nicht einmal lindern, zu viel war in ihm gebrochen. Niemand wird die Briefe, die er seit dem politischen Umschwung im Sommer 1878 dem Freunde geschrieben — für ihn ist es ein vollkommener Zusammenbruch des Idealen und Humanen — ohne wehmütige Ergriffenheit lesen. Innerlich ist Berthold Auerbach an diesem moralischen Bankerott des deutschen Volkes gestorben. Auch er mochte glauben, sich die Palme des Martyriums erworben zu haben.

Es ist natürlich, daß die Briefe eines Schriftstellers voll sind von litterarischen Plänen und Urteilen, von künstlerischen Grundsätzen und Theorien. Diesen Inhalt des Buches hat Friedrich Spielhagen in einer kurzen Einleitung mit der Wärme des Freundes, mit der Feinheit des Kenners gewürdigt. „Ja," ruft er aus, „ihm war sein Beruf heilig; man versteht den Mann nicht, wenn man sich dessen nicht bewußt wird, sich nicht mit der Überzeugung durchdringt, daß er in heiligem Ernst und treuem Glauben in seinem Berufe ein Priestertum sah der Wahrheit und der Schönheit, die er sich ohne die Freiheit nicht denken konnte, wie sie dem mündigen Volke ziemt, das sein Land mit hingebendster Liebe liebt." Emerson und Carlyle haben in Goethe den Heros als Schriftsteller gefeiert: etwas von diesem Heroentum ist in Berthold

Auerbach. Nie setzt er die Arbeit an seiner Selbstbildung, an der Entwickelung seiner Kunst aus, unermüdlich sinnt und schafft er, ein Plan gebiert den andern, ohne Arbeit ist ihm das Leben undenkbar: „verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen!“ Nicht immer glückt ihm, was er begonnen, Vieles läßt er liegen, Anderes will sich nicht runden, aber im Siege wie in der Niederlage bleibt er seinen Idealen treu. Im Bosseln und Feilen kann er sich nicht genug thun, drei-, viermal schreibt er einzelne Szenen um. Der weite Umfang des Romans „Das Landhaus am Rhein“ schreckt ihn nicht ab, ihn kapitelweise nach dem Erscheinen in einem Zeitungsfeuilleton von Neuem durchzuarbeiten: „jeden Tag“, schreibt er dem Freunde, der in diesen Dingen sein kritischer Gewissensrat war, aus Cannstadt, „müssen drei Feuilletons absolviert werden.“ Niemals gestattete er sich seiner Arbeit gegenüber eine Nachlässigkeit, nie läßt er die Feder unbekümmert laufen. Mit Weihe und Sammlung tritt er an sie heran. Sein Stil tropft zuweilen allzusehr vom Salböl der Weisheit und der Erhabenheit, aber diese Salbung war in ihm. In dem Schriftsteller verehrte er selber am gläubigsten den Volksbildner, den Priester der neuen Weltreligion, und bemühte sich seine Thätigkeit mit einer Art von Heiligenschein zu umgeben. Wiederholt spricht er es aus, wie verhaßt ihm die humoristische und ironische Weltanschauung und Darstellungsweise Heine's und Dingelstedt's ist, er mag nicht mit seinen Figuren spielen und sie nach willkürlicher Laune auf den Kopf stellen. Er hat Respekt vor ihnen, obgleich, oder besser, weil sie seine Geschöpfe sind. Was den Frommen das Gebet, ist ihm seine Schriftstellerei. In dem Scheine des Ewigen, worin ihm die Dinge sich zeigten, erhöhte sich ihm unwillkürlich auch seine Arbeit zu einer Offenbarung des Unendlichen.

Gewisse Stoffe begleiten ihn durch sein ganzes Leben. Eine Geschichte aus dem jüdischen Dichten und Trachten; „Ben Zion", ein Roman aus der Gegenwart: „Wir Juden", die Erzählung seiner Jugend tauchen immer von Neuem unter seinen Plänen auf, einzelne Züge werden festgestellt, etwas wie ein Grundriß entworfen, vielleicht auch das eine und das andere Kapitel niedergeschrieben. Dann aber erfaßt ihn ein Anderes mit stärkerer Gewalt, die Vielgeschäftigkeit seiner Phantasie erzeugt immer neue Einfälle und Figuren, ein äußerer Antrieb entscheidet, was er festhält, was er beiseite schiebt. Jahrelang trägt er sich mit dem Plan, die Besetzung Straßburgs durch Ludwig XIV. in einem historischen Roman zu schildern: man sieht aus den Briefen, wie er den Stoff auszuführen gedachte, durchaus volkstümlich, im Ton der Dorfgeschichten, ohne tiefere Gestaltung des politischen Vorwurfs, ohne feinere Schattierung des Zeitkolorits, welchen Quellen er nachspürte: schließlich verschwindet die Absicht, eine Welle, die spurlos verrinnt.

Lebhaft, ja mit leidenschaftlicher Sehnsucht und Begier, offenbart sich sein Drang nach der Bühne. Sie zu erobern erscheint ihm wie der schönste und kühnste Traum seines ganzen Strebens. „O, wenn ich das Theater hätte packen können!" ruft er in schmerzlicher Bewegung aus. „Was nutzt aber Wissen von den Bedingungen des echten Volksstücks. Machen muß man's können." Und er konnte es eben, bei seinem durchaus episch und didaktisch angelegten Wesen und Talent, nicht. Nur daß er, obwohl er kein eifriger und ständiger Theaterbesucher weder in Dresden noch in Berlin war, wiederholt zu seinem Schaden der verführerischen Versuchung unterlag. Sein „Andree Hofer" wie sein „Wahrspruch" sind auf der Bühne lebensunfähig: „allein," schreibt er von dem ersten, „es soll, wenn es auch jetzt nicht aufge-

führt werden kann, für die Zukunft jetzt schon als bühnengerecht und effektvoll erkannt werden müssen.“ Von dem zweiten ist er völlig hingerissen: Dawison hat ihm nach einer Vorlesung des Stückes gesagt: es könne sich neben den „Erbförster“ stellen. „Ich habe mich lange dagegen gesträubt, meine Produktion in's Drama hinüberzuleiten, ich habe es erst gethan, als ich innerlichst mußte und als die Sache notwendig dazu drängte.“ Nachher, wenn sich der Mißerfolg herausstellte, ist er freilich auch mit der treffenden Kritik bei der Hand und bekennt freimütig, woran es ihm fehlt. Der innige Verkehr mit Otto Ludwig wird seine Neigung zum dramatischen Schaffen und Kritisieren noch gesteigert haben: man sagt, in seinem Nachlaß befinde sich eine Art dramaturgischen Tagebuchs. Ich kenne es nicht, vermute aber, nach einigen in den Briefen enthaltenen Rezensionen, daß es dem Shakespeare-Buch Otto Ludwig's verwandt sein wird. Ein geistreicher Kopf stellt allerlei feine und tiefsinnige Betrachtungen über das Wesen der dramatischen Kunst an, erörtert im Einzelnen, wie vortrefflich der eine Klassiker (Shakespeare) das, wie herzlich schlecht der andere Klassiker (Schiller) jenes gemacht habe. Mit der Bühne, wie sie ist, haben alle diese Spitzfindigkeiten und Geistesblitze gar nichts zu thun, auf die Entwickelung unseres Theaters üben sie nicht den geringsten Einfluß. Auerbach, der sich in einem steten Zusammenhang mit der Welt und der allgemeinen Kultur zu halten sucht, hat einen ungleich freieren Blick als Otto Ludwig, wider Willen wird er von der „Mache“ der französischen Komödien gepackt: er fühlt, daß trotz all' unseres moralischen Sträubens hier ein Nerv unseres modernen Lebens schlägt, daß nur aus der Unmittelbarkeit der Gegenwart die Bühne erobert und festgehalten werden kann. Aber so wenig wie mit dem Volks- und Bauernstück wollte es ihm

mit der Salonkomödie gelingen. „Das erlösende Wort", „Eine seltene Frau" haben ihm nur Enttäuschungen eingebracht, man wird nicht im fünfundsechzigsten Jahre ein dramatischer Dichter. Auf der andern Seite waren ihm diese Versuche wie Lieblingskinder trotz ihrer Höcker an's Herz gewachsen; sie haben eine breite Spur in den Briefen hinterlassen.

Von allen Mitstrebenden standen ihm ehemals Otto Ludwig und Friedrich Spielhagen in seinen letzten Lebensjahren am nächsten. Ihrer gedenken die Briefe denn auch am häufigsten. Otto Ludwig — persönlich ist er mir nie bekannt geworden — wurde in den fünfziger Jahren in gewissen Kreisen hoch geschätzt. Wir sollten einmal wieder an ihm einen dramatischen Messias haben. Für das große Publikum gehört er jetzt schon zu den fast völlig Vergessenen. Wohl war sein Loos bedauernswert, in der Blüte der Jahre durch lähmende Krankheit an das Lager gefesselt zu sein; man begreift die Bewunderung und das Mitleid Auerbach's bei dem Anblick des langsam absterbenden Freundes, der sich beständig mit großen phantastischen Dichterplänen trägt, aber man kann darüber doch nicht die geringe Schaffenskraft Otto Ludwig's und die seelische Unbehaglichkeit, die seine beiden bekannteren und genießbaren Werke: das Trauerspiel „Der Erbförster" und die Novelle „Zwischen Himmel und Erde" jedem einfach und wahr empfindenden Gemüt erregen, verkennen. Die Bauerngeschichte „Die Heitheretei" und die Tragödie „Die Makkabäer" drangen über die engsten litterarischen Kreise der Dresdener und Leipziger Freunde des Dichters nicht hinaus; auf keiner Bühne vermochten sich die „Makkabäer" auch nur als Treibhauspflanze dauernd zu erhalten. Es würde sich nicht verlohnen, dies zu betonen, wenn Auerbach nicht mit Heftigkeit Otto Ludwig gegen Friedrich Hebbel auf den

Schild höbe. Hebbel ist für mich ebenso unerquicklich wie Ludwig, zwei Dichter, die auf Stelzen gehen, die nichts schlicht empfinden und schlicht sagen können und ein eigentümliches Vergnügen darin finden, sich, ihre Figuren und das Publikum mit halb wahren, halb erlogenen Gefühlen zu martern, deren Kraft und Folgerichtigkeit in diesen Folterungen ich keineswegs geringschätze, deren Kunst ich jedoch nach Möglichkeit vermeide, ebenso wie Vivisektionen; wäge ich indessen die Weite und die Mannigfaltigkeit ihres beiderseitigen Könnens, so ist doch die Überlegenheit Hebbel's unvergleichlich größer. Drei Dichtungen, wie „Judith", „Maria Magdalena", „Die Nibelungen" hat Otto Ludwig nie geschaffen, Gedichte wie „Schön Hedwig", „Ein dithmarsischer Bauer" und das herrliche „Gebet", das Goethe nicht schöner empfunden und ausgedrückt haben könnte, waren für seine Seele und seine Lippen, denen der Wohlklang des Rhythmus versagt geblieben, Unmöglichkeiten. Diesen Mangel empfand Auerbach vielleicht weniger lebhaft, da er ihn mit dem Freunde teilte. Otto Ludwig war durch die Natur seines Talentes und sein grausames Geschick zum Plateniden bestimmt: zu einem Plänespinner, einem Grübler, der in den Kunstwerken Anderer alles Verborgenste und Tiefsinnigste aufspürte, selber aber nur das Wenigste von all' seinen Entwürfen und auch dies nur im Umriß zu gestalten wußte. Wie gegen Hebbel ist Auerbach in seinem Urteil über Heine einseitig. Er freut sich, daß Heine ihn nicht leiden könne — aus einem Briefe Heine's an Laube über die Schwarzwälder Dorfgeschichten hat er es entnommen — denn auch er habe sich stets von ihm abgestoßen gefühlt. Muß er gleich den Dichter gelten lassen, so eifert er um so schärfer gegen den politischen und kritischen Schriftsteller und will den großen Stilisten in Heine in keiner Weise anerkennen. Wie viel im Ganzen von Auerbach's Urteilen und Mitteilungen über zeit-

genössische Schriftsteller — und er ist beinahe allen deutschen persönlich begegnet — in seinen Briefen enthalten war, ist aus der vorliegenden Sammlung nicht zu bestimmen, gar Manches mag die Zartfühligkeit des Herausgebers ausgeschieden haben, dennoch bleibt noch immer genug, um die Neugierde des großen Leserkreises zu reizen und zu stillen. Die Namen allein, die erwähnt werden, würden, wollt' ich sie anführen, ein ganzes Blatt füllen. Ein besonderes Interesse dürften die Schilderungen Auerbach's über seinen Verkehr mit Strauß und Gervinus erregen, neben feinen und gut beobachteten Zügen aus dem intimen Leben enthalten sie treffende Einblicke in das Denken und Schaffen der beiden Gelehrten. Leider entbehren die beiden Bände noch jeglichen Registers, so daß ihre Benutzung in dieser Hinsicht — in der Zusammenstellung alles dessen, was Auerbach über einen Ort, einen Menschen, ein Buch, oft sich seltsam widersprechend, weil er stets nur aus dem Moment herausschreibt, geäußert hat — kaum möglich ist.

Verlohnte es sich auch dessen? Vielleicht für die Nachwelt? Mir ist es oft, wenn ich die Schöpfungen der vergangenen deutschen Kulturepoche von 1760 bis 1830, von „Minna von Barnhelm" bis zur Vollendung des „Faust" und Heine's „Buch der Lieder" überdenke und mir im phantastischen Traum die Kultur des künftigen Jahrhunderts ausmale, als wäre unsere gesamte jetzige Litteratur nur ein schmaler Bindestrich zwischen der großen Vergangenheit und der großen Zukunft, eine Thalsenkung, die zwei Höhenpunkte mit einander verbindet. In dieser Verbindung erfüllt sie ihren Zweck, das allein ist ihr Wert und ihre Bedeutung. Ob man auf diesem Pfade jemals noch eine kleine Quelle, einen Busch, eine Blume besonders betrachten und bei ihr verweilen wird? Ich weiß es nicht und wage es nicht zu hoffen. Der Weg

ist die Hauptsache, wir sind allzumal nichts als Pfadsucher. Tausende passieren und bewundern die Gotthardbahn und die kühn über den Hafen von Newyork geschwungene Brücke, Wenige fragen nach den Erbauern dieser Wunderwerke, kaum Einer behält ihre Namen. So wird, wenn unserer Epoche überhaupt ein litterarischer Nachruhm bleibt, er auch nur der Gesamtarbeit, nicht den Einzelleistungen zu teil werden. Die rastlose Arbeit ist nicht sowohl das Zeichen der Zeit, als der Besten unter uns. In diesem Sinne wird Berthold Auerbach ein bewunderungswürdiges Vorbild für Alle sein. Von seinem Krankenlager in Cannes schreibt er am 20. Januar 1882 dem Freunde: „Dennoch habe ich wieder alle Hoffnung und halte die Zuversicht fest, daß ich wieder so viel Gesundheit gewinne, um arbeiten zu können. Also denke mich immer als frisch aufstrebend, wenn auch oft momentan gebrochen." Es sind die letzten Worte, die er selbst mit zitternder Hand an ihn niedergeschrieben. Nicht das Goethe'sche Wort von dem ewig Weiblichen, das uns hinanzieht — der Spruch einer neuen Zeit begegnet uns hier: immer frisch aufstrebend, immer an sich selber bildend und arbeitend, im Banne edelster Gedanken, keines Lohnes gewärtig, nicht um Gottes, sondern um der Menschen willen. Am Ende dieser Briefe, die ein so reich bewegtes, ein innerlich so voll erfülltes Menschenleben vor uns entrollen, angelangt, wen beschliche nicht die Wehmut, wem träte nicht die Thräne um den geschiedenen Freund in's Auge? Aber diese Rührung wird von dem großen, dem tröstlichen Eindruck dieses seltenen Mannes, dieses hervorragenden Schriftstellers gesänftigt, „immer frisch aufstrebend" sollen wir ihn denken, den Weg suchend, durch das Dunkel und das Labyrinthische der Gegenwart zu dem Ideal der reinen und schönen Menschlichkeit.

Ernst Dohm.

Februar 1883.

Wie freundschaftlich auch unser Verhältnis zu einem Menschen gewesen, wie enge unsere Beziehungen, wie langjährig unser Verkehr, schließlich bleibt von all' der Fülle gemeinsamer Erlebnisse, von dem Inhalt so vieler und so mannigfacher Gespräche, von dem scheinbar unerschöpflichen Gedankenaustausch, wenn er sich eben nicht in Briefen krystallisierte, doch nur ein bescheidener Rest in unserer Erinnerung lebendig. Die verschiedenen Momente und Lebensäußerungen, in denen wir den Freund gesehen, verdichten sich mehr und mehr; gleichsam von selbst, durch eine unsichtbare Macht, scheidet sich das Gleichgültige und Nebensächliche aus, tritt das Bedeutsame stärker hervor. Wie auf einen Punkt drängt sich das Dasein und das Wesen des Geschiedenen zusammen. Dies Bild ist vielleicht, uns unbewußt, von der idealisierenden Kraft in uns verschönt oder in ein besonderes Licht gerückt, dennoch erscheint es uns, wenn wir es später, sobald es einmal in unserem Gedächtnis fest geworden, mit anderen Vorstellungen und Eindrücken vergleichen, die wir von dem Freunde empfangen haben, als das ihm ähnlichste, ihn am besten darstellende, ja als das einzig Wahre. Viele Jahre bin ich mit Ernst Dohm bekannt und befreundet gewesen, an guten und an trüben Tagen, bei Regen und im

Sonnenschein sind wir ein Stück Weges zusammen gegangen: aber nicht auf diesem Berliner Hintergrund stellt sich mir jetzt sein Bild dar. Im Park zu Weimar, auf der einsamen Bank unter dem Fliederbusch bei dem Tempelherrenhause, in den holprigen Gassen der kleinen Stadt, in dem winkligen Speisezimmer des Gasthofes zum „Erbprinzen“ mit guten Freunden, einsam in jeder Mittwochsnacht, im Sommer und im Winter, munteren Schritts, sein Spazierstöckchen schwingend, den weiten Weg vom Markte zu der Anhöhe, auf der sich der Bahnhof erhebt, zurücklegend, um dem von Frankfurt daherbrausenden Kourierzuge sein Manuskript für den „Kladderadatsch“ anzuvertrauen, jedermann in der Stadt bekannt, von den Höchsten wie von den Niedrigsten begrüßt, immer heiter, mit einem Scherz auf der Lippe und einer Blume im Knopfloch, immer voll Melodie, wär's auch nur die gewesen, „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt!“ so seh' ich ihn vor mir, da war er, so weit er sich mir offenbarte und ich ihn zu erfassen vermochte, ganz und voll und rund er selbst, der „geliebte Aristophanide.“

Und nicht mir allein, auch ihm galt diese Zeit seines Weimarer Aufenthalts, vom Herbst 1868 bis zu den ersten Julitagen 1870, später als die glücklichste, als ein Höhepunkt seines Lebens. Mißliche Vermögensverhältnisse hatten ihn damals aus Berlin gedrängt und es konnte fraglich scheinen, ob ein Mann, der so durchaus an den Aufenthalt in der Hauptstadt gebunden, mit all ihren Regungen und Äußerungen verwachsen war, sich in die Verhältnisse der kleinen thüringischen Residenz hineinfinden würde. Über seine eigene Erwartung glückte der Versuch. Seiner künstlerischen Natur, welcher die Politik eben nur ein Mittel war, sich zu zeigen und zu entfalten, ein Instrument, um darauf zu spielen, sagte die freundliche, beinahe ländliche Stille, das bescheidene

Zimmer nach dem Garten hinaus, das er im „Erbprinzen" bewohnte, die geistreiche Geselligkeit, der nichts von dem Geräusch, dem Tumult und der Unruhe der sogenannten Berliner Gesellschaften anhaftete, das Theater, die Kunstschule, die unmittelbare Nähe und der ungehinderte Gebrauch der stattlichen Bibliothek besonders zu. Hier fand er alles, auf beschränktem Raum zusammen, was er liebte und zum Leben seines Geistes brauchte, hier war das Schauen, Hören und Genießen noch keine Arbeit wie in Berlin, hier brauchte er nicht mit der Minute zu geizen. Die Menschen und die Dinge hatten einen gelassenen Schritt, das Komödienspiel, das musikalische Treiben, das Malen war weniger eine Lebensbeschäftigung, als eine Liebhaberei. Dies sanfte und unbekümmerte Sichgehenlassen war eine der tiefsten Wurzeln in Dohm's Wesen. Wie die Schwäche seines Charakters und das Problematische seiner Lebensführung, entsprang seine heitere und gefaßte Seelenruhe daraus. Dabei fehlte es in Weimar neben einer Fülle geistvoller Menschen nicht an abenteuerlichen Gestalten, die sich um Liszt drängten, an romantischen Vorfällen: in den „Memoiren einer Kosakin" sind sie später satirisch, aber im großen und ganzen nicht unwahr, von einer verlassenen Klavier-Dido, geschildert worden. Dohm hatte sein gemessenes Teil daran und bis in seine letzten Tage hinein war es ihm ein wehmütiges und sarkastisches Vergnügen, von diesen Erinnerungen zu reden. Damals, im Juni 1870, wurde die Wagner-Religion gestiftet: die Sekte trat in das volle Licht der Öffentlichkeit. Durch Hans von Bülow und seine Gattin Cosima war Dohm schon in den fünfziger Jahren in den musikalischen Kreis gekommen, in allerlei freundschaftliche Beziehungen zu Liszt und zu der Zukunftsmusik. Bei Gelegenheit der Aufführung Wagner'scher Opern: Der fliegende Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Die Meistersinger von

Nürnberg — die der Intendant des Weimarer Theaters, Herr von Loën, in jenem Monat veranstaltete, hatte sich ein großer Kreis von Jüngern und Jüngerinnen, aus aller Herren Ländern, die aristokratischen verzückten Damen voran, in Weimar zusammengefunden. In einer tollen Nacht wurde Richard Wagner ein „silberner Lorberkranz“ — damals war es noch etwas — gewidmet und eine Pilgerreise nach München zu den ersten Aufführungen der „Walküre“ beschlossen. Ich vermag nicht zu sagen, ob der unmittelbar darauf ausbrechende Kriegssturm wie die Aufführungen der „Walküre“ auch den silbernen Lorberkranz verschlungen hat; in Dohm aber wirkte die Begeisterung jener Tage unverlöschlich fort. Für die vielen grotesken und widerwärtigen Auswüchse der neuen musikalischen Heilsreligion hatte oder wollte er kein Auge haben, er duldete kein satirisches Wort gegen den Meister: meiner Meinung nach hat sich dadurch der „Kladderadatsch“ in diesem letzten Jahrzehnt eine der ergiebigsten Quellen des Humors thöricht genug verschüttet. Mir jedoch grollte Dohm wegen meiner Ketzerei nicht, denn zwischen uns beiden gab es, wie zwischen den Auguren, ein Geheimnis. Ich darf es jetzt, ohne fürchten zu müssen, dadurch seinem Andenken bei den Wagnerianern Eintrag zu thun, enthüllen. Um mich für den neuen Glauben zu gewinnen und in seine Dogmen einzuführen, hatte mich Dohm aufgefordert, in der Vorstellung der „Meistersinger“ meinen Platz neben dem seinen zu nehmen, er wolle mir die Schönheiten des Werkes auseinandersetzen. Wir saßen auf der ersten Bank des Parquets, Dohm sein geliebtes schwarzes Spazierstöckchen zwischen den Knieen. Während des ersten Aktes war er zerstreut: kein Wunder, in der Prosceniumsloge des ersten Ranges war der Zar Alexander II., der zum Besuch in Weimar verweilte, eingetreten und hatte hinter der Großherzogin Platz genommen, und statt über die Schön-

heiten der „Meistersinger“ zu schwärmen, plauderten wir über den Zaren und seinen musikalischen Liebling Jacques Offenbach. Als ich aber in dem zweiten Akte ein und ein anderes Mal fragend und nach Aufklärung dürstend auf meinen Nachbar blickte, war er in tiefen Schlaf verfallen, leise atmend, mit geschlossenen Augen, die Hände um sein Stöckchen gefaltet, erst der schreckliche Lärm des Finale's weckte ihn. Dohm hat es nie wieder versucht, bei mir den Apostel Wagner's zu spielen. Der Schmerz um den Tod des verehrten Meisters ist ihm erspart geblieben, nun weilen sie vereint, wie ich hoffe, auf demselben Sterne.

Noch eins fesselte ihn an Weimar, außer der Behaglichkeit des Lebens: die liebliche Natur der Landschaft. Er gehörte nicht zu den reiselustigen Menschen. Weder die Alpen noch die Nordsee, weder Paris noch Rom hat er gesehen. Weimar war gleichsam sein erster weiterer und längerer Reiseausflug. Mit einer naiven Freude, die unserm Touristengeschlechte vollständig verloren gegangen ist, vertiefte er sich in die „neue Welt.“ Tiefurt, Belvedere, Ettersburg wurden für ihn zu Märchenschlössern, jeden verborgensten Steg kannte er im Park. In mondloser Nacht fand er sich darin zurecht. Wie viele glückliche Stunden, unter den alten Bäumen, auf der Wiese und an der Ilm haben wir da verbracht. Auf diesem Hintergrunde traten seine Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit, seine idyllischen Neigungen am reinsten und schärfsten hervor. Wie befreit atmete er auf, weit hinter ihm lagen die peinlichen und verwirrenden Verhältnisse der Großstadt und die Verwickelungen des Lebens. Er war fünfzig Jahre alt, auf der Höhe seines Ruhmes, dem die folgenden Jahre wohl eine größere Ausdehnung, aber keine Vertiefung nach Innen geben konnten. Eine behagliche jovialische Erscheinung, mit glattem Gesicht, in dem der schön

geschnittene, immer von einem ironischen Hauch umspielte Mund besonders auffiel, mit klugen, beinahe sanft blickenden Augen, kurzhalsig, mit einem Ansatz zur Korpulenz, schnellen Ganges und lebhafter Geberde.

Was die Litteratur und die Freiheit an Ernst Dohm besaßen, wurde damals, vor dem großen Kriege und der Gründung des Reiches, ungleich mehr und höher geschätzt, als jetzt. Die Bedeutung des „Kladderadatsch", wie die Rechtfertigung seines zersetzenden und zerstörenden Witzes liegt in der Reaktionsperiode von 1849—1859 und in den sich nach kurzer liberaler Dämmerung daran schließenden Verfassungsstreitigkeiten in Preußen. In diesen Nöten und Ängsten vollführte der „Kladderadatsch" wahrhaft befreiende Thaten. Auch Diejenigen, die seiner Richtung nicht blos, sondern seinem Wesen im Innersten abhold waren, griffen nach ihm, in der Dumpfheit, dem Dunst und der Trübe jener Tage gab es nur einen Blitz sie zu zerteilen, den des Witzes, nur einen Aufschwung in reinere Lüfte, den auf den Flügeln des Humors. Welche Gefahren auch in diesem satirischen Spott, der an Allem fraß und nichts verschonte, in dieser Witzboldigkeit, die sich als unumschränkte Herrscherin im Leben und im Staat, in der Kunst und in der Wissenschaft aufspielte, für den ganzen Ton der Berliner Gesellschaft schlummerten — Niemand grollte darüber, nur der Witz konnte der Freiheit eine Gasse brechen.

Noch entsinne ich mich des unbeschreiblichen Erstaunens, das mich ergriff, als ich im Herbst des Jahres 1850 in einem Kollegium über griechische Litteraturgeschichte Böckh eine Parallele zwischen Aristophanes und dem „Kladderadatsch" ziehen und mit unverkennbarer Vorliebe und attischer Beredtsamkeit bei den Verdiensten seiner Gelehrten verweilen hörte. Erst später bin ich zu der Erkenntnis gekommen, wie recht der große Gelehrte und wie fein und tiefsinnig er mit

einem Vergleiche recht gehabt. Ja wohl hatten die Zeitgedichte Dohm's, an der Spitze jeder Nummer, etwas von der vernichtenden Ironie, von dem phantastischen Humor und noch viel mehr von dem Wohllaut der Chorlieder und Parabasen des Aristophanes. Was Platen in seinen Komödien von der „Verhängnisvollen Gabel“ und dem „Romantischen Ödipus“ angestrebt — hier war es, auf einem ungleich größeren Gebiete, erfüllt worden. Nicht die Litteratur, der Staat wurde zum Gegenstand der humoristischen Betrachtung; nicht gegen litterarische Moden und Verirrungen des Geschmacks, gegen politische Gegner und Einrichtungen, gesellschaftliche Schäden und Parteirichtungen sandte die Satire und die Ironie ihre schärfsten Pfeile. Weder eine einzelne noch die Gesamtheit der politischen Zeitungen, die seit 1848 nur allzu zahlreich in Deutschland erschienen sind, hat so bestimmt und eigentümlich wie der „Kladderadatsch“ die Verwandlung der Deutschen aus der „Nation der Denker und Dichter“ in ein politisches Volk bezeichnet. Einem Mann, der mit dem besten Teile seines Herzens und seiner Phantasie im Reich des Schönen, bei den Kamönen lebte und webte wie Ernst Dohm, war es beschieden, mit durch seine Zeitschrift, seinen Witz und seine Dichtung die litterarischen und künstlerischen Interessen in den Hintergrund zu drängen. Die Politik, die ihm, von den großen Fragen der Freiheit und des Vaterlandes abgesehen, in ihrem täglichen Verlauf nichts als der gemeine und verächtliche Stoff war, aus dem seine Kunst erst ein schimmerndes Etwas machte, wurde durch den „Kladderadatsch“ zur Beherrscherin des Lebens, zu der Macht erhoben, die fortan im Schlosse wie in dem Bürgerhause, unter den Großen wie unter den Kleinen den Ton angab. Was die mächtige Glocke des „Kladderadatsch“ an jedem Sonnabend läutete, das klang stärker und schwächer, in volleren

oder gebrocheneren Tönen im ganzen Deutschland und bald genug weit über seine Grenzen hinaus nach.

Unmöglich, daß ein Einzelner, und wäre sein Genie noch so bedeutend gewesen, dieses hätte vollführen, viele Jahre hindurch in Sturm und Drang der Zeit den Spiegel vorhalten, die öffentliche Meinung stets zu dem kürzesten, schlagendsten und zuweilen genialischen Ausdruck hätte verdichten können. Aber mit Dohm vereint arbeiteten drei Männer: David Kalisch, Rudolf Löwenstein, Wilhelm Scholz, alle eines Geistes und doch jeder eine volle künstlerische Persönlichkeit, eine originale Kraft. David Kalisch hatte eine seltene Fähigkeit der Aneignung und Anempfindung, Fremdes in Heimisches zu verwandeln, ein scharfes Auge für das Kleinbürgerliche, seine Herbigkeit wußte der gemütliche Humor und die drollige Phantastik Löwenstein's zu mildern, das außerordentliche Zeichen- und Treff-Talent Scholz's gab jedem komischen und satirischen Gedanken die Leiblichkeit, jeder Figur den charakteristischen, unverkennbaren Zug. Und zu diesen vier Männern gesellte sich in jenem Jahrzehnt eine namenlos gebliebene Schar von Mitarbeitern. In gewissen bedeutsamen Momenten der Zeitgeschichte hat nicht nur die Volksseele, sondern ein nicht geringer Teil begabter Menschen durch seine Zuschriften sich unmittelbar an dem „Kladderadatsch“ beteiligt. Zwei Eigenschaften waren jedoch für den Leiter eines solchen Blattes unerläßlich, um demselben die allgemeine Gunst dauernd zu erhalten: ein nie trügender Takt, das Maß zu bewahren, das leicht empfindliche Gefühl für das Schickliche nicht zu verletzen und die Schranken eines Preßgesetzes nicht zu überschreiten, von dessen Strafen und Paragraphen weder Aristophanes noch Sokrates eine Ahnung gehabt, und die genaueste Kenntnis der Berliner Verhältnisse, die Fühlung mit dem Urteil und dem Geschmack der Hauptstadt. Denn

richtete sich auch der „Kladderadatsch“ an Alldeutschland, seine Wurzeln steckten im Berliner Boden.

In hervorragendem Maße besaß Ernst Dohm diese beiden Eigenschaften. In Breslau geboren (24. Mai 1819), war er doch schon als Knabe nach Berlin gekommen und hatte seine erste Erziehung und Bildung auf dem Werder'schen Gymnasium vollendet. In Berlin und Halle hatte er studiert. Seit dem Anfang der vierziger Jahre lebte er als Privatlehrer — ursprünglich hatte er, namentlich bei Tholuck in Halle, Theologie studiert und sogar ein und ein anderes Mal die Kanzel bestiegen — in Berlin. Er liebte die Stadt, kannte ihre Eigentümlichkeiten, ihre Männer und Frauen, er war ein eifriger Spaziergänger in ihren Straßen. Seine Augen sahen gut, seine Ohren hörten noch schärfer. In allen Kreisen hatte er Bekannte, Vertraute, Freunde. Lange bevor die Montagsabende in seinen letzten Lebensjahren seine Wohnung zu einem Sammelpunkte von „ganz Berlin“ machten, war er ein Magnet, dem viele und leider nicht immer die lautersten Elemente zuflogen. Die mannigfachsten Beziehungen hatten sich in einem bewegten Verkehr, in den Verwickelungen des Zufalls zwischen ihm und Personen aus allen Ständen und Klassen der Hauptstadt gebildet. So hatte er sich durch das Leben selber eine unvergleichliche Kenntnis Berlins nach oben und unten erworben und zugleich in diesem bunten und vielseitigen Umgang das ihm angeborene Taktgefühl üben gelernt. In den schwierigsten Verhältnissen bewegte er sich mit ruhiger Sicherheit und mit einer stets heiteren Gelassenheit. Die genialische Sorglosigkeit, die sich erst allmählig bei ihm in die Gleichgültigkeit des Weisen über die Nichtigkeit des Irdischen verwandelte, die Unbekümmertheit um den nächsten Tag, die vollkommene Geringschätzung des Geldes, das Unbedachte im Verschenken und Versprechen gehören mit zu den Zügen seines Charakters.

In jeder Gesellschaft, der guten wie der schlechten, behauptete er sich, ohne je das Gleichgewicht zu verlieren, wie ihn kein Schicksalsschlag beugte, erschütterte kein Angriff, und die hämischsten sind auf ihn gemacht worden, die Gefaßtheit seiner Seele. Obgleich oft genug, wie ich zu bemerken glaubte, eine starke Leidenschaft und ein unterdrückter Zorn in ihm waren, habe ich ihn nie heftig und erregt gesehen. Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann mit diesen Vorzügen, in der bestechenden Anmut seines Benehmens, mit seinem Geist und Witz ein ebenso liebenswürdiger wie gesuchter Gesellschafter war, daß eine solche Natur und eine so unzerstörbare Grazie der Seele dem „Kladderadatsch“ allmählig ihr bestimmtes und ausschließliches Gepräge gaben. Hier war ein Witzblatt, das sich vor der Macht der Dunkelmänner und der Gewaltthätigen nicht fürchtete, das weder die Stahl und Gerlach, noch den Pascha von Berlin, den Polizeipräsidenten Hinckeldey, verschonte, das unerschrocken Vorurteile und Schwächen der Parteien wie das Faule und Verrottete in Staat und Kirche geißelte und doch immer den litterarischen Anstand und die geistige Vornehmheit bewahrte, das zu Allen herabzusteigen schien und sich doch über Alle im poetischen Fluge erhob, das die Gegner nie mit Steinen oder Kot bewarf, sondern stets mit ritterlichen Waffen niederstreckte. So kam es, daß Friedrich Wilhelm IV. und sogar Zar Nikolaus zu den Lesern — ja, wie man damals vielleicht übertreibend erzählte — zu den Bewunderern des „Kladderadatsch“ und seines Redakteurs gehörten.

Diesem Takt des Herzens entsprach in der Kunst das vollendete Formgefühl, das Ernst Dohm beseelte. Er hat, wie es bei seiner angespannten und unausgesetzten Thätigkeit nicht anders sein konnte, wohl Nichtiges und Ärmliches im Inhalte geschrieben, aber nichts, dem Wohllaut und Rhythmus gefehlt. Mit außerordentlicher Leichtigkeit und mit un-

fehlbarer Sicherheit warf er seine Verse auf das Papier. In demselben Augenblick stellte sich bei ihm Gedanke und Ausdruck ein. Ich habe nur wenige Manuskripte von ihm gesehen, aber keins, das irgend ein Zeichen der Feile und der Überarbeitung getragen. Diese Leichtigkeit und Frische des Schaffens, an dem niemals der Dunst der Studierstube haftete, diese spiegelglatten und wie vom Wiederschein der Sonne glänzenden Verse wurden indessen nicht nur dem natürlichen Talente verdankt: sie waren in gewisser Hinsicht die Frucht seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit. Dohm war das Gegenteil eines findigen Witzboldes, der all' sein Wissen in einem Auszug aus Demokrit und Saphir, aus Börne und Heine mit sich trägt, er haßte mit derselben Bitterkeit wie Gutzkow die Handlungsgehilfen und die Weinreisenden in der Litteratur. Seine Sprachkenntnis war eine ungewöhnliche, einer, der sich darauf versteht, Paul Lindau, konnte nicht Worte des Lobes genug für seine Übersetzung der Fabeln von Lafontaine finden. Doch habe ich ihn niemals in einer fremden Sprache einen Satz äußern gehört und nur einmal einen Toast von ihm vernommen. Er sprach ebenso ungern öffentlich, wie er ungern Briefe schrieb. Wiederholt hat mich seine Belesenheit in Staunen gesetzt, auch darum, weil ich bei seinem scheinbar müßiggängerischen Wesen nicht recht einsah, wann er Muße zum Lesen hatte. „Das ist mein größter Kummer, daß ich sterben werde, ehe ich alle guten Bücher gelesen haben werde," hat er mir und anderen Freunden oft gesagt. Zu den klassischen Studien kehrte er immer wieder zurück, Aristophanes, Horaz, Vergil verließen ihn gleichsam nie. Sie waren für ihn etwas wie der Jungbrunnen der Sage. In dem einen und dem andern Aufsatz, die man zu seinen Ehren unmittelbar nach seinem Tode geschrieben, hat man ihn zu einem begeisterten Schüler Hegel's gemacht und ihn schließlich

in die Gefolgschaft Buddha's und Schopenhauer's gestellt. Wie alle nachdenklichen Menschen, war auch Dohm von den philosophischen Strömungen seiner Zeit berührt worden, aber zuerst und zuletzt war er ein Dichter, ein Künstler, eine epikuräische Natur. In dem landläufigen Wert der Worte war er weder ein Weiser noch ein Politiker. Er war ein Sänger, wie Beranger — „chanter ou je m'abuse, est ma tâche ici-bas, tous ceux, qu'ainsi j'amuse, ne m'aimeront-ils pas?“ Es giebt keine schönere Grabschrift für ihn.

Und das Glück, dem er stets vertraut hatte, wollte ihm wohl, es verlieh ihm durch den Ausbruch des Krieges gegen Frankreich eine zweite Jugend. Seines Bleibens in dem idyllischen Weimar war nun nicht mehr, er mußte nach Berlin, an die Spitze seines Blattes zurück. Es war ihm beschieden, nach dem Aristophanes der Tyrtäus seines Volkes zu werden. Jene Gunst des Geschicks, die Platen in verzehrender Ruhmbegierde ersehnt, ohne je mehr als ihren Schatten zu erhaschen, fiel Dohm in den Schoß: ein Jahrzehnt hindurch war er, mit dem Bogen und den Pfeilen des Apollo bewaffnet, „ein gefürchtet Haupt im Staat“ gewesen, jetzt ließ er seine Leier von Schlacht- und Triumphgesängen wiederklingen. Nicht mehr die Schmach seines Volkes hatte er zu geißeln, sondern seine Großheit und seinen Ruhm zu verkünden. Beneidenswertes Loos eines politischen Dichters! Auf dem Lorbeerkranz, der schon sein Haupt schmückte, fiel vergoldend der Abglanz ungeheurer Thaten. Seine Laufbahn und seine Arbeit hatten hier einen harmonischen Abschluß gefunden. Dohm's Talent und Eigenart waren die des lyrischen Dichters. Doch nur widerwillig fügte er sich der Schranke, die ihm gesetzt war, nachdem die Versuche, sie zu übersteigen, gescheitert waren. Bei seinem Geschick für alles, was die formelle Seite der Dichtkunst betraf, wurde es ihm leicht, die

Operetten Offenbach's zu übersetzen und auf die deutsche Bühne zu übertragen. Aber ein eigener dramatischer Wurf ist ihm nie gelungen. Es wäre sein Ehrgeiz gewesen, ein modernes Lustspiel zu dichten: über Ansätze und einzelne Szenen kam er nicht hinaus. Sein „Trojanischer Krieg" (1864) ist unmittelbar aus der Anregung, die ihm und uns allen damals „Orpheus in der Unterwelt" und „Die schöne Helena" gegeben, entsprungen; daß dies wunderliche Lustspiel auch nur eine geringe Bühnenwirkung ausüben könnte, mußte schon nach seiner Vorlesung bezweifelt werden. So wenig wie zum Dramatiker war Dohm zum Chronisten geschaffen. Jeder kennt die „Ungereimte Chronik", die er mehrere Jahre hindurch für das „Montagsblatt" geschrieben. Es sind vortreffliche Seiten darunter und die Schwierigkeit, das Fazit einer jeden Woche in hundert bis hundertfünfzig Versen zu ziehen, fällt bei der Beurteilung billig in's Gewicht. Aber das Spielerische und der Wortwitz überwiegen, die überwundene Schwierigkeit ist oft der einzige Reiz des Gedichts. Augenblicks-Bilder kann wohl ein Photograph, aber kein Lyriker hinstellen, dessen Kraft und Eigentümlichkeit sich in dem Ausbruch der Empfindung offenbaren. Die Werke, die Dohm seine Unsterblichkeit sichern, sind seine Gedichte für den „Kladderadatsch" und seine Übersetzung der Fabeln Lafontaine's. Es ist ein allgemeiner Wunsch, ja ein gerechter Anspruch der Nation, diese Schöpfungen eines ihrer eigentümlichsten Geister bald in handlichen Ausgaben ihrem dauernden Besitztum zufügen zu können.

Seit 1874 war das Dohm'sche Haus durch seine Montagsabende in den Monaten Januar und Februar zu einer Vereinigung der Berliner Gesellschaft und zu einer Art Berliner Merkwürdigkeit geworden, die der Fremde gesehen haben mußte. Eine geistreiche Frau und vier aufblühende,

anmutige Töchter verschönten diese Häuslichkeit und verliehen selbst ihrer Wunderlichkeit und ihrer für prosaische Augen genialischen Ungezwungenheit einen poetischen Zauber. Das Unstäte, das Dohm früher in den fünfziger und sechziger Jahren in einer gewissen Ruhelosigkeit hin und her getrieben, war einer behaglichen Würde und einer Mischung von gastfreundlicher Güte und ironischer Überlegenheit gewichen. In dem malerisch bunten Gewühl von Gehenden und Kommenden, von neuen und altbekannten Erscheinungen, unter scherzhaften und ernsthaften Gesprächen haben wir die heitersten, anregendsten, so nie wiederkehrenden Stunden verlebt. Die Verheiratung seiner beiden ältesten Töchter, diese Feste waren der letzte Sonnenglanz über Dohm's Leben. Seit dem Jahre 1880 kränkelte er, vorzeitig stellten sich die Gebrechlichkeiten des Alters bei ihm ein. „Ich bin ein Sterbender, der schon die Schritte zählen kann, die ihn noch von seinem Grabe trennen", sagte er mir im Mai des vergangenen Jahres. Ein längerer Aufenthalt in Marienbad brachte ihm nur vorübergehend Erleichterung. Auf den Rat der Ärzte mußte die Wohnung in der Potsdamer Straße mit einer im Erdgeschoß gelegenen, dicht an der Matthäi-Kirche vertauscht werden. Von einem Anfall, der ihn im September traf, hat er sich nicht wieder erholt. Erinnerungen an Weimar haben ihm den letzten Scherz und das letzte Lächeln entlockt. Vormittags, in der elften Stunde, am 5. Februar 1883, ist er sanft entschlafen. Kalt und scharf vom trübverhangenen Winterhimmel wehte der Wind, als wir seinem Sarge Donnerstag, den 8. Februar, am Vormittage in unabsehbarer Reihe den Hügel des Matthäikirchhofes hinan folgten. Dort auf der Ostseite des Friedhofes liegt sein Grab. „Keine Messe wird man singen, keinen Kadosch wird man sagen, nichts gesagt und nichts gesungen wird an meinen Sterbetagen" — beinahe wörtlich ist das melancholische Wort Heine's auch bei

ihm in Erfüllung gegangen. Aber welch' beredtester Mund hätte auch für die Empfindungen, welche diese Trauerversammlung bewegten, als der Sarg sich hinabsenkte und unter Palmen, Lorbeer und Blumen verschwand, während am Himmel die Sonne im fahlgelben Schein die graue Wolkendecke zu durchbrechen suchte, das erlösende, das feierliche und tröstende Wort gefunden? Uns allen saß unbezwinglich die Wehmut um's Herz. Der Tote hatte ein viel durchstürmtes, aber in seinem ganzen Verlauf und nach seiner Gemütsart glückliches Leben geführt, nun hatte er ausgelitten. Diese Gedanken linderten den Schmerz. Wir aber hatten einen unersetzlichen Verlust erfahren. In dem geliebten Freunde war uns auch der unvergleichliche Dichter entrissen worden. Viele Jahre werden vorübergehen, ehe eine ähnliche Vereinigung so vieler und so seltener Gaben sich wiederfindet, ein so leichtes und frohmütiges Herz, soviel Wohlwollen und soviel Wohllaut. In der Dumpfheit und Stille der Reaktion, wie oft haben wir ungeduldig das Erscheinen des „Kladderadatsch“ erwartend gerufen: „es erscheine der Chor, es erscheine der Chor des geliebten Aristophaniden!“ Nun werden wir ihn niemals mehr weder sehen noch hören, von allen Unzulänglichkeiten des Irdischen befreit, ist er zu einem Schatten und einem Unsterblichen geworden.

Alfred Meißner.

Juni 1885.

Jeder bedeutendere Mensch sollte in irgend einer Form, je knapper und anschaulicher, um so besser, einen kurzen Abriß seines Lebens und Trachtens den Nachkommen hinterlassen, schärfer und bestimmter als jeder Nekrolog, der viel mehr die Empfindungen und Gedanken des Schreibers als die des Verstorbenen zum Ausdruck bringt; als jede Photographie, der die Seele fehlt, würden solche Aufzeichnungen gerade die Eigenart und die Persönlichkeit eines großen Toten in der Erinnerung der Nachwelt festhalten. Wie er trotz aller Schläge des Schicksals, trotz der nicht gereiften Blütenträume, bei den Verlusten, die Keinem von uns erspart bleiben, ein Kind des Glückes war, hat Alfred Meißner auch dies Glück gehabt. Seine Memoiren: „Geschichte meines Lebens“ (Teschen, Prochaska) sind gewiß nicht sein bedeutendstes Werk, nicht das Meisterstück, das ihn für immer von den Lehrlingen und Gesellen in der Litteratur unterscheidet, aber sie bringen die genaueste und frischeste Kunde über sein Werden, seine Lehr- und Wanderjahre, sie sind der treueste Spiegel seines Wesens. Niemand kann es einfallen, Meißner mit Rousseau oder Goethe auch nur in einem annähernden Vergleich stellen zu wollen, dennoch ist die „Geschichte meines Lebens“ so wertvoll, so bezeichnend für ihn, wie es die „Bekenntnisse“ für

Rousseau, „Wahrheit und Dichtung“ für Goethe sind. Von keinem Andern wird je über Alfred Meißner so naiv und schlicht, so aus der Fülle des Herzens, mit einer solchen Freundlichkeit der Sitten und der Bescheidenheit des Verdienstes geschrieben werden, wie er es selbst gethan. Kann man drolliger und zierlicher und zugleich mit einem so sanft nachzitterndem Ton des Gemüts wie er seine Abenteuer mit Heine's Mouche erzählen? Die Freunde wußten längst, was sie an Meißner hatten, trotz seines zuweilen wunderlichen Wesens und seiner geringen Mitteilsamkeit, aus seinem Buche ersehen es nun Alle, die es jemals in die Hand nehmen werden: es ist kein Geist ersten Ranges, der zu ihnen redet, aber ein Herz, das man liebt, so wie man es in seiner Tiefe und seinem idealen Aufschwung kennen gelernt hat, ein Herz der Herzen, wie Byron von Shelley sagte.

Gern stelle ich mir den Freund noch immer vor, wie ich ihn zuerst sah, und suche mir dies Bild lebhaft und unverwischbar zu erhalten. In den letzten Jahren hatten das steigende Alter und die Schwächen, die es mit sich bringt, der Schmerz um die ihm so früh entrissene, jugendliche, zärtlich geliebte Gattin, die Einsamkeit, in die er sich in seinem auf der Burghöhe von Bregenz gelegenen Hause vergrub, ihm etwas von seiner Spannkraft, von seiner früheren lebhaften Teilnahme an den Dingen der Welt geraubt und nicht nur seinem Gesicht, sondern auch seinem Wesen die eine und die andere Runzel eingegraben, die sich erst wieder glätteten, als er zur Feder griff, seine Jugend zu schildern. Damals aber, im Sommer 1865, zu Prag — er wohnte seit Jahren dort, am Markt, bei der Theynkirche, im Hause zum roten Herzen — war er ein Bild voll Kraft und Gesundheit, ein Charakterkopf, in dem sich der sinnige Zug des Dichters mit einem gewissen kriegerisch ritterlichen Ausdruck verschmolz. Ich sehe ihn noch in dem großen

Bibliothekſaal des alten Clementinums, neben den Freunden, Joſeph Bayer und Zeidler, von Bücherregal zu Bücherregal ſchreitend, feſt auftretend, im munteren Geſpräch, wenn ſich ihm die ſchwere Zunge beflügelte und er unter dem raſchen Zuſtrömen der Gedanken den leichten Anſatz zum Stottern, der ihm anhaftete, überwand, eine kräftige Geſtalt, mittelgroß, von eindrucksvoller Geberde, hellen Anzugs, in modiſcher, ſogar ein wenig ſtutzerhafter Kleidung, mit zierlichem Spazierſtock hin und her durch die Luft fuchtelnd.

Mittelalterliche Reſte
Einer böhmiſchen, halb ſchon grauen,
Blitz- und ſturmgeprüften Feſte
Sind auf dieſem Blatt zu ſchauen —

hat er damals im Frohmut unter ſeine Photographie geſchrieben.

Auf dieſem Prager Hintergrund, in der Jeſuitenſchule, dem Baumgarten Kaiſer Rudolph's II., zwiſchen den aufrechtſtehenden Steinen des israelitiſchen Friedhofs in einer Mondnacht, im leichten Kahn die Moldau entlang fahrend, von Podol nach Prag, im Abendſonnenſchein, in den einſamen, von unſeren Schritten widerhallenden Höfen des Hradſchin, erſchien der Dichter des „Ziska" und des Romans „Neuer Adel" in ſeiner ganzen Originalität. Mit dieſer ſo prächtigen und ſo verfallenen, ſo blinkenden und ſo ruſſigen, an Vergangenheit ſo reichen und an Gegenwart ſo armen Stadt war er in ſeinen feinſten Gefühls- und Denkfäden verwachſen. Dies Tſchechentum, deſſen unmittelbare Berührung ihm ſo peinlich war, hatte als geſchichtlicher Faktor, in ſeinen großen Offenbarungen, der huſſitiſchen Bewegung und der böhmiſch-proteſtantiſchen Entwickelung in den beiden erſten Jahrzehnten des ſiebzehnten Jahrhunderts, die den dreißigjährigen Krieg heraufbeſchwor, für ihn eine außerordentliche Anziehungskraft.

Der böhmische Kavalier wie der böhmische Jude waren die Typen, denen er am liebsten nachging, die er am eifrigsten studierte. In der eigenen, aus dumpfem Aberglauben und revolutionärer Leidenschaft, aus wundersamer Phantastik und dem Schmutz und Dunst der Verkommenheit gemischten Atmosphäre, die über Prag lag, lebte die Dichtung Meißner's. Nicht nur „Ziska" und „Neuer Adel", auch „Die Sansara" und „Die Kinder Roms" sind böhmische Dichtungen. Der Boden, auf dem sie spielen, die Menschen, die sie vorführen, die historischen Thatsachen, die gesellschaftlichen Bildungen, an die sie anknüpfen, der ganze Luft- und Beleuchtungston, in dem sie sich bewegen — Alles gehört in strenger Ausschließlichkeit dieser Landschaft an. So bitter und ingrimmig wie jetzt war weder in der Jugend noch in den Mannesjahren Meißner's der Gegensatz der beiden Völker, der Deutschen und der Tschechen, die Böhmen bewohnen; in dem Hasse gegen die Metternich'sche Vergewaltigung der freiheitlichen wie der nationalen Gedanken und später gegen die Schwarzenberg'sche und Bach'sche Reaktion stimmten sie sogar überein. Darum kennt Meißner's Dichtung noch kein deutsches und kein tschechisches Böhmen; ihm ist das Vaterland noch kein geteiltes, Huß kein ausschließlich nationaler Held, sondern ein Märtyrer der allgemeinen Freiheit.

Zwei Elemente bestimmen den Dichter: der Boden, in dem er wurzelt, der Zeithauch, den er atmet. Unter dem Wehen des Sturmes, den die Julirevolution von Paris nach Osten trieb, ist Meißner aufgewachsen. Auf die Phantasie und das Gemüt des zum Jüngling heranwachsenden Knaben übte das politische Pathos, die Freiheitslyrik der dreißiger und vierziger Jahre den stärksten Eindruck. Auf der Universität lernte der Jüngling die Unterdrückung, den dumpfen Bann, der auf allem, am schmerzhaftesten aber auf der Bildung

lastete, aus eigener Erfahrung kennen. Obgleich er sich niemals einer politischen Partei blindlings ergab, war er seitdem ein Mitverschworener der großen Zukunft. Damals hatte das Wort Freiheit einen zauberischen Klang und das Lied eine magische Gewalt. Die lyrischen Dichter, Heine, Lenau, Freiligrath, Anastasius Grün, Georg Herwegh, Karl Beck, standen im Vordertreffen der Zeit. Sich ihnen anzuschließen, regte der Genius in Meißner zuerst seine Schwingen. In glücklichster Weise verband sich in seinem Gedicht-Cyklus „Ziska“ das Heimatsgefühl mit dem allgemeinen Drange, die geschichtliche Tatsache mit der Sehnsucht der Gegenwart, der böhmische Erdgeruch mit dem Hauch der Weltrevolution. Eine Dichtung liegt hier vor, die Lenau's „Albigenser“ und „Savonarola“ an bestimmtem Lokalkolorit und leidenschaftlichem Schwunge, in der Originalität der Ausführung, meiner Ansicht nach, übertrifft und mit ihrem poetischen Wetterleuchten die glänzende Rhetorik Grün's zu einem blassen Kerzenschein herabsetzt. In Meißner's „Gesängen“ — so nannte er seine halb epischen, halb lyrischen Ziska-Gedichte — wird das Pathos des Einzelnen zum Pathos der Masse, zum Aufschrei eines Volkes, der demagogische Zug des tollen Jahres, der sich in dem Prager und Wiener-Aufstand austobt, in der sozialdemokratischen Bewegung fortpflanzt und in dem allgemeinen Stimmrecht seinen legalen Ausdruck gefunden hat, erhält hier zum erstenmale poetische Gestaltung, Farbe und Form. In unseren Tagen ist der Mensch hauptsächlich ein politisches Tier und so darf die Bemerkung bei einer Charakteristik des Dichters nicht fehlen, daß Meißner auch im Alter den Göttern seiner Jugend treu geblieben ist. Nur die flammende Schwärmerei hatte sich zur gefesteten, haltenden Überzeugung abgeklärt. Anders, als er es geträumt und gewünscht, hatte sich die Einheit Deutschlands vollendet; schmerzlich ertrug er es auf seinem

Burgberge über Bregenz, von dem Ruhme und dem Leben des neuen Reiches halbwegs ausgeschlossen zu sein. „Aber", sagte er mir schon im Sommer 1867, „Deutschland über Alles! Ein Riß war da, einer, der nicht geschlossen, über den keine Brücke geschlagen werden konnte, wir Deutsch-Österreicher mußten geopfert werden wie Curtius; besser, der Zweig stirbt ab, als daß der ganze Baum verdirbt". Andererseits hing er zu sehr an seiner österreichischen Erde, um sich endgültig von ihr scheiden zu können. Er war ein Österreicher, ich möchte sagen mit Leib und Seele, so viel er gesehen hatte, so weit er herumgekommen war: er hatte weder seinen österreichischen Geschmack noch seine österreichische Brille verloren. So entzückt er von Venedig unter Österreich's Herrschaft, mit österreichischer Militärmusik auf dem Markusplatz und österreichischen Offizieren im Café Floriani, war, so wenig behagte ihm das Venedig Italiens.

Was seine Stärke und nicht zum geringsten Teil das Besondere seiner Dichtung ausmacht, dies Beruhen in heimatlichen Verhältnissen, dies Wurzeln im böhmischen Boden, diese Vorliebe für österreichische Persönlichkeiten und Geschichten, ist verhängnisvoll auch seine Grenze und seine Schranke geworden. In seinem großen Zeitroman „Schwarzgelb", dem sich „Babel" als Fortsetzung und Schluß anreiht (Berlin, Gebrüder Paetel), ist es ihm nicht gelungen, den österreichischen Horizont zu einem deutschen zu erweitern, wie es Gutzkow glückte, in den „Rittern vom Geist" und im „Zauberer von Rom" preußische Dinge als deutsche Kämpfe und Geschicke zu erfassen und zu gestalten. Zweifellos hat die politische Wendung, die Österreich aus Deutschland ausschloß, schon, ehe sie eintrat, die Wirkung jener Romane beeinträchtigt: was Meißner zu erzählen hatte, berührte uns schon fremdartig, wie aus „Halb Asien", aber es lag doch auch an der

Schwäche des Dichters, daß der Wurf das beabsichtigte Ziel nicht erreichte. In den „Kindern Roms“ — die Kämpfe Joseph's II. mit der Kirche geben den Hintergrund der Fabel ab — kommt die Idee ebenfalls nicht, trotz vieler vortrefflichen Einzelheiten, zur vollendeten plastischen Gestaltung. Wie Levin Schücking zuweilen in seinem westfälischen, blieb Meißner in seinem böhmischen Detail stecken. Und noch Eines trat hinzu, das ihn verhinderte, in dem umfassenden politischen Zeitbilde und im historischen Roman es Gutzkow oder Freytag gleichzuthun: seine starke, jede andere seiner litterarischen Eigenschaften verdunkelnde und beherrschende lyrische Begabung. Wo die Lyrik keinen Platz finden konnte, blieb ihm das Höchste versagt, wo sie sich aber in der Erzählung, im Drama ungezwungen, aus der Natur des Stoffes, aus dem Charakter der Figuren heraus geltend machte, hob sie ihn auch zur Vollendung. Zum teil aus eigenen Erlebnissen und Stimmungen hervorgegangen, ganz in Gedankentiefe getaucht und doch blitzend und schimmernd von Bildern der Wirklichkeit, der farbige Abglanz eines buntbewegten und zugleich inhaltreichen Daseins, ist die „Sansara“ das epische Hauptwerk Meißner's: ein Buch, das neben den Gedichten und dem „Ziska“ ihm eine hervorragende Stellung in unserer Litteratur sichert und seinem Namen die bestimmte, nicht zu verlöschende Physiognomie verleiht. Hier, wo es sich darum handelte, in einer fesselnden Erzählung Menschen, die er kannte, Landschaften, die er durchwandert, Schicksale, die er erlitten, vorzuführen, aus der Seele des Helden, der im letzten Grunde er selber war, die wirbelnde, rauschende, schillernde Sansara des Welttreibens zu betrachten, hatte er den Stoff gefunden, der seinem Genius wahlverwandt war, hier konnten lyrische und philosophische Arabesken der mannigfaltigsten Art immer anziehend und ergötzend, den Stoff umflechten,

ohne ihn zu zerbrechen oder seiner Eigenart Abbruch zu thun: aus dem Orkan der Sansara sollte sich ja der Held durch Erkenntnis und Betrachtung zu einer höheren und edleren Auffassung des Lebens und der höchsten Güter emporläutern, aus der Umnachtung der Schuld in das Morgenrot der Freiheit. Die Monologe Hostiwin's waren ebenso wahr empfunden, wie seine Erlebnisse, nach der modernsten Formel, Dokumente der Wirklichkeit und der Unmittelbarkeit waren.

„Die ihr auf den großen Goethe
Alles gern zurücke führt,
Meinet wohl, daß ich Mariette
Der Philine nachskizziert.

„Ach, in Wahrheit schön vorhanden
Lebte das Original
Und ich fühlt' in ihren Banden
Süßes Glück und süße Qual" —

aus der „Geschichte meines Lebens" kennen wir nun Alle das Original.

Die Reisen, die er gemacht, die Fülle von Menschen, mit denen er zusammengetroffen, eine nie unterbrochene Neigung zur Lektüre, die mit Vorliebe das Seltene und Absonderliche aufsuchte, führten Meißner stets neue und anregende Stoffe zu. Aber als echter Künstler hatte er an dem bloßen Material, dem Abschreiben der Natur, der psychologischen Studie weder Freude noch Genüge. Was er ergriff, gewann unter seiner feinen und geschickten Hand Glätte und Rundung, jene künstlerische Form, die man heute so gering schätzt, indem man nur die Wahrheit und die Naturtreue des Geschilderten oder Erzählten gelten lassen will. Wie wenige deutsche Erzähler besaß er die erfinderische Kraft in der Schürzung eines Knotens, in der Verschlingung einer Fabel, in der Erweckung und Festhaltung der Spannung. Sehr möglich, daß es ein alt-

modisches Verlangen ist, von einem Roman zunächst eine Befriedigung der erregten Neugierde, der Frage: Was wird sich aus diesen Abenteuern entspinnen, wie werden sich die Fäden verschlingen und lösen? zu erwarten; aber die Realisten werden nicht leugnen können, daß es noch immer eine große Anzahl naiver oder in der litterarischen Erkenntnis zurückgebliebener Leser giebt, die eine „spannende“ Geschichte den schönsten und gelehrtesten Beschreibungen eines Wurstladens und des Säuferwahnsinns vorziehen. Diese Kraft und Neigung Meißner's, eine Fabel geschickt aufzubauen, wie sie ihn in seinen Romanen zu einem Baumeister ersten Ranges macht, offenbart sich in einzelnen seiner Novellen von phantastischer Färbung: „Der Spieltisch Peter's des Großen“ — „Die Tage des Teufels“ — „Die Bildhauer von Worms“ — „Oriola“ in seltener Vollkommenheit und stellt sie neben die Erzählungen Prosper Mérimée's: eine rasch vorschreitende Handlung, voll unerwarteter Wendungen, die nicht der Laune des Zufalls nur, sondern dem Spiel der Leidenschaften und den Eigentümlichkeiten der Charaktere verdankt werden, in knapper, strenger Form vorgetragen, der ich hier und dort, gerade wie dem Stil Mérimée's, eine größere Fülle wünschte, die aber, jede Alltäglichkeit vermeidend, der Ausdruck einer künstlerischen Individualität ist.

Ein so vielseitig begabter, des großen Wortes und des schwunghaften Pathos in hervorragendem Maße fähiger Dichter mußte sich zur Bühne hingezogen fühlen, um so mehr, da in seiner Werdezeit das Theater in dem deutschen Kulturleben eine bedeutsamere Rolle spielte als in der Gegenwart. Auch verraten die beiden ersten Dramen Meißner's: „Das Weib des Urias“ und „Reginald Armstrong oder die Welt des Geldes,“ in welch' verschiedener Umgebung sie auch spielen, keine geringe Begabung für das

Dramatische: eine interessante Fabel steigert sich lebendig, entschiedene Gegensätze stoßen aufeinander. Daß zu dem ersten Drama Hebbel's „Judith“, zu dem zweiten die Schauspiele Gutzkow's: „Richard Savage“, „Werner“, „Die Schule der Reichen“ dem Dichter halb unbewußt die erste Anregung gegeben, beeinträchtigt ihren Wert in keiner Weise. Aber Meißner kam nicht über diese Anfänge hinaus; er schob es den Bühnenleitern und Schauspielern, der geringen Förderung, die ihm das Theater hatte zu teil werden lassen, als Schuld zu, daß er die einmal betretene Bahn nicht weiter verfolgt, und übersah dabei nur in begreiflicher Selbsttäuschung, daß ihm das eigentliche Wesen des Dramatikers: die scharfe, allen verständliche, von allen nachempfundene Zuspitzung des Konflikts und die unerbittliche Konsequenz der Figuren fehlte. Was den epischen Dichter in Meißner auszeichnete, die Mannigfaltigkeit der Motive, ihre gegenseitige Kreuzung und Durchdringung, hinderte die Klarheit und Übersichtlichkeit in seinen dramatischen Entwürfen.

Zu einer starken und dauernden Einwirkung auf die zeitgenössische Litteratur war Alfred Meißner nicht geschaffen. Etwas mochte seine vornehme, stolz bescheidene Natur, die es nicht liebte, sich in den Vordergrund, in die erste Reihe der Kämpfer zu drängen, etwas sein Stillleben in Prag, wo er, seine Reisen abgerechnet, von 1854 bis 1868, und in Bregenz, wo er von dem Herbst 1869 bis zu seinem Tode in Beschaulichkeit fern vom Weltgetriebe und vom Welttheater saß, dazu beitragen: die Hauptsache ist doch in dem Maß und Zuschnitt seines Geistes und seines Talents zu suchen. Ihm war die kritische, forschende, zersetzende Kraft versagt, die in den litterarischen Übergangsepochen als Leitungsdraht aus der Vergangenheit zu der Zukunft dient, die sich nicht entfernt mit dem schöpferischen Genius vergleichen darf, die aber für

die Entwickelung der Litteratur ebenso unentbehrlich ist, wie er. Molière und La Fontaine, Corneille und Racine lassen als Dichter Voltaire tief unter sich, als Ausdruck seines Jahrhunderts überragt er sie eben so hoch. Wohl hatte auch Meißner seine Zweifel über die letzten Dinge wie über die Zukunftsmusik, gar manche künstlerische und politische Erscheinungen dünkten ihn fragwürdig, auch er glaubte zu hassen, aber er kam über die Wallung nicht hinaus. Wie er den Streit nicht suchte, durchforschte er nicht die Tiefen der Dinge. In seinen Jugendgedichten hatte sich die Kampflust seines Herzens ausgetobt; wenn er später noch einmal zur Lanze und zum Schwerte griff, geschah es zur Verteidigung Heinrich Heine's. Weder in seiner Lyrik noch in seinem Prosastil ist Meißner als ein Jünger und Nachfolger Heine's zu bezeichnen, in beiden steht er ihm verhältnismäßig fern, allein er liebte, er verehrte den kranken Dichter. Er zuerst hat es gewagt, den viel Verketzerten in einem reineren und edleren Lichte zu zeigen und den Genius von seinen irdischen Schlacken zu befreien. Wenn Heine jetzt allmählig in dem Bewußtsein der Bildung die Stellung gewinnt, die ihm zweifellos das nächste Jahrhundert in der Weltlitteratur als die eines bahnbrechenden Geistes neben Byron zuerkennen wird, so ist es nicht zuletzt Meißner's Verdienst. Um das Andenken des verehrten Mannes vor Schmähungen und Lästerungen zu bewahren, ermüdete er nie; da eine erschöpfende Würdigung des Poeten nicht in den Kreis seiner Fähigkeiten fiel, rettete er wenigstens den Menschen. Mit seinem „Hasse“ gegen Dingelstedt pflegte er im vertraulichen Gespräch zu mir gern wie mit einer starken Leidenschaft zu liebäugeln — und was ist herausgekommen? Der leichtfüßige, einfältige Intendant in dem Roman „Feindliche Pole!“ Nein, du treue, liebebedürftige, Güte ausstrahlende Seele, wahrhaft hassen oder richten konntest du nicht! Du

hieltest weder „des Orkus strenge Richterwage“, noch spanntest du den Bogen des Odysseus.

Ich weiß nicht, ob sich Alfred Meißner in den Tagen seines Sturmes und Dranges mit reicheren Hoffnungen getragen, als sie ihm dann schließlich das Leben erfüllte. Als ich ihn kennen lernte, war er ein in sich gefesteter Mann, zufrieden in dem Ruhm und den Erfolgen, die er erworben, mehr bemüht, die erlangte Stellung festzuhalten, als neue Eroberungen zu unternehmen, neidlos und — beinahe möcht' ich sagen wunschlos. Der äußere Gang seines Daseins, der ihn von den großen Haupt- und Kampfstätten der deutschen Entwickelung, Wien und Berlin, entfernte, stimmte gut mit der liebenswürdigen Lässigkeit seines Wesens und der Schwäche seiner Waffen zusammen. Hätte er ein hartes, immer bedrängtes, immer auf Vorstoß und Abwehr gerichtetes Leben wie Gutzkow führen müssen — vielleicht hätte die Not manche seiner Fähigkeiten schärfer und feiner entwickelt. Der Besitz eines mäßigen Vermögens entrückte ihn allen Verlegenheiten einer Litteraten-Existenz und gab ihm in seinen Arbeiten die Freiheit der Wahl; er brauchte der Muse nicht zu rufen, er konnte sie erwarten. Seit einiger Zeit ist bei uns eine wunderliche Kritik Mode geworden, die um so grotesker erscheint, je pygmäenhafter der litterarische Nachwuchs seit fünfzehn Jahren ist. Jedes heitere Lustspiel, jeder Roman, jeder Band Novellen, jede Gedichtsammlung wird nach ihrem Unsterblichkeitsnachweis gefragt. Es genügt nicht, daß die Erzählung, die Komödie in einem gefälligen Stil unterhält und erfreut, daß sie den Zweck, den sie sich vorgesetzt hat, mit künstlerischen Mitteln erreicht: sie soll ein „epochemachendes“ Werk sein. Und da sie das nicht ist und nicht sein will, erklärt sie der Kritiker mit überlegener Verachtung für eine Eintagsfliege. Die ganze Romanlitteratur gilt ihm dann

als Tageslitteratur und spöttisch spricht er von den Lustspielen und Schauspielen, die „gerade ein Jahr“ auf der Bühne leben. Vor dieser Art der Beurteilung, in der sich Dummstolz und Einfalt das Gleichgewicht halten, können freilich die Werke Meißner's nicht bestehen. Kein einziges hat „Epoche gemacht“, keines hat nach der Nachwelt im zwanzigsten Jahrhundert geschielt. Aus dem Drang des Herzens gedichtet, aus der Anregung der Zeit, aus eigenen Erfahrungen und Erlebnissen heraus erwachsen, wollten sie die Freunde, die Mitlebenden begeistern, erheben oder auch nur in edlerer und gehaltvollerer Weise eine Weile zerstreuen. Unentwegt hatte der Dichter das Schöne und Wahre im Auge und strebte, nie dem Gemeinen nachgebend, einem idealen Ziele entgegen, aber um die Bewunderung künftiger Geschlechter buhlte er nicht mit unzureichender Kraft. Wenn er an seinem Platze voll und ganz, so weit seine Begabung reichte, in rastloser Arbeit an sich selbst, seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, glaubte er den Menschen genützt und den Göttern gedient zu haben. Im titanischen Trotz ihren Himmel stürmen zu wollen, war weder sein Wunsch noch sein Wesen. So verschmolz sich ihm Dichtung und Leben zu einer harmonischen Einheit: Hostiwin, der sich aus der Sansara in ein friedliches, still beglücktes Heim rettet: er war es selbst. In dieser Gestalt wird er in unserer Litteratur fortleben.

Am 15. Oktober 1822 geboren, hatte Meißner bei seinem Tode am 29. Mai 1885, der ihn infolge einer Gehirnhautentzündung jählings hinwegraffte, noch nicht das dreiundsechzigste Jahr vollendet. Als ich ihn zum letztenmale sah, hatte er einen seiner besten Tage. Es war an einem sonnigen Vormittag, am Sonnabend den 1. September 1883, am Hafen zu Lindau, in dem Gastzimmer des Bayrischen Hofes. Vor uns der blinkende spiegelglatte See, drüben im Schatten die

Hügellehne von Bregenz, darüber aufsteigend der Gebhardtsberg und weiter im Mittagsdunst die schneeige Kuppe des Säntis. Wir saßen zu viert, das Wiedersehen mit einem Glase Champagner feiernd. In jener Stunde waren Meißner außer seinem grauen Haare und den Falten um den Mund seine Jahre nicht anzumerken. Er fühlte sich wohl, auch das Augenleiden, über das er oft geklagt, quälte und hinderte ihn nicht. Von seinen Memoiren sprechend, an denen er damals arbeitete, wiederholte er mehrmals mit seinem jovialischen Lächeln: „Es wird gut, Bester, es wird gut!“ Dabei leuchtete sein Blick und seine Stimme, die immer unsicher einsetzte, war fest und klangvoll. Die Flaschen waren leer, uns rief die Glocke des Dampfschiffs zur Abfahrt. „Ertrag' es als ein Mann,“ sagte ich, dem Freunde zum Abschied die Hand schüttelnd, die Verse, die er selbst mir vor langen Jahren geschrieben, „daß jede Flasche einmal nur getrunken werden kann!“ So trennten wir uns, um auf diesem Sterne nie wieder zusammen zu kommen.

Fanny Lewald.

Oktober 1889.

Unser Jahrhundert hat drei große Schriftstellerinnen hervorgebracht: George Sand, George Eliot und Fanny Lewald. Wie verschieden auch das Maß und das Wesen ihres Talentes war, jede von ihnen hat in der Litteratur ihres Volkes und darüber hinaus in der Entwickelung des Geschmacks, der Sitten und Anschauungen einen hervorragenden, weit greifenden Einfluß ausgeübt. Daran ist bei keiner zu denken, daß sich die Gesamtheit ihrer Werke, auch nur bis zu dem Ende dieses Jahrhunderts in einer gewissen Lebendigkeit und Wirkung erhielte, aber ebenso gewiß ist es, daß die eine und die andre ihre Schöpfungen als bezeichnend für den Geist ihrer Zeit und ihre Eigenart ein Denkmal für immer bleiben wird: Consuelo, Adam Bede, die drei Bände, in denen Fanny Lewald ihre Jugend, ihre Schicksale, die Stufen ihrer Bildung, ihre Herzenskämpfe bis zu ihrer ersten Reise nach Italien und ihrer Begegnung mit Adolf Stahr geschildert hat, mögen veralten, aber ausgelöscht können sie nicht werden. Wie die klassischen Dichtungen und Schriften enthalten auch sie einen Kern des Ewigen und menschlich Schönen und Reinen.

An Wärme des Herzens, an plastischer Kraft der Darstellung kann sich Fanny Lewald nicht mit George Eliot, an Beweglichkeit der Phantasie, in der Glut der Leidenschaft und

der Fülle wohllautender Sprache nicht mit George Sand vergleichen. Sie hatte von dem Genie nur eine Eigenschaft, den unermüdlichen Fleiß, den Trieb zur Arbeit und zur Fortentwickelung erhalten. Die Kunst rein als Kunst aufzufassen, war ihr versagt, sie sah das Schöne einzig im Gewande des Nützlichen und die letzte Tendenz all' ihrer Schöpfungen ging darauf hinaus, das Nützliche und Verständige anmutig zu lehren. Das Belehrsame durchdrang ihre Gespräche wie ihre Schriften, die Wirklichkeit der Dinge fiel allein in das Bereich ihrer Anschauungen und Vorstellungen. „Ich bin zu wahr dazu, um so etwas zu erfinden und zu schreiben", hat sie mir einmal gesagt, als wir von „Teverino", einer der reizendsten italienischen Novellen der Sand, sprachen. Sie hatte eben kein Organ für das heitere und zwecklose Spiel der Phantasie, für die unbestimmten, ziellosen, in's Blaue sich verlierenden Gemütsstimmungen und Herzenswallungen. In ihrer Lebensgeschichte, soweit sie gedruckt vorliegt, findet sich ein einziger leidenschaftlicher Zug: die Schilderung ihrer Jugendliebe zu Heinrich Simon. Welche Kämpfe sie später auch zu bestehen hatte, ehe ihre Verbindung mit Adolf Stahr, nach Überwindung mannigfacher Hindernisse, in die allgemeine Ordnung einlenkte — in ihren Schriften, so oft sie auch Lebenslagen und Verhältnisse dargestellt hat, die den ihrigen ähnlich waren, klingt die Leidenschaft, Glück wie Leid, in einem milden, gleichsam abgeklärten Echo aus. Der stärkste, dauerndste Eindruck, den Jeder von ihr im Leben empfing, wie ihn jeder Leser ihrer Dichtungen empfangen wird, war der eines außerordentlich klaren, ruhigen, nüchternen Verstandes, einer abwägenden Überlegung, einer durch Erfahrung und Temperament vor jedem Überschwang bewahrten wohlwollenden Gesinnung. Es war nicht, wie sie meinte, die Wahrheit, die es ihr unmöglich machte, Lelia's Irrungen und Hetty's Fall zu

schildern, sondern die Eigenart ihrer Natur, die Schriftstellerin konnte die Töne nicht dafür finden, weil der Frau die Empfindungssaite dafür fehlte. Schon ihr Äußeres und ihr Auftreten, in dem sich halb eine unbewußte, halb gewollte Stattlichkeit und Würde ausdrückten, das schöne Gesicht mit stark ausgeprägten Herrscherzügen — wir nannten sie scherzweise immer den großen Kurfürsten, an dessen statuarische Lockenfülle auch ihre Haarfrisur erinnerte — die kräftige Bewegung der tadellos geformten Hand drückten mehr Thatkraft und Richtung auf die Wirklichkeit, als sinnende Melancholie und dichterisches Verlorensein in Träumen und Gedanken aus. Eine Frau stand vor uns, die voll Klugheit und Entschlossenheit in die Dinge eingreifen und sie nach ihrer Meinung ordnen wollte, die viele Menschen in ihren Dienst zu zwingen wußte, mit einer sanften, aber doch unwiderstehlichen Gewalt, der die litterarische Arbeit wesentlich ein Bedürfnis sich zu bethätigen, praktisch zu wirken und Einfluß zu gewinnen war. Zweifellos fühlte sie sich als schaffende Künstlerin, aber ich müßte mich sehr in der Erkenntnis ihres Charakters geirrt haben, wenn ihr der Erfolg, den manche ihrer philanthropischen Vorschläge in unserem öffentlichen Leben errangen: die Öffnung der Museen an den Sonn- und Feiertagen, die Tasse Thee oder Kaffee, die während des Winters in den kleinen Sodawasser-Buden an den Straßenecken geschenkt wird, die Entwickelung der Vereine für die Erweiterung der Erwerbsthätigkeit der Frauen, nicht ebenso schmeichelte, wie das Lob ihrer Werke. Nicht nur denen, welche Fanny Lewald persönlich gekannt haben, sondern allen Lesern ihrer Erzählungen wird dieser Zug nach dem Wirklichen, dies Übergewicht verständiger Klarheit über Phantasie- und Traumleben als das eigentlich entscheidende Element ihrer Persönlichkeit sich offenbart haben. In glücklichster Weise ergänzte

ihr Wesen darum die still gelehrte nachdenkliche Eigenart ihres Gatten, Adolf Stahr's. Es klang wunderlich, wenn er erzählte, wie er dieser und jener Berühmtheit „im Salon von Fanny Lewald“ begegnet sei, allein es bezeichnete genau ihre Stellung im Hause und der Gesellschaft gegenüber. So sehr stimmten die Gatten zu einander, so allseitig ergänzten sich ihre Charaktere und ihre Talente, daß es unter litterarisch thätigen Menschen selten eine harmonischere Ehe gegeben haben mag. Jedem fällt hier zur Vergleichung die Verbindung zwischen Lewes und Mary Ann Evans ein. Aber der Vorzug bleibt, wenigstens für mein Gefühl, ganz auf Seiten Fanny Lewald's und Adolf Stahr's. Bis in ihre letzten Tage bewahrte sie dem Gatten, den der Tod schon 1876 von ihr gerissen, ein dankbares, ungetrübtes, gerührtes Andenken — und Rührung war bei ihr eine seltene Erscheinung. Stahr war keine schöpferische Natur, kein Kopf voll neuer und originaler Gedanken, allein er besaß im seltenen Grade jene Wissenschaftlichkeit, Aufnahmefähigkeit, Verarbeitung und Ausbildung des Gelesenen, die Fanny Lewald nicht beschieden waren. In einer warmen trefflichen Schilderung, die Helene Lobedan unmittelbar nach dem Hinscheiden der Freundin von ihrem Wesen und Charakter gegeben hat, erwähnt auch sie diesen Mangel. Mit einer gewissen Harmlosigkeit gestand ihn Fanny Lewald selber ein, sie hatte wenig gelesen, Daudet und Zola, Tolstoi und Dostojewskij, Ibsen und Björnson, Cossa und Farina waren ihr kaum oberflächlich bekannt, und trotz ihrer Reisen im künstlerischen Sinne des Wortes wenig gesehen. Hier stand ihr Stahr mit seiner ungewöhnlichen Belesenheit, seinem geübten Auge und seinem meist sicheren Urteil hilfreich zur Seite. Die Mißgünstigen thaten ihnen Unrecht, wenn sie nur die Schattenseiten dieser litterarischen Verbindung hervorhoben, sie war beiden

zugleich die lebendigste Förderung und der Zusammenklang der Seelen.

Ich bin schon früh Fanny Lewald begegnet. Bald nach ihrer Verheiratung mit Adolf Stahr führte mich eine litterarische Angelegenheit zu ihr. Aber wir traten uns damals, 1855, nicht näher. Ich wußte, daß sie in dem Verhältnis Gutzkow's zu ihrer Freundin Therese von Bacheracht eine entscheidende Rolle gespielt hatte, und war von Vorurteilen gegen sie befangen. Nicht durch Gutzkow's Erzählungen, der stets voll Achtung, wenn auch mit Zurückhaltung von ihr sprach und ihrem Roman „Wandlungen" gerade damals eine freundliche Besprechung in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" gewidmet hatte, sondern aus einer dunklen Empfindung heraus, daß vielleicht eine gefühlvollere Frau die Schroffheit des Bruches zwischen Gutzkow und Theresen hätte mildern können. Erst die Lektüre ihrer „Lebensgeschichte", die ich 1862 las und in der „National-Zeitung" besprach, brachte mich seelisch Fanny Lewald näher. Die „Lebensgeschichte" hatte ursprünglich in der „National-Zeitung" veröffentlicht werden sollen, aber allerlei Hindernisse hatten sich dieser Veröffentlichung entgegengestellt und sie mußte unterbleiben. Die Verstimmung, welche die Schilderung ihrer Jugend und der Königsberger Verhältnisse in den Jahren 1811 bis 1840 hier und dort ihrer Aufrichtigkeit wegen erregte, ist jetzt längst überwunden, an ganz andere Enthüllungen und Natürlichkeiten sind wir seitdem gewöhnt worden. Auf mich machte das Buch einen starken Eindruck, die Entschlossenheit des Willens, die Klarheit der Anschauungen, die maßvolle Ruhe in der Beurteilung der Andern, die Strenge gegen sich selbst, der rastlose Drang zur Arbeit, die sich darin aussprechen, werden, selbst ohne Rücksicht auf die Vortrefflichkeit der Schilderung und die glückliche Mischung von Ahnung und Wirklichkeit, von hochfliegenden Träumen und der Idylle

des Kleinlebens, jeden Leser mit Achtung und Bewunderung für die Erzählerin erfüllen. Lange ehe ich sie darum kannte, gehörte ich zu den Verehrern Fanny Lewald's. Ein gemeinsamer Freund, Bernhard Wolff, dessen ich schon in diesen Blättern gedacht habe, vermittelte in einem Sommeraufenthalt zu Thale im Augustmonat 1866 unsere Bekanntschaft. Allen, die damals zu unserem kleinen Kreise gehörten, sind die dort gemeinsam verlebten Tage, unter dem mächtigen Eindruck der Wiedergeburt Deutschlands, zum unvergeßlichen Schatz ihres Daseins geworden. Unmöglich, das Band, das sich so geknüpft, je zu zerreißen. Und ein freundliches Geschick fügte es, daß wie mein erstes auch mein letztes innigeres Zusammensein mit Fanny Lewald in die Stille und den Frieden eines Sommeraufenthalts fiel. Im vergangenen Jahre haben wir einen guten Teil der Monate August und September in Ragaz verbracht. Zuweilen war es mir, als wären die zweiundzwanzig Jahre, die unser erstes Zusammensein von dem neuen trennten, nur wie eine Pause zwischen heut und gestern, so anregend war Fanny Lewald's Unterhaltung, so frisch ihr Geist, so gespannt ihr Wesen. Der Schnitt des Gesichts, die Weise des Auftretens, all' ihre kleinen Schwächen waren dieselben geblieben. Gern führte sie das Gespräch, mit Vorliebe erzählte sie aus der Vergangenheit. Sie hatte das Bewußtsein ihres Wertes und nahm die Huldigung und die freundliche Dienstleistung, die ihr gewidmet wurden, mit einer gewissen Selbstverständlichkeit hin. Ich hätte sie mir gar nicht anders denken können und mögen als in dieser Gewißheit, daß ihre Wünsche nach Möglichkeit erfüllt werden würden, das Gefühl der Frau hatte eben das beste Teil daran.

Mit dem jüngeren Geschlecht, in der Litteratur wie in den Künsten, hatte sie längst keine Fühlung mehr. Ihre Uhr war gleichsam in den Jahren zwischen 1848 und 1850 stehen ge-

blieben. Das Neue kannte sie wenig und liebte es nicht. Selbst ihre Teilnahme für die arbeitenden Klassen, für die Entwickelung der Unabhängigkeit und Erwerbsfähigkeit der Frauen hatte nichts von dem sozialdemokratischen Zug der Gegenwart, sondern wurzelte in den sozialistischen Träumen und Hoffnungen der dreißiger Jahre. Nur daß Alles, was bei der Sand und bei Bettinen in das Phantastische abirrte, sich bei ihr, der Schärfe und Kühle ihres Verstandes gemäß, auf das Mögliche und Erreichbare beschränkte. 1811 am 24. März geboren, in demselben Jahr und Monat, wie Karl Gutzkow, gehörte sie dem älteren Geschlecht unserer Schriftsteller an. Kein Wunder, daß sie bis zuletzt die Welt von der litterarischen Warte aus betrachtete und es nicht begreifen konnte, daß man den politischen oder den naturwissenschaftlichen Standpunkt daneben wahrte und ihm wohl gar den Vorzug gab. In der Zeit, wo die Seele des jungen Mädchens die stärksten Eindrücke von der Außenwelt empfing und der schöpferische Trieb sich in ihr regte, sah sie alles auf die Litteratur gestimmt. Das Buch, das Theater standen im Vordergrund aller Gespräche, des gesamten öffentlichen Interesses. Jede politische Frage kleidete sich in litterarische Formen, im Liede oder im Drama fand sie ihren glücklichsten Ausdruck. Börne's „Briefe aus Paris", die jetzt jede Zeitung als Feuilletons drucken würde, galten für eine politische That. Wie tief dies litterarische Gefühl in den Menschen lebte und webte, hört man noch ebenso stark aus den Reden der Paulskirche wie aus den Reden Berryer's und Lamartine's in der französischen Deputirtenkammer unter Ludwig Philipp heraus. Undenkbar, daß jetzt in einem Parlamente solche Schönrednerei aufkommen könnte. Die schriftstellerische Thätigkeit genoß eine höhere Achtung und flößte ein größeres Interesse ein, als heute, weil sie noch eine freie Kunst, noch nicht eine Art

Gewerbe, wie die Malerei und die Schauspielkunst war. Dem Schriftsteller war es gleichsam von Gottes Gnaden vergönnt, alle Verhältnisse und alle Fragen vor seinen Richterstuhl zu ziehen: die Forderung gründlicher Kenntnisse der Dinge wurde kaum erhoben. Geistvoll über die Dinge zu sprechen, lebhaft zu schildern, der allgemeinen Sehnsucht nach einer neuen Ordnung der Welt einen zündenden Ausdruck zu verleihen: das allein war das Geheimnis der Schriftstellerei. Diese Anschauungen von der Bedeutung und Würde der schriftstellerischen Arbeit haben Fanny Lewald durch das Leben begleitet. Ihre Bildung war eine ausschließlich litterarische. Zu unsern Klassikern und Romantikern gesellten sich später einige englische, französische und italienische Schriftsteller als Muster und Förderer. Im Großen und Ganzen ist ihre Entwickelung bis zu ihrer Ehe mit Adolf Stahr eine unabhängige und originale. Die „Stadt der reinen Vernunft“, die jüdische Herkunft, das Kaufmannshaus und der Kreis, in dem Johann Jacoby den Mittelpunkt bildete, sind der Boden, aus dem ihr Talent emporwuchs — dieser Erdgeruch giebt ihren Schöpfungen die Blume. Eine ganze Reihe ihrer Romane spielen in den beiden preußischen Provinzen: Das Mädchen von Hela; Von Geschlecht zu Geschlecht; Die Erlöserin; Helmar; Die Familie Darner. Und nicht blos in den Hintergründen und den Zuständen haftete sie an der Heimat, auch ihr Wesen hatte und bewahrte den ostpreußischen Zug. Als sie in andere Städte und Kreise, in die Wogen eines bewegteren Lebens kam, war sie über die erste Jugend hinaus, zu fest und sicher schon in ihrem Auftreten und ihrem Urteil, um noch von Grund aus andere Neigungen zu gewinnen oder sich mit Eifer in eine andere Sphäre des Wissens zu vertiefen. Eine Leidenschaft für das Theater, wie sie George Sand erfaßte, hat sie nicht empfunden, geschichtliche und

philosophische Studien, wie sie George Eliot trieb, verlockten sie nicht. Die Schönheit der Natur bereitete ihr bis in ihre letzten Tage einen immer neuen Genuß und rührte bald sanft, bald mächtig ihre Seele. Als Dichterin vermochte sie in stimmungsvollen Bildern ihre ostpreußische wie die italienische Landschaft, die Alpen und das Meer, den holden Frieden eines schönen Herbsttages und den Sturm eines Frühlingsgewitters zu malen, aber die Naturwissenschaft fesselte sie nicht, sie war weder eine Leserin noch eine Jüngerin Darwin's.

Der Gegenwart wird es schwer, eine solche von der Kenntnis der realen Dinge sich fernhaltende, auf Lektüre, ein wenig Musik, den Besuch einiger Museen sich gründende Bildung und Schriftstellerei zu begreifen, allein sie darf nicht vergessen, daß Fanny Lewald wohl das naturwissenschaftliche Zeitalter noch erlebte, doch ihm nicht angehörte. Ihre Bildung, die uns so begrenzt erscheint, war der ihrer Zeitgenossinnen, der Gräfin Ida Hahn und der Henriette Paalzow, um nur die hervorragendsten zu nennen, mindestens gleichwertig, und was ihr fehlte, ersetzte das Leben. Schon während ihrer Jugend wurde sie mit den verschiedensten Verhältnissen vertraut, sie lernte den Adel und den Kaufmannsstand ihrer heimatlichen Provinz auf das Genaueste kennen. Später führten sie Reisen durch Deutschland und Italien, Frankreich und England. Die Sehnsucht nach der Ferne und der Wunsch nach einem mannigfaltigen Verkehr mit Menschen von allerlei Art und Stand erloschen niemals in ihr. Noch in ihren letzten Tagen spann sie Reisepläne. Rom war ihr zur zweiten Heimat geworden, noch einen Winter dort zu verleben, gaukelte ihr die Phantasie in ihren guten, leidfreien Stunden als Fata Morgana vor. Außer Auerbach wüßte ich keinen deutschen Schriftsteller, der mit so vielen Menschen zusammengekommen und zu thun gehabt, wie sie. Je weniger sie mit den Büchern, desto besser

war sie mit dem Leben ihrer Zeitgenossen bekannt. Ihre Bemühungen für die Frauen, in Erziehung, Bildung und Arbeit, hatten ihr eine eigentümliche Gefolgschaft erworben. Von allen Seiten, von jeder Stufe der sozialen Leiter wandten sich Frauen und Mädchen an sie; nicht nur mit der Bitte, ihre schriftstellerischen Versuche zu unterstützen, oder mit Gesuchen um eine Stellung; auch die geheimsten und innigsten Beziehungen, die wichtigsten Entscheidungen, Berufs- und Gattenwahl, wurden ihr anvertraut und ihrem Rate unterworfen. Wie selten sie auch in fremde Geschicke eingreifen konnte und wollte, unter der Hochflut der Alltäglichkeit drang doch manches merkwürdige Menschenschicksal, manche wundersame Verwickelung der Zufälle zu ihr. Sie gewann Einblicke in Dinge und Charaktere, die sonst dem Schriftsteller unzugänglich bleiben. So wurde ihr das Leben zu einer unausgesetzten Schule der Bildung, zu einem Buche, aus dem sie unablässig neue Kenntnisse und Erfahrungen schöpfte. Eine solche Weise des Lernens entsprach durchaus der Richtung ihres Geistes auf das Nützliche und Wirkliche. Während Andere aus einer beweglichen Phantasie, einer reichen, starken und tiefen Empfindung die ersten Keime ihrer Dichtungen ziehen, waren für Fanny Lewald die Fragen und Bedürfnisse des Tages, ihre eigenen Erlebnisse, die Geschichten, die ihr mitgeteilt wurden, die Menschen, mit denen sie eine Weile zusammenging, der ergiebige Boden, aus dem ihre litterarische Saat sproßte.

Aber eine realistische Schriftstellerin in dem Sinne, wie jetzt das Wort ausgedeutet wird, war sie darum doch nicht. Wie hätte sie es auch sein können, die ganz aus der Bildung des Geistes hervorgegangen war. Nicht das mehr oder minder gelungene Abbild der gemeinen Wirklichkeit, ihr Ideal war die Poesie des Geistes. Hier ist das Band, das sie mit Gutzkow und Auerbach, mit allen wahrhaft modernen Schriftstellern

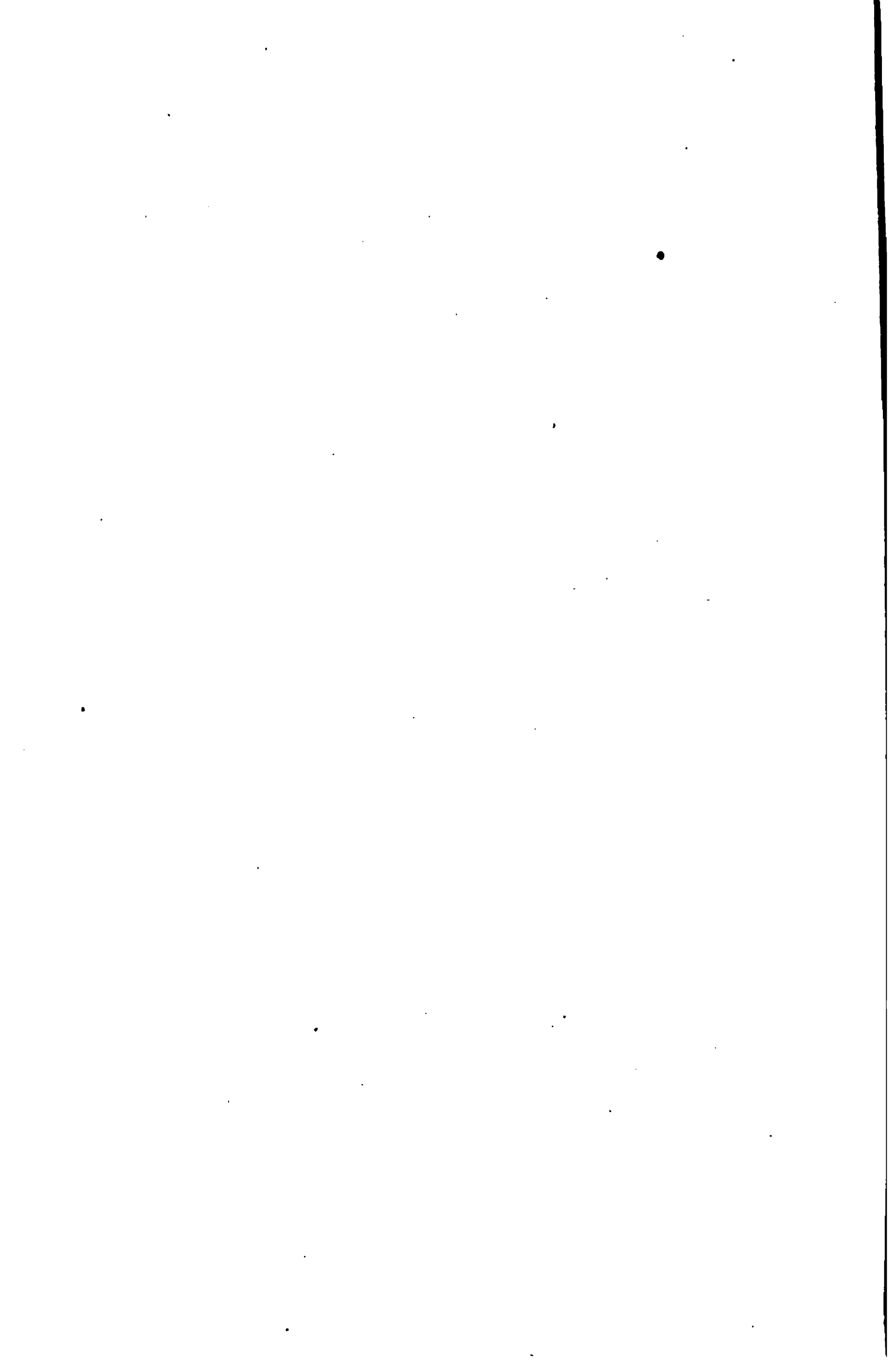
ihrer Zeit verbindet. Nichts ist thörichter, als diesen Männern einen „leeren, blutlosen Idealismus“ vorzuwerfen, über ihre „Unkenntnis der Natur und der Physiologie“ zu spotten, ihren „geringen Wirklichkeitssinn“ zu bemitleiden. Der Welt, die sie schilderten, hatten sie so tief in das Herz geblickt, wie nur je die jetzige realistische Schule der Gegenwart, und keineswegs kam bei ihnen die Äußerlichkeit, die Erscheinung der Dinge gegenüber dem Gedankengehalt und dem Gefühlsleben zu kurz. Daß sie die Menschen nicht auf die Darwin'schen Theorien und das Taine'sche Axiom, daß Tugend und Laster Produkte sind wie Zucker und Vitriol, hin betrachteten, ist freilich wahr, aber wer bürgt uns denn dafür, daß man nach vierzig Jahren noch durch diese Brillen sehen wird? Ohne eine künstlerische Erhebung des Stoffes aus der „gemeinen Deutlichkeit der Dinge“ vermochte sich Keiner damals eine Dichtung zu denken. Fanny Lewald umsoweniger, je eifriger sie in jedem ihrer Werke über die bloße Unterhaltung der Phantasie hinaus einen lehrhaften oder praktischen Zweck verfolgte. Ihr selber unbewußt sollte die Wärme, mit der sie ein Vorurteil bekämpfte, eine nützliche Einrichtung verteidigte, für das Gute und Wahre gegen die gesellschaftlichen Abneigungen und Ausschließlichkeiten, für die Heiligkeit der Pflicht gegen die Ungebundenheit der Freiheit eintrat, den Mangel an individueller Leidenschaft in ihren Helden und Heldinnen verdecken. Unübersehbar fast sind die Frauengestalten ihrer Erzählungen: das Mädchen aus dem Volke, das im harten Dienste steht und sich emporringt oder untergeht, die Künstlerin, das hochgeborene Fräulein, die abenteuernde Amazone, das römische Modell, die Beamtentochter, das Weib als Gattin und Mutter durch alle Wandlungen und Lebensstufen hindurch, von jedem Temperament — ich möchte sagen, in jeder Schwingung des Gefühls — ihnen allen begegnen wir, oft in der feinsten

Ausführung, in einer Wahrheit des Ausdrucks, die zugleich das Urbild und die weibliche Hand verrät, die es gezeichnet, aber eine Gestalt, die sich so unvergeßlich dem Leser einprägte, daß er sie gleichsam malen könnte, wie Consuelo oder Hetty, Gutzkow's Lucinde oder Balzac's Valerie Marneffe, vermöchte ich doch nicht zu nennen. Ich müßte denn die Schöpferin an die Stelle ihrer Geschöpfe setzen. Fanny Lewald hatte keine brennenden Farben auf ihrer Palette, sie war glücklicher in den Übergängen, als in der Wiedergabe des hellsten Lichts oder der dunkelsten Schatten. Wie im Leben erschien ihr auch in der Dichtung der Mittelweg der beste. Sie zog einen Ausgleich zwischen den Wünschen des Herzens und den Forderungen der Welt dem tragischen Untergange vor. Die größere Milde und Ruhe, die mit ihrer Ehe in ihr selbst eingekehrt waren, machte sich seitdem auch in ihrer Dichtung geltend. Der streitbare Zug aus ihren ersten Romanen „Jenny" und „Eine Lebensfrage", der satirische, der sich in „Diogena" offenbart, verschwanden beinahe ganz aus ihren späteren Erzählungen. Das Maßvolle ihres Urteils wirkte unwillkürlich auch auf ihre Darstellung ein. Das Übertriebene und Überschäumende hatte sie immer gemieden, jetzt nahm alles den sanften Glanz der Pastellmalerei an.

Die Stoffe, die sie behandelte, luden von selbst zu dieser Darstellungsweise ein. Fanny Lewald's Romane spielen durchaus in der mittleren Sphäre des modernen Lebens, ein einziges Mal, in dem Roman „Prinz Louis Ferdinand", hat sie sich auf das Gebiet der Geschichte gewagt, und wenn auch bald die Künstlerwelt, bald die Arbeiterkreise gestreift werden, die Aristokratie, einmal die ostpreußische, ein anderes Mal die römische, nicht fehlt, so bleibt doch das gebildete deutsche Bürgertum der eigentliche Mittelpunkt ihrer Welt. Seine Anschauungen, Tugenden und Schwächen, seine Denkweise

seine Sitten und Lebensformen herrschen überall vor, mit ihrem Herzen wie mit ihrem Kopfe gehört die Dichterin ihm an. Nicht phantastische Erfindungen, psychologische Probleme, die Sezierung der Seele reizten sie, ihr Streben richtete sich auf die Behandlung allgemein verständlicher Fragen, der Gegensätze und Konflikte, die zu ihrer Zeit die Gebildeten beschäftigten, der Wandlungen, welche in Geschmack und Meinung der Einzelnen und der Massen sich vollzogen, auf die Ausmalung des Weltausschnittes, in dem sie sich bewegte, den sie übersah. Im hohen Grade besaß sie, was dem jüngeren Geschlecht völlig verloren zu gehen scheint, den architektonischen Sinn, die Fähigkeit, eine Geschichte nicht aus zufälligen Mosaiksteinen notdürftig aneinander zu leimen, sondern kunstvoll aufzubauen. Die Entstehung, Vollführung und Entdeckung eines Verbrechens durch alle Stadien des Gedankens zu schildern, mit unsympathischen Figuren und widerlichen Szenen, die nur die Beobachtung, Fertigkeit und Unverfrorenheit des Realisten zeigen sollen, Blatt um Blatt zu füllen, wäre ihr eine Unmöglichkeit, weil eine Versündigung gewesen. „Warum soll ich mich in die Geschichte von Menschen vertiefen“, sagte sie mir einmal, als wir von dieser Seite der neuesten Litteratur sprachen, „die in der Wirklichkeit nie meine Stube betreten dürften?“ Diese Einseitigkeit war zugleich ihre Stärke. Indem sie nur Gestalten und Vorgänge darstellte, zu denen sie sich hingezogen fühlte, für die sie ein Verständnis hatte, nur Fragen aufwarf und löste, die sich innerhalb des Ethischen bewegen, blieb sie immer wahr, aufrichtig gegen sich selbst, wie gegen die Gesellschaft, die sie malte. Wenn nichts Erstaunliches, ist auch nichts Verzerrtes in ihren Geschichten. Sie unterhalten den Leser mit einer Fülle wechselnder Bilder und regen ihn zu nachdenklichem Sinnen an, sie bewegen sein Gemüt in Schmerz und Freude

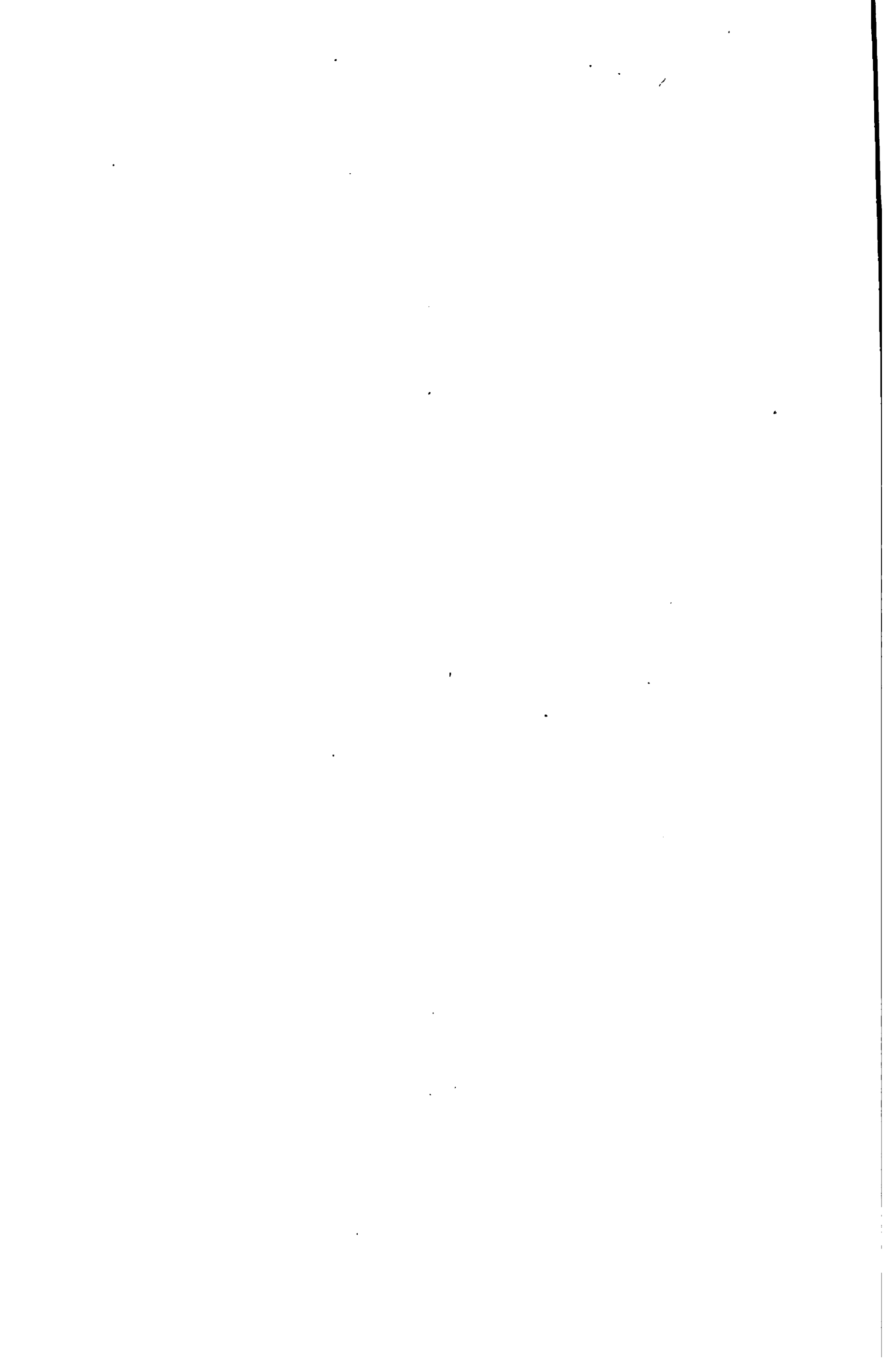
und stärken die Empfindung des Guten und das Mitleid für die Schwachen und Unglücklichen in ihm, sie überliefern den Nachkommen ein treues Gemälde des deutschen Bürgertums von dem Anfang bis in die Mitte dieses Jahrhunderts und hinterlassen ihnen, mit einem Schatz edler und tiefer Gedanken, die Erinnerung an eine unermüdlich strebende, nie träge in sich befriedigte, immer auf das Ideal gerichtete Frau, das beste Denkmal eines gesegneten Lebens.



II.

Strömungen:

a) Litterarische.



Das „Moderne“ in der Kunst.

1867.

1.

So arm unsere Gegenwart dem ästhetischen Betrachter an großen Kunstwerken erscheint, so gering er im Hinblick auf frühere Schöpfungen in der Musik, Malerei und Dichtkunst unsere Versuche schätzen mag, eins wird er diesen Versuchen nicht bestreiten können: daß sie der Kunst einen neuen Stoff zuzuführen streben. Die Weimarische Glanzzeit unserer Litteratur kannte keinen historischen Roman; nach der Seite des Stofflichen bietet und leistet die moderne Malerei in ihren Geschichts- und Genrebildern mehr als die Kunst des 16. und 17. Jahrhunderts, Gluck's „Alceste“, Mozart's „Zauberflöte“ können sich in Bezug auf den Reichtum der Instrumentirung, die Mannigfaltigkeit und Größe des Inhalts nicht mit Wagner's „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ vergleichen. Mit der Erweiterung unseres Lebens, unserer Kenntnis und unserer Anschauungen mußte auch der Stoff wachsen und sich ausdehnen, den unsere Kunst schön gestalten soll. Größer als die Welt Lessing's und Schiller's ist die unsrige; wer von uns heute das kleinste Zeitungsblatt in die Hand nimmt, liest von Dingen, die sie nicht einmal ahnten. Ich rede nicht von den Eisenbahnen und dem Telegraphendraht, auch der politische Umschwung bleibe unerörtert, aber was war für Schiller

Amerika und Ostasien, was sind sie für uns! Wie viel erfahren wir jetzt auf der Schule von der Kunst des Mittelalters, was jenen großen Geistern fremd und fern war und blieb! Aus der „Hamburgischen Dramaturgie" erinnert sich Jeder, mit welcher Freude über seine Entdeckung, mit welcher Umständlichkeit, da er etwas ganz neues bringt, Lessing ein spanisches Schauspiel „Dar la vida por su dama" erörtert, jetzt sind Calderon's, Moreto's, Lope de Vega's Komödien den Gebildeten allbekannt. Die größeren Kenntnisse machen nicht den größeren Künstler, wohl aber verändern sie seine Stellung zur Welt. Ein naives Auffassen der Erscheinungen wird ihm dadurch zur Unmöglichkeit; wenn heute ein Raphael geboren würde, könnte er wieder, in seiner wunderbaren, fast harmlosen Weise, Antikes und Christliches verschmelzen? Und gesetzt, er thäte es, würde er Betrachter finden, die naiv genug wären, ihm zu glauben? Schon die Einrichtung der modernen Bühne legte einem neuen Shakspeare einen Zwang auf, von dem der alte nichts wußte. Rauch's Friedrichsstandbild, Rietschel's Dichtergruppe in Weimar betrachtete Phidias wohl mit einem Blick voll Verwunderung und Mitleid als seltsam wunderliche Werke nordischer Barbaren. An idealen Bestrebungen, an reinem Schönheitssinn und Vertiefung in die höchsten Kunstgesetze ist unser Leben ärmer, an Stoff ist es reicher geworden.

Dieser Thatsache gegenüber, was erscheint natürlicher, als daß wir diesen neugewonnenen Stoff nach allen Seiten hin zu verarbeiten und uns zu eigen zu machen suchen? Bei einem Fabrikanten fordert der Käufer die neuesten Muster, gern nimmt Niemand Früchte vom vergangenen Jahr. In der Wissenschaft baut der Spätere auf den Grundlagen der Früheren weiter, heute muß man in anderer Weise und in anderem Stil eine deutsche Geschichte schreiben, als sie

Graf Bünau vor hundert Jahren schrieb. Kann die philosophische Forschung wieder auf den Standpunkt Christian Wolff's zurückkehren? Wenn aber alle Wissenschaften, alle Bedingungen des Lebens der modernen Strömung sich fügen, ist es unlogisch, von den Künsten dasselbe zu verlangen? Sind die Formen des Künstlerischen so eng und beschränkt, daß sie den neuen Stoff nicht ertragen? Dem, was im modernen Geiste auf den Gebieten der Künste versucht und gewagt wird, tritt die gelehrte Ästhetik meist mit der Behauptung entgegen, es sei unpoetisch, unkünstlerisch und entbehre des edlen Stils. Kaulbach's Gemälde gelten ihr für schemenhaft, ein politischer Roman für die Spitze des Ungeschmacks. Tendenz und Kunstwerk schließen sich nach dieser Ansicht unbedingt aus. Nur das Altgewohnte darf auf den Ruhm des Klassischen Anspruch machen, Formen, die sich längst überlebt haben, sind heilig. Warum sollte sich in dieser Weise nicht auch jetzt noch schaffen lassen? Ist das Geschaffene nicht künstlerisch, so ist es doch künstlich. Fort und fort dichtet man bei uns alcäische und sapphische Strophen, Tragödien mit dem griechischen Chor; fort und fort malt man Madonnen und himmlische Glorien. Erregen nun aber diese Schöpfungen nicht den Beifall, welchen sich die Künstler und ihr Freundeskreis davon versprachen; geht das Publikum an einer Maria, die zum Himmel schwebt, teilnahmlos vorüber und bleibt bewundernd vor einer Bauerntaufe stehen; entschwindet ein Trauerspiel von Sophonisbe oder Lucretia nach der dritten Anstandsvorstellung in den Schatten der Theaterbibliothek, während ein Lustspiel immer wieder die Zuschauer herbeilockt, in die behaglichste Stimmung versetzt und ihren freudigen Zuruf erweckt: so erschallt die Klage von der Gesunkenheit des Geschmacks, von der Erbärmlichkeit der Kritik, von dem Materialismus der Zeit. In der eigenen künstlerischen Beschränktheit, in der

Thorheit, wider den Strom schwimmen und dem Allgemeinen ein ihm Fremdes, Unnatürliches aufzwingen zu wollen, sucht Keiner den Grund seiner Niederlage. Der Spruch Schiller's: „es soll der Sänger mit dem König gehen" hat längst seine Wahrheit verloren, wohl aber soll der Künstler seiner Zeit angehören, von ihrem Geisteswehen erfüllt sein, nur wenn er ihres Wesens Tiefe, ihre Art zur Erscheinung bringt, ist er ein Künstler. Und da ist es eben nicht gleichgültig, welchen Stoff er ergreift, nicht gleichgültig, ob er Engel oder Szenen der französischen Revolution malt. Denn an seine Engel glauben wir nicht einmal mehr im künstlerischen Sinne, sie würden immer nur Stiefgeschwister der raphaelischen Engel sein; in der französischen Revolution aber steckt die Wurzel unserer Gegenwart, aus ihr sind alle Fragen, die uns bewegen, entsprungen, unsere Teilnahme an diesen Begebenheiten ist eine lebendigere, als an dem Kampf der Centauren und Lapithen. Eine Kunst, die sich nicht mit dem Inhalt ihrer Zeit erfüllt, fällt in's Bodenlose. Als die italienische Malerei während des 17. Jahrhunderts in Unbeweglichkeit bei ihren religiösen und mythologischen Gegenständen, ihren Allegorien und Bacchuszügen beharrte, statt in das wirkliche Leben der Zeit einzukehren, sank sie tiefer und tiefer, ihre Kompositionen wurden leerer, ihre Gestalten zu Schemen. Umgekehrt, weil sie sich zur Natur wandte und in das Volksleben einkehrte, gelangte die holländische Malerei in Rembrandt und Ruysdael zur edelsten Blüte. Daß mit erfindungsreichem Kopf und geschickter Hand Watteau in das Leben des Versailler Hofes griff, hat der französischen Malerei eine ganz neue Richtung gegeben. Stets ist an die Kunst die Forderung gestellt worden, den zeitgemäßen Stoff zu bearbeiten, die Stimmung darzustellen, die in ihrer Epoche herrschte: nicht von einer zünftigen Kritik, aber von den Urteilsfähigen,

und die großen Künstler sind diesen Forderungen nachgekommen.

Wie stilvoll, wie gebunden durch uralt heilige Gebräuche und unzugänglich jeder Neuerung, jener „rohen Begierde der Menge nach stofflich Neuem" sich in majestätischer Ruhe entgegenstellend, erscheint die Bühne Athen's! Welche Wandlungen hat dennoch diese Bühne in noch nicht hundert Jahren von Aeschylos zu Euripides durchgemacht! Weder die Perserkriege und der Peloponnesische Bürgerkrieg, noch die Philosophie der Sophisten und die Weisheit des Sokrates sind spurlos an ihr vorübergegangen. Wenn Euripides uns Elektra und Orestes vorführt, erkennen wir nur an den Namen, der Haupthandlung und den Äußerlichkeiten die Gestalten des Aeschylos darin wieder. Die Mythe konnte der spätere Dichter freilich in ihrem Kern nicht ändern, aber die gigantischen Figuren des ersten Tragikers, in denen eine ungebändigte Naturkraft, ein Göttliches waltet, verwandelt er in Griechen seiner Zeit, das Empfindsame und Dialektische herrscht vor. Wenn uns von den Schätzen der griechischen Bühne mehr erhalten wäre, wir einen Einblick in das Theaterleben der Demosthenischen Zeit besäßen, würden die Umgestaltungen, die bestimmenden Einflüsse und Neigungen der jeweiligen Gegenwart uns noch schärfer und klarer entgegentreten. Daß der Begriff des „Modernen" sich Eingang in die dramatische Dichtung der Griechen zu verschaffen wußte, beweist unwiderleglich das Lustspiel des Menander im Gegensatz zur Posse des Aristophanes. In der einen ist die Welt auf den Kopf gestellt; auf einem Mistkäfer reitet ein Bauer zum Himmel, in den Wolken wird eine Stadt gebaut; Wespen, Wolken, Frösche bilden den Chor; die dramatische Handlung der „Ritter" besteht fast nur in Rede und Widerrede; unablässig drängt sich der Dichter in seinen Parabasen vor, bekämpft seine poetischen

Nebenbuhler wie seine politischen Gegner, rühmt sich selbst und geißelt oder liebkost, je nach Gefallen, die Menge; überall eine blühende Phantastik, eine Erhebung des Alltäglichen in das Groteske und zur ungeheuerlichen Caricatur, überall ein Rausch, aus dem Taumel des Dionysos und der Begeisterung Apollo's gemischt: in dem andern spiegelt sich die Welt, wie sie ist, die Sklaven und Dirnen laufen durch die Gassen, die jungen Athener haben keine Kriegs-, nur noch Liebesabenteuer, mit ihren Schwertern und großen Worten rasseln die Söldnerhauptleute, die ihr Geld in der lustigen Stadt durchbringen, der Parasit beutet die Gimpel aus. Hinter seinen Figuren ist der Dichter entschwunden. Warum kamen Philemon, Menander, Diphilus nicht auf die ältere Form und die Stoffe der Komödie zurück, die Aristophanes und seine ersten Nachfolger angewandt? Ganz war das politische Leben Athen's noch nicht untergegangen, und sei es doch mit der politischen Posse zu Ende gewesen, die „Frösche", die „Wolken" haben einen litterarischen und philosophischen Hintergrund; hier hätte auch der spätere Dichter eine geebnete Bahn gefunden. Gerade weil sie Anhänger des „Modernen" waren, schlugen die ersten Schöpfer des „Lustspiels" diesen Weg nicht ein. Form und Inhalt der alten Komödie hatten sich überlebt, wie zu unsern Tagen sich die römischen Tragödien und die deutschen Kaiserdramen überlebt haben.

Als fast in derselben Zeit die spanische und die englische Volksbühne in die Höhe wuchsen, auch wie aus dem Boden gestampft, folgten sie etwa nicht der Strömung ihrer Gegenwart? Klassisch waren damals die Mysterien, die Moralitäten; hundertundfünfzig Jahre lang hatten sie mit der Passion des Herrn, mit der Geschichte der Apostel und den Legenden unzähliger Heiligen, mit den Kämpfen der Seele, welche die sieben Todsünden belagern, Herz und Auge des

Volkes erfreut; modern waren die italienischen Novellen, die in Übersetzungen in England und Spanien bekannt wurden, modern die Bänkelsängerlieder von König Lear und dem Prinzen Hamlet, die Romanzen vom Falle Granada's, vom Cid Campeador, von dem tapfern Ritter del Carpio, modern Plutarch, dessen Werke bisher im Staube der Vergessenheit und in einer fremden, den Wenigsten verständlichen Sprache dagelegen. Die Theaterdichter jener Zeit nun haben ihren Zuschauern keinen Agamemnon, sondern die Helden und Könige ihres Volkes, deren Gedächtnis noch unerloschen im Volksgemüt fortlebte, vorgeführt. Wenn Shakspeare einen „Sturm" dichtet, so haben ihn fast unmittelbar die Stürme, die kurz vorher die englischen Küsten und Meere durchtobt, die kläglichsten Schiffbrüche verursacht, die Fabeln, welche Walter Raleigh und seine Genossen von ihren Fahrten nach Virginien erzählten, zu diesem Stoffe geleitet. Man mißverstehe mich nicht: was Shakspeare aus dieser Anregung herausgedichtet hat, fällt nicht in meine Betrachtung, nur die Anregung, welche ihm die Gegenwart gab, will ich hervorheben. Welch' andere Wirkung mußte ein Schauspiel, das so ganz aus der Wirklichkeit gegriffen schien, das Stürme und fremde, indianische Länder schilderte, auf ein Volk üben, dem dies alles vor Kurzem geschehen war, das Schiffbrüche erlebt und in den Rothäuten am Potomac etwas wie Caliban gesehen hatte, als das Schicksal der Sieben vor Theben! Ist aber ein Volk von politischen Parteien und Kämpfen zerrissen, treten aus der Menge einzelne begabte Führer, tapfere Kriegshauptleute oder weise Fürsten, weithin leuchtend hervor, wo kann es größere, tragischere Vorbilder solcher Geschicke finden, als in der römischen Geschichte? Corneille's Trauerspiele: „Cinna", „La mort de Pompée", „Sertorius", sind während des Bürgerkriegs der Fronde entstanden, sie atmen den Geist der

Epoche. Wodurch errang der „Cid" des Dichters den ungemessensten Beifall bei den Gebildeten wie bei der Menge in Frankreich? Er verklärte den ritterlichen Zweikampf der Edelleute, den Richelieu mit dem Tode bestrafte. Hier liegt der Grund, um dessen willen der Kardinal dies Schauspiel haßte und von seiner Akademie kritisieren ließ; hier der Grund, warum der Adel, Männer und Frauen, es vergötterten. Der politische Zug so vieler Heldinnen Corneille's, den man geneigt ist, für eine Laune des Dichters zu halten, ist getreu der Gegenwart nachgebildet, sowie Cornelia und Rodogune, wie Camilla und Aemilia, dachten und handelten die Herzogin von Chevreuse, Genoveva von Longueville, die Herzogin von Montpensier: der Dichter hat sie nur in antike Gewänder gekleidet und auf den tragischen Kothurn gestellt. Und wenn in England Whigs und Tories sich unter der Regierung der Königin Anna schroff gegenüberstehen, was beklatscht Volk und Adel auf dem Theater? Shakspeare's „Hamlet" vielleicht? Nicht doch, Addison's „Cato" ist die Losung des Tages.

Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts beginnen die Ideen religiöser Duldung den Fanatismus der einzelnen Glaubensparteien zu bekämpfen, ihr Ausdruck in der Kunst werden Voltaire's „Mahomet" und „Alzire". Der dritte Stand erwacht zum Bewußtsein seiner Macht, mit dem Verlangen, die Stellung einzunehmen, die ihm gebührt. „Was kümmert mich Orestes und das Schicksal der Könige?" fragt Diderot und dichtet das bürgerliche Drama. Was ihm noch nicht gelungen, den neuen Stoff künstlerisch zu runden, gelingt Sedaine und in Deutschland Lessing. Liebte und bewunderte einer die Alten, so war es Lessing, aber er schuf uns keine Virginia, sondern eine schlicht bürgerliche „Emilia Galotti". Das Trauerspiel und das Lustspiel der Franzosen galten damals als das Höchste, was der menschliche Geist in der dramatischen Dichtung

erreichen könne, ihnen nachzueifern, forderte Gottsched die Deutschen auf. Auch bewegen sich Lessing's erste Versuche ganz in diesem Kreise, seine Komödien gehen den französischen Menuettschritt, die Geschichte der Roxolane beschäftigt ihn als tragischer Vorwurf. Schon hier aber merkt man den Flügelschlag des jungen Adlers; die „Juden", der „Freigeist" sind von modernen Gedanken und Empfindungen erfüllt, ein zeitgemäßes Thema wird in ihnen verhandelt. Was der junge Lessing versprach, hat der Mann uns gehalten. Für alle Zeiten, denen im Zusammensturz der alten Tempel, alter Formen und Gebräuche die feste Norm des Schönen fehlt, wo der Künstler nur tastend und tappend durch die Finsternis einem fernher blinkenden Lichte entgegen einen unsichern Weg geht, ist er in Wort und That Muster und Leiter geworden. Nicht in den Wundergarten antiker Dichtung, nicht in den Eichenhain deutscher Barden, in das unmittelbare Leben und die Gegenwart führte er unsere Poesie; wenn er ein Bild ferner Vergangenheit uns vorzauberte, so war diese Vergangenheit mit allen Fasern unseres Herzens verwebt. Aus dem größten Ereignis seiner Zeit, dem siebenjährigen Kriege, nimmt er den Stoff zu „Minna von Barnhelm"; die höchste, die Geister seiner Zeitgenossen bewegende Frage, die Forderung der Gleichberechtigung der Religionen, bringt er, wenigstens in dem „Reich der Ideale", in seinem „Nathan" zum Abschluß. Gerade aus dem tiefsten Wesen seines Volkes und dem Begriff des Modernen schöpfte Lessing seine Kraft.

Die Abwendung von der Gegenwart und dem nationalen Leben vollzog sich auch bei Goethe und Schiller erst in ihren späteren Jahren. „Werther" und „Götz von Berlichingen", die „Räuber" und „Kabale und Liebe" wurzeln durchaus in dem Boden ihrer Zeit, es sind die schimmernden Perlen, welche Sturm und Drang aus der Tiefe des aufgewühlten deutschen

Volksgemüts emporwarfen. Das griechische Ideal und die sogenannte rein menschliche, von allem volkstümlich und zeitlich Bestimmten abgezogene Form wurden für sie erst maßgebend, als ein kleiner Kreis hochgebildeter Menschen sie in Jena und Weimar um- und auch einschloß, als ihnen die rechte Verbindung mit der gewaltig schaffenden Gegenwart zerriß, und die Besseren und Edleren, von der Wendung der Dinge in der französischen Revolution abgestoßen, von den jämmerlich engen Verhältnissen in den deutschen Kleinstaaten gedrückt, aus der öden Wirklichkeit in das Reich des schönen Scheins flüchteten. Da entstand jene tiefe Kluft zwischen Leben und Dichtung, an der wir noch kranken. Für die künstlerische Anschauung und Betrachtung, für die Erhebung in die reine Sphäre der Schönheit schufen sie herrlichste Werke, zu denen noch die Nachkommen in weihevoller Stimmung emporblicken werden. Über den Kunstwert der „Braut von Messina", „Iphigenie's", „Tasso's", der „Natürlichen Tochter" und so vieler, dem Umfang nach kleineren Dichtungen, die der Verbindung des hellenischen und deutschen Geistes entsprangen, kann ja kein Streit entbrennen, ihrerseits aber mögen die Verehrer dieser Werke zugestehen, daß die Wirkung derselben auf die Menge weniger tief und nachhaltig gewesen ist, als die „Faust's" und „Wilhelm Tell's". Die Rede Posa's zu Philipp bewegt noch heute alle Herzen, denn sie fordert: Freiheit; aus dem „Werther" liest noch heute jeder leidenschaftlich verliebte und von seiner Zeit nicht befriedigte Jüngling seine Empfindungen heraus. Wie aber vermag eine Gestalt, die immer nur ein Schattendasein führte, wie Eugenie, die „natürliche Tochter", wahres Leben, wahre Begeisterung zu erwecken? Es ist ein arger Irrtum, wenn der griechischen Kunst ein bewußtes Streben nach reiner Form, reiner Schönheit zugeschrieben wird, wie es die Nachbeter der Antike verstehen. Zwischen den Trauerspielen, Gedichten und

marmornen Götterbildern der Hellenen und der griechischen Wirklichkeit gab es ein starkes, unzerreißbares Band; was bei uns unter einem rauheren Himmel nachgeahmt, gesucht und künstlich erscheint, war damals einfach, schlicht, natürlich. Die Helden der Iliade waren schon dem Knaben bekannter, als es unserer Jugend der hörnerne Siegfried ist. Von der Sammlung der homerischen Gedichte durch Pisistratus bis zu jenem Tage, als Alexander der Macedonier sie in das kostbare Kästchen verschloß, das er dem Darius aus der persischen Siegesbeute genommen, waren etwa zweihundertunddreißig Jahre verflossen; mehr als sechshundert Jahre trennen uns von dem Tage, als ein österreichischer Ritter es unternahm, das Lied von den Nibelungen aufzuzeichnen. Wie die griechische, ist auch die deutsche Sage für uns eine Welt der Schatten, sie berühren uns wohl, aber nur noch geisterhaft, nicht menschlich wie der Mensch den Menschen.

Führt die Kunst ein gesondertes Dasein, für sich auf einem heiligen Berge, wohin niemals der Reif des Winters, der Nebel des Herbstes kommt? Atmet sie eine andere Luft, als wir, hängt sie von anderen Bedingungen, als denen, die alle menschlichen Fähigkeiten und Thätigkeiten regeln, ab? Dies wäre nicht einmal der Fall, wenn der Künstler sich mit seinem Werke auf immer einschließen und auf jede Wirkung nach Außen verzichten würde. Denn er selbst bliebe in Zeit und Raum gebunden, sein Ideal der Schönheit enthielte doch, wie rein und abstrakt er es bilden wollte, einige Züge, die eben nur seiner Gegenwart und seiner Volksart zukommen; Vergil ist ein Römer am Hofe des Augustus, Milton ein puritanischer Engländer und der Geheimschreiber Cromwell's. Schnallt euch den tragischen Kothurn an, werfet die Toga des ersten Brutus um, setzt euch die Narrenkappe Kunzens von Rosen auf: ihr bleibt doch Deutsche aus der Mitte des

neunzehnten Jahrhunderts! Welche Entweihung liegt nun darin, wenn man den Künstlern zuruft: seid Kinder eurer Zeit! schafft die Gedanken, die sie und euch bewegen, zu herrlichen Gestalten und Symbolen um! Vates, Seher, nannten die Alten die Dichter, so blickt in die Zukunft, die sich der Menschheit in Dämmerungen enthüllt, sitzt nicht immer bei dem letzten Buch der cumäischen Sibylle und befragt es um die Geschicke der römischen Republick. Laßt endlich die Stilübungen! Malt keine badende Venus und keine büßende Magdalena, Männer, die es viel besser verstanden, als ihr, haben es vor euch gethan. Die Bildhauer meißeln ja auch keinen olympischen Zeus mehr und die verlassenen Ariadnen fangen an, seltener zu werden. Unsere Zeit sieht keine Tage ruhigen, gesicherten, künstlerischen Schaffens; wahlverwandt ist sie durchaus mit dem vergangenen Jahrhundert. Die kurze Kunstblüte der deutschen Dichtung bei seinem Ausgang kann uns über den Charakter jener ganzen Epoche nicht täuschen, sie ist kritisch, kämpfend, vordringend, neuerungssüchtig, an Dichtern und Künstlern ersten Ranges, die Musik ausgenommen, arm. Voltaire, Rousseau, Diderot in Frankreich lassen sich an dichterischer Begabung nicht entfernt mit Corneille, Racine, Molière vergleichen; Addison, Pope, Goldsmith, Sterne, Sheridan können, wie man so sagt, nicht in einem Atem mit Shakspeare und Milton genannt werden. Einen Maler von der Kraft, Vielseitigkeit und Kühnheit, wie das siebzehnte Jahrhundert in Rubens, Murillo, Velasquez und Rembrandt vier besitzt, hat das achtzehnte nicht aufzuweisen. Welche Nachahmungen der Schloßbau von Versailles auch erfahren, er ist in der Rococozeit nicht erreicht worden. Weit steht das Jahrhundert der Aufklärung in künstlerischer Hinsicht hinter seinen beiden Vorgängern zurück. Bahnbrechend hatte es nur der Zukunft den Weg zu ebnen. Uns ist eine ähnliche Aufgabe

zugefallen; wie der politische und soziale Zustand Europa's strebt auch die Kunst einer neuen Entwickelung entgegen.

Ich führe das Wort eines amerikanischen Geschichtsschreibers an, das auch hinsichtlich der Kunst das Wesen unserer Zeit scharf und eindringlich bezeichnet. „Die Zeit zum Bau und zur kunstvollen Ausschmückung großer Dome ist dahin," sagt er. „Unser Zeitalter, wenn es kein so poetisches ist, ist dafür ein praktisches und wohlwollendes; es hat sich um das Gegenwärtige zu bekümmern, damit es seinerseits auf die Zukunft wirke. Sein Beruf ist, nicht durch Errichtung stolzer Tempel, in denen Elende und Rechtlose knieen, sondern durch wohlthätige Befruchtung der dunkelsten Tiefen der Menschheit Gott zu dienen, den Nackten zu kleiden, den Sündigen zu erheben, weniger durch Almosen und Gebetbücher als durch vorbeugende Einrichtungen und eine wohlthätige Gesetzgebung; vor Allem aber durch eine ausgedehnte Volkserziehung ein ganzes Geschlecht auf eine Höhe der Bildung zu erheben, wie sie in früheren Zeiten kaum eine einzelne Klasse erreichte: das ist eine ebenso würdige Aufgabe, als Wunderwerke kirchlichen Glanzes aufzutürmen."

Das kleine Publikum der ausschließlich Gebildeten, der vornehmen Gesellschaft, der studentischen Jugend, an das sich im Wesentlichen die Dichtung des Weimarer Kreises richtet, ist nicht mehr vorhanden, und die Nation, an die sich die Kunst wendet, für die sie schaffen sollte, erst im Entstehen begriffen. Im engeren Zusammenhang mit seinem Volk und seiner Zeit steht der englische und der französische Dichter, in seltenen Fällen nur vergreift er sich in seinen Stoffen; vielleicht huldigt er zu sehr den vorübergehenden Launen des Tages, aber er sichert sich dadurch einen Einfluß auf den Geschmack der Menge, es wird ihm möglich, sie in entscheidender Weise zu bestimmen und zu leiten. Wir Deutsche denken anders, unter uns sagen

diejenigen, welche sich vor den Andern zur Kunstthätigkeit berufen fühlen: was kümmert es den wahren Bildhauer, ob sein Zeus gesehen, den wahren Dichter, ob sein Gedicht gelesen wird? Unbekümmert um das Gewühl des Markts, den Beifall oder den Hohn des Volkes schafft er weiter, dem Ideal getreu, das er von dem Unsterblichen im Busen trägt. Mit solchen Anschauungen ist nicht zu rechten, sie wollen und erfahren auch keine Kritik; unbenommen ist ihnen der etwaige Nachruhm und die weite Zukunft; aber kein Recht haben diese hochmütigen „Plateniden", eine Zeit zu schmähen, deren Heiligtümern sie vornehm den Rücken kehren, aus deren Kampfreihen sie feige flüchten, wenn es zur Schlacht kommt. Ohne sich an der rastlosen, rauhen und harten Tagesarbeit ihrer Zeitgenossen zu beteiligen, möchten sie doch alle Vorteile genießen, welche der erweiterte Kreis der nach Bildung und geistiger Erhebung Strebenden dem Künstler darbietet. Mit welchen Reizmitteln suchte dagegen Shakspeare sein Publikum zu locken und zu fesseln! Wie viel feine, offene und verdecktere Beziehungen zur unmittelbarsten Gegenwart enthält „Hamlet"! Was der dänische Prinz mit den Schauspielern besprach, war damals eine Tagesfrage in London, nicht Laertes nach Dänemark, englische Edelleute hatten aus Italien und Paris die neue Fechtkunst nach England herübergebracht. Und wir sollen die Kunst in das Gemeine hinunterziehen, wenn wir statt öder Hexameter und Anapäste voll leeren Wortpomps, statt der Oden und Sonette an die ewige Liebe, die ewige Schönheit und die ewigen Ideale, von unsern Dichtern zuerst einen Inhalt ihrer Dichtungen fordern, einen stofflichen Inhalt, der uns anregen, fördern, begeistern könnte! Weil die Form so leicht jedem halbwegs gebildeten Talente sich fügt, darum das Verlangen nach dem anziehenden Stoffe! In dem ausgefahrenen Geleise einer Jambentragödie läßt sich

eben leichter gehen, als Molière's „Misanthrope“ und Lessing's „Minna von Barnhelm“ nachstreben! Schwieriger ist es, den politischen Inhalt der Gegenwart zu einem Dichtwerk zu formen, als in Versen, die Goethe, Heine und Eichendorff viel schöner gesungen, zum hundertsten Male zu wiederholen, was sich der Wald und was sich die Bäche erzählen.

Wer verkennt den Reiz, die Schönheit einer edlen Form? Niemand, wir Alle wissen, daß in ihr für den Künstler die Unsterblichkeit liegt. Le style, sagt Buffon, c'est de l'homme même. Aber doch nur in dem Falle, wenn Inhalt und Form sich decken, wenn in ihnen ein wahrhaft Neues, Ergreifendes, uns geboten wird. Weder unedel noch ohne einen gewissen Schwung sind die Formen der italienischen Maler des siebzehnten Jahrhunderts, die Traditionen Raphael's, Tizian's, die Lehren der Caracci's wirken noch fort, dennoch schauen uns diese Bilder fast alle seelenlos, gespenstisch an, wir empfinden nichts bei ihrem Anblick, es sind schön bemalte Mumien; die beiden einzigen eigenartigen Geister, Caravaggio und Salvator Rosa, die sich von dem leeren und hohlen Schema lossagten, haben den Ruhm der italienischen Malerei in jener Verkommenheit bewahrt. Auf einem ähnlichen Punkte der Entwickelung befinden wir uns. Unsere Kunstformen haben keinen Inhalt mehr; die griechischen Ideale, die Heroen des Reinmenschlichen in ihren schwächlichen Wiederholungen lassen uns kalt. Das Schwelgen in schönseligen Empfindungen, Wilhelm Meister's vielgeschäftiger, göttlicher Müßiggang erfreuen und erheben ein Geschlecht nur wenig, das in harter Arbeit andere Aufgaben zu lösen hat, als ein Liebhabertheater einzurichten. Wie die Zeit einmal ist, hat sie nicht Sinn noch Auge für die große Kunst. Um 1750 schon waren ein Michel Angelo und ein Shakspeare so unmöglich wie heute. Die Erneuerung der Kunst wird mit der Umgestaltung der Gesellschaft, mit dem Emporsteigen des Arbeiterstandes eintreten:

unsere Generation aber wird beide Wandlungen nicht erleben. Bis dahin sind wir Bahnbrecher, Pfadfinder, wie es Voltaire und Lessing waren. Auf einem höheren Anspruch in der allgemeinen Geschichte der Kunst werden wir verzichten müssen. Vier große dichterische Genien hat unser Jahrhundert erzeugt: Byron, Beranger, Heine und die George Sand. Nicht im Geiste des Sophokles oder Shakspeare's, im modernen Geiste haben sie gedichtet. Was thun die großen französischen und belgischen Maler? Sie malen die Geschichte ihres Volkes. Daß Rietschel Lessing und die Schiller-Goethe-Gruppe geformt, wird ihn unsterblich machen, nicht daß er unter vielen trefflichen Kunstwerken auch eine vorzügliche Pietà gemeißelt hat. Auch in unserer Zeit lebt ein heiliger, ewiger Inhalt: ihn darzustellen, ist die Aufgabe der Kunst. „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten," das heißt doch wahrlich nicht, von der „rohen, materialistisch gesinnten Mitwelt" an eine Vergangenheit, die nicht mehr, oder an eine Zukunft, die noch nicht ist, appellieren. Fördere durch deine Arbeit das Allgemeine, diene deiner Zeit in allem Guten, Schönen und Edeln, sei, wenn du kannst, ihr Bannerträger, bereite sie vor für die Zukunft: dies ist der Ruf, der an die Künstler ergeht. Mit dem Wolkenkukuksheim der Ideale, mit der Flucht aus der Gegenwart, mit dem Weltbürgertum, in dem für Alle, nur nicht für die Deutschen Raum war, ist es hoffentlich auf immer vorbei; laßt die Toten ihre Toten begraben. Wir sind jetzt eine Nation, so wagt es, auch moderne Menschen zu sein.

2.

Der „Verfall der modernen dramatischen Kunst" ist ein Gemeinplatz aller Gespräche geworden. Einige suchen die historischen Ursachen, die Notwendigkeit dieses Verfalls zu erklären

die Meisten behaupten ihn nur. Wenn hier und dort ein Enthusiast sich in Aufsätzen und Reden, mit Vorschlägen aller Art quält, den Thespiskarren aus dem Schmutz zu ziehen, steht die Menge gleichgültig umher, sieht dem Schauspiel zu und ruft: „Vortrefflich!“ aber es fällt ihr nicht ein, selbst mit die Hand an das Werk zu legen, und da der Enthusiast selten ein Herkules ist, so bleibt der Karren eben stecken, wo er steckt. Mit dem bloßen Gegensatz wider die Neigungen des Publikums und die Strömung der Zeit ist nichts gethan, die Woge rollt ungestüm weiter und läßt den Idealisten mit seinen Trauerspielen, seinen erhabenen Gestalten, seinen wohlklingenden Versen auf einer einsamen Klippe allein. Will der Dichter die Geißel ergreifen und das Volk züchtigen, das einer „Schönen Helena“ zujauchzt? Das Volk ist wie das Meer, das der Perserkönig mit Ruten peitschen ließ, es empfindet diese Schläge nicht. Da die Gewaltmaßregeln gegen den schlechten Geschmack und die Sittenlosigkeit der Posse, statt sie zu erdrücken, sie nur genährt haben; den „schönen Weibern von Georgien“ „die badende Helena“ gefolgt ist; wenn die Posse, durch ihre Siege kühn geworden, von dem Beifall einer müßigen, denkfaulen, aber schaulustigen Menge berauscht, sogar den Fuß erhebt, die Bühne zu betreten, die Schinkel gebaut . . sollten wir in dieser kritischen Lage der dramatischen Kunst es nicht einmal mit einem Kompromiß versuchen: mit einem Kompromiß zwischen der Anschauung Schiller's, der die Schaubühne gern zu einer „moralischen Anstalt“ erheben wollte, und der des Publikums, das sie nur als eine „Anstalt zu seinem Vergnügen“ betrachtet?

Die Idealisten mögen einen Stein auf mich werfen, nachdem sie mich gehört haben. Leugnen werden sie nicht, daß der Geschmack für das Possenhafte, Leichtfertige, Burleske und Groteske vorhanden ist. War der Sinn dafür nicht immer im Menschen? In der Theatergeschichte eines jeden Volkes spielen die

Posse und die Komödie, auf der wirklichen Bühne, fast eine ebenso große Rolle als das Trauerspiel. Für die Nachwelt freilich erbleicht das Possenspiel, während sich der Glanz der Tragödie verdoppelt. Denn Alles, was der Posse Leben und Wärme giebt, die Stadtgeschichten und Tagesereignisse, die sie berührt, die kurzlebigen Berühmtheiten, die sie feiert oder bloß-stellt, die Augenblicksbilder, die sie entwirft, verschwinden rasch; andere Menschen und Dinge drängen sich vor; der Hund des Alcibiades, der heute das Gespräch von Athen ist, erhält morgen nicht einmal mehr einen Blick verächtlichen Mitleids. Dies Gebanntsein an den Tag hat der Posse, mit wenigen Ausnahmen, die Achtung und Berücksichtigung der Litterarhistoriker geraubt, die reale Bühne aber hat ihrer nie entbehren können. Mit den Trauerspielen des Euripides ergötzten die Komödien des Aristophanes um die Wette die Athener. Die volle Freiheit der griechischen Sitte zugegeben, sind doch die „Lysistrata" und die „Ekklesiazusen" des ungezogenen Lieblings der Grazien zum Mindesten ebenso leichtfertig und frech, als unsere Possen: ja, es ist gewiß, daß manche drastische Beziehungen in den „Rittern" und den „Wolken" jetzt von keinem Publikum ertragen würden. Und behaupte man doch nicht, nur das griechische Altertum hätte solche Ungezogenheiten, weil es das Natürliche eben natürlich genommen, geduldet! Noch heute sind die Possenspiele die liebsten Ergötzungen der Chinesen und Japaner. An den feingebildeten Höfen indischer Fürsten, ehe die mongolische Sturmflut das Gangesland überschwemmte und mit neuen, roheren Elementen erfüllte, war die Posse gern gesehen. Das „sanfte" Volk der Hindu's jauchzte ihr am heiligen Strome gerad so zu, wie im vergangenen Jahrhundert die Fremden, die aus allen Teilen Europa's sich auf dem Venediger Karneval zusammenfanden, den Possen Carlo Gozzi's Beifall klatschten. So oft während des Mittelalters ein Bühnengerüst in französischen oder

deutschen Städten sich aufbaute, folgte dem „Mysterium“ die „Farce“, der tragischen Geschichte der „heiligen Barbara“ etwa die „confession Margot“. Die Zuchtlosigkeit, die bei uns doch immer noch fleischfarbene Trikots und Florgewänder trägt, geht in diesen Stücken ohne Hüllen; der derbere Geschmack forderte derbere Kost. Man wende nicht ein, daß aus dieser Rohheit, wie groß sie auch sei, Gesundheit spräche, daß gleichsam nur ein Überschuß von Kraft und Fülle sich in diesen Schwänken und Possen ausgelebt habe. Das Volk findet an Prügeleien, Trinkgelagen, an verwegenen Liebesabenteuern, im romantischen wie im realistischen Sinne, sein Vergnügen; in diesen Szenen fühlt es sich, instinktmäßig, über das Elend seines Daseins, über Sorge und Arbeit erhoben, die Welt, die sonst für den Armen so fest steht, tanzt ihm vor den Augen und schillert in tausend Farben. Darin liegt mit ein Reiz der holländischen Genremalerei, die so gern Volksfeste, Wirtshausszenen und Raufereien dargestellt hat. Die Frivolität, die wir verurteilen, verdrängt in dem Augenblick die naturwüchsige Rohheit, wo sich die Posse von der offenen Straßenbühne in den Saal der Fürsten, in den Vatikan begiebt. Am deutlichsten offenbart sich dieser Umschwung, wenn man die mittelalterlichen Volkspossen mit den „regelmäßigen“ Komödien Ariosto's und Macchiavelli's, die nach dem antiken Zuschnitt des Terentius gearbeitet wurden, vergleicht. Derselbe Mann, der die „Verklärung“ Raphael's bewunderte, hielt sich die Seiten vor Lachen, als man die „Mandragora“ Macchiavelli's vor ihm aufführte: es war der Papst Leo X. Von demselben Geist der Tollheit und Lüsternheit, der burlesken Übertreibung ist die ganze spätere Maskenkomödie der Italiener erfüllt. Mit ihrer Frische, ihren bald witzigen, bald kindischen Erfindungen, ihrem beständigen Wechsel zwischen Lebenswahrheit und jenem Unbeschreiblichen, das wir „höheren Blödsinn“ nennen, unterhielt sie eine

muntere, begehrliche, an die lautesten Äußerungen der Sinnlichkeit gewohnte Menge in Florenz, Neapel und Venedig. Was vermochten die langweiligen Tragödien von Sophonisbe und der Longobardenkönigin Rosamunda gegen die Späße Pantalon's und die Abenteuer Colombinens? Dasselbe, was heute die Jane Gray's und Roxolane's gegen „Orpheus in der Unterwelt“ vermögen — nichts! Und in jener Zeit setzten die kleinen italienischen Fürsten und ihre Hofgesellschaften noch eine Ehre darin, die klassischen Tragödien und die arkadischen Schäferspiele Tasso's und Guarini's mit reichstem Pomp aufführen zu lassen! In gleicher Weise ist die Posse in Spanien eingebürgert. Nicht nur sind alle Schauspiele durch die Szenen zwischen der Zofe und den Bedienten, die den idealisch sentimentalen Dialog ihrer Gebieter und Gebieterinnen launig parodieren, wie von dem roten Faden der Posse durchzogen, es gab auch eine besondere Gattung von Vor- und Nachspielen, in denen die Posse ungebändigt herrschte. Die feierlichen, allegorischen autos sacramentales, die dramatischen Aufführungen am Frohnleichnamstage zur Verherrlichung des Abendmahlswunders, endeten entweder mit Kanonenschlägen und Feuerwerken oder mit solchem drastischen Nachspiel, das man, nicht ganz mit Unrecht, dem griechischen Satyrspiel verglichen hat. Mit diesen Schwänken gewann der größte Dichter Spaniens, Cervantes, mehr Beifall bei dem Theaterpublikum als mit seiner heroischen Tragödie „Numantia“. Das politische Element, die hinreißende Poesie der Chorlieder, die Beredsamkeit der Parabasen in den Komödien des Aristophanes — die Eigenschaften, wodurch die modernen Kunstdichter die athenische Posse zu rechtfertigen suchen — fehlen den „Farcen“ des Mittelalters, der Maskenkomödie der Italiener, den Schwänken der Spanier. Dennoch fanden sie Zuschauer, die sie erheiterten, hochgebildete Menschen, die sich

ihrer freuten. Der Raum, in dem sich der Scherz bewegen durfte, war enger, der Horizont der Bühne beschränkter, das Leben selbst kleinlicher, als in der Gegenwart. Um lustige Betrügereien, um Liebesgeschichten, die über die Grenze des Erlaubten hinaus gegen das sechste Gebot streifen, handelt es sich immer und überall. Die Erfindung überschreitet nicht ein gewisses beschränktes Maß, die Charakteristik ist in den Maskenkomödien feststehend und auch bei hervorragenden Dichtern nur wenig ausgebildet. Zuweilen unterbrechen in unsern Possen Festaufzüge, phantastische Vorgänge die Nüchternheit des Vorwurfs, sie gehören in den alten Komödien zu den Seltenheiten, denn diesen bleibt stets die Wiederspiegelung des wirklichen Lebens, die Verspottung gewisser Laster die Hauptsache.

Die Posse ist aber nicht nur das Schoßkind der Menge, auch große Dichter spielen zuweilen mit ihr: Shakspeare und Molière. In der Verbindung des Tragischen und Komischen, die Shakspeare's Dichtungen durchzieht, hat die moderne Ästhetik die tiefsinnigste Auffassung des Lebens gefunden, das sich aus Widersprüchen zusammensetzt und in Gegensätzen entwickelt. Man fordert nicht ganz mit Unrecht den Leser und Zuschauer dieser Werke auf, mehr in diesen Narren-, Diener-, Rüpel- und Totengräber-Szenen zu suchen und zu erkennen, als die bloße Lust am Spaß, an Klopffechtereien und burlesken Schwänken; der Genius Shakspeare's, der über dem Ganzen schwebt, mag auch diese Äußerungen des Lebens im Schein des Ewigen betrachtet und, indem er sie malte, jenes Dämonische ausgedrückt haben, das sich in dem Erhabenen wie im Lächerlichen geltend macht. Das Publikum des Globustheaters aber sah schwerlich in Shylock etwas Anderes als einen häßlichen, filzigen Juden, der durch einen Possenstreich geprellt wird; der Narr des Königs Lear

war ihm eben ein Narr und das Trinkgelage zwischen Caliban, Stephano und Trinculo wurde so dargestellt, wie es sich in jeder Matrosenkneipe am Strand zutrug. Den Neigungen seiner Zeitgenossen konnte sich Shakspeare nicht entziehen; besitzen „Die lustigen Weiber von Windsor", „Die bezähmte Widerspenstige", „Troilus und Cressida", wenn man von dem Tode Hektor's, der mit der Haupthandlung in keiner notwendigen Beziehung steht, einmal absieht, nicht den ausgesprochenen Possencharakter? Gehört das Fräulein Cressida nicht zu den „bekannten" Damen? Ist Frau Flut ein Muster von Zucht und Sitte? Kann man niedriger vom Weibe denken, als Petruchio, der sein „böses Käthchen" durch Hunger, Nachtwachen und Drohungen mit der Peitsche „zahm macht"? Es kann sein, daß mich meine Ansicht zu weit führt: eins wird der aufmerksame Zuschauer Shakspeare's mir zugeben, daß in diesen dramatischen Spielen eine breite Ader des Possenhaften, Grotesken, des Unsinns und der Tollheit läuft. Nicht minder bei Molière. Wir sind gewohnt, wenn Shakspeare genannt wird, nur an seine vorzüglichsten Schöpfungen zu denken, Molière stellt sich uns bei dem ersten Blick als der tiefsinnige, melancholische Philosoph dar, der aus langjähriger Betrachtung des Lebens im „Misanthrope" und im „Tartuffe" ein trauriges Resultat gezogen. Aber dieser Molière hat noch ein anderes Gesicht. Während er mit seiner Truppe durch die Provinzen zog, versuchte er seine dichterische Kraft zuerst in Possen; ein Possenspiel: „les précieuses ridicules", in dem er die gelehrten, vornehmen Damen der Zeit verspottete, gewann ihm festen Boden in Paris. Erwägt man den Unterschied zweier Jahrhunderte, die Verschiedenheit des deutschen und des französischen Nationalcharakters, so bewegt sich Molière mit seinem Witz in demselben Kreise wie unsere Possendichter und die „Gelehrten des

Kladderadatsch", wenn sie sich gegen gewisse Zeitrichtungen wenden. Der ideale Zug, der in den Bestrebungen jener Frauen und Dichter lag, wird nur von seiner krankhaften Seite, in seinen Übertreibungen erfaßt und dem Gelächter der Menge preisgegeben. Ähnlich verfährt Molière in seinem Kampfe gegen die Marquis' und die Ärzte. Was bei uns der Geck, der Löwe des Tages, der vornehme, von Wechseln lebende „Baron" ist, das ist für Molière der „Marquis". Der Genius dieses großen Mannes strahlt in den Charakterkomödien nicht glänzender als in diesen Possen. Auch er, wie Aristophanes und Shakspeare, geht bis an die Grenze des Erlaubten; wenn es ihm paßt, bringt er Medizinflaschen, Steckkissen und Klystierspritzen auf die Bühne. Die Festlichkeiten und Bälle, Masken und Vermummungen, die in unseren größeren Possen zu einem notwendigen Element geworden sind, erscheinen schon bei ihm; im Gebiet des „höheren Blödsinns", was ist drolliger, bacchantischer als die türkische Zeremonie im „bourgeois gentilhomme", als die wilde Szene mit Gesang und Gläserklingen, welche den „malade imaginaire" beschließt? Etwas von den Pestprozessionen und den Totentänzen des Mittelalters lebt darin wieder auf.

Wie flüchtig dieser Blick auch über die Theatergeschichte hinirrt, er zeigt doch, daß zu allen Zeiten, an allen Orten die Posse und die Komödie ein berechtigtes Glied der dramatischen Kunst, zuweilen sogar ein bevorzugtes gewesen sind. Mit unserem Eifern dagegen werden wir die Neigung der Menschen zu der Caricatur, ihr Verlangen, sich auf Augenblicke durch ein unbändiges Gelächter von allen Sorgen zu befreien, nicht ausrotten. Man mag das Theater vom höchsten oder vom niedrigsten Standpunkt aus betrachten: das Publikum, das die Bühne mit seinem Gelde erhält, hat ein gewisses Anrecht darauf. Ohne Zweifel hat sich die Teilnahme

der Menge jetzt der Tragödie ab- und der Komödie zugewandt. Warum sollte nicht hier und dort noch ein Trauerspiel sich des wohlverdienten Beifalls erfreuen und vorübergehend Erfolg erringen? Aber diese Ausnahmen bedeuten nichts; eine Welle, die im Strom des Lebens zufällig höher spritzt, ändert noch nicht seinen Lauf und sein Wesen. Weil die Posse — den Begriff im weitesten Sinne genommen — für die theatralische Kunst der Gegenwart entscheidend geworden ist, sind deshalb ihre Ausschreitungen entschuldigt? Im Gegenteil, je bereitwilliger man die Berechtigung dieser Gattung der Dichtkunst zugesteht, um so heftiger wird man ihre Mißbräuche bekämpfen. Shakspeare's Posse enthält ein phantastisches Element, Molière's einen sittlichen Kern: beides fehlt unseren Possen. Bei uns bläht sich das Hohlste zu einem Wunderberg auf und die Frechheit hält sich für eine Grazie. In diesen Spielen von „sechs" oder „neun" Bildern, die oft auch nicht die leiseste Spur eines Zusammenhangs aufweisen, wechselt die Langeweile mit der Rohheit, die Nichtsnutzigkeit mit der Dummheit ab. Eine Lauge von „Berliner" oder „Wiener Witzen" durchwürzt, alles Edle verspottend und begeifernd, wie assa foetida das Ganze. Wie unschuldig nimmt sich der getanzte Cancan gegen diesen gesprochenen aus! Ist eine Besserung dieser Zustände möglich? Ich glaube, ja; sie liegt in den Händen des Publikums und der Dichter — der Dichter, die wahrhaft „modern" denken und dichten.

Vor fünfundzwanzig Jahren regte sich ein frischeres Leben in der dramatischen Produktion, große Talente stellten der Bühne und den Schauspielern neue, schwierige Aufgaben. Hebbel, Gutzkow, Laube erweiterten in wirksamster Weise den Kreis, den Schiller und Goethe gezogen hatten. Diese Tage sind vorüber, ihre Blüten zum teil in politischen Stürmen verweht. Mehr und mehr ist die Bühne äußerlich wie innerlich

in die Gewalt der Spekulanten und Fabrikanten gefallen. Es hieße das Wort „Dichter“ entwürdigen, wollte man es auf die Verfasser einer Berliner oder Wiener Posse anwenden. Denn die Handlung ist meist an der Seine erfunden, ein „Bearbeiter“ übersetzt sie in das berlinische Kauderwälsch oder in den Wiener „spaßigen“ Dialekt, ein zweiter giebt ihr den höheren „Schliff“ und ein dritter „dichtet“ die Couplets. Und hier zunächst könnte von denen, die einen Funken Apollo's in sich spüren, eine heilsame Änderung versucht werden. Statt in Tragödien ihr Talent zu verschwenden, sollten die dramatischen Dichter, die wir noch besitzen, es einmal mit der Posse, der lustigen Komödie wagen. Der Kritiker kann nicht bestimmen: wählt diesen oder jenen Stoff! wohl aber auf die Gunst hinweisen, in der das Parodisch-Phantastische bei der Menge steht. Würde mit all' seinen Zaubereien und Tollheiten, im modernen Sinne gedichtet, ein Stück wie „Der Sturm“ oder Gozzi's „Drei Orangen“ nicht gefallen? Der Einwand, daß man damit die dramatische Kunst wieder auf das Zaubermärchen herabsetzen würde, ist nicht stichhaltig; welche moderne Tragödie wäre tiefsinniger als der „Sturm“! Gebt der Posse einen tieferen Inhalt und eine künstlerische Form! Das ist die Aufgabe — dieselbe Aufgabe, die wahrscheinlich Aristophanes zu lösen hatte. Und wenn für einen Aristophanes nur in einem freien Volke Raum ist, so hindert uns doch niemand, Molière's Charakterlustspiel weiter auszubilden. Haben wir keine „précieuses ridicules“ mehr, so besitzen wir leider die „biches de bois“, die bewußten Damen mit dem bewußten Feigenblatt — jetzt als Hut auf den Köpfen. Verspottet das Laster, aber huldigt ihm nicht. Ein Theater für Engel läßt sich in unserer Welt nicht aufbauen, dafür aber brauchen auch auf unserem Theater die Cameliendamen nicht zu Engeln zu werden. Wenn die schaubegierige lachlustige

Menge wieder und wieder gesehen hat, daß Heiterkeit, Scherz und Laune sich sehr wohl mit den Formen der Kunst, der Sprache der Poesie und tieferem Gehalt vertragen, wird sie dann noch nach der Gemeinheit und Alltäglichkeit lüstern sein? Stellt ihr sie aber zwischen die anständige Langeweile einer historischen Jambentragödie von Karl dem Großen oder Friedrich dem Rotbart und die unterhaltende, die Sinne kitzelnde Frechheit einer Posse mitten inne, wie soll sie da mit ihrer Wahl schwanken! Wir verurteilen das Publikum von der Höhe des Helikon herab und thun ihm nicht einen Schritt entgegen. Wir schreiben Dramen für die Zukunft und überlassen die Gegenwart den Charlatanen. Es ist weniger der Mangel an Talenten, als der Rückzug aller edleren Kräfte, die falschen Ziele, die wir verfolgen, die unmöglichen Hoffnungen, denen wir nachjagen, die unser Theater in Verfall gebracht haben. Unmögliche Hoffnungen und Ideale! Die Dichtkunst ist idealistisch, aber die Bühne real. In meinem Studierzimmer kann ich dichten, wie und was ich mag, an die Bühne jedoch stellt der Tag sehr bestimmte Forderungen. Erfüllt sie dieselben nicht, hört sie auf zu sein; das Publikum verläßt sie, wenn sie es nicht mehr unterhält und ergötzt. Daß diese Ergötzung eine edle sei, dafür sorge der Dichter. Er vertreibe die Schächer und Mietlinge mit der Geißel des Spottes aus dem Tempel der Musen. Ja, wenn wir einen Molière hätten! hör' ich rufen. Auch den Franzosen fehlt er und wie weit überragt ihre Bühne dennoch die unsrige! Für das Wurmstichige der gesellschaftlichen Verhältnisse in Paris sind die Dichter nicht zur Rechenschaft zu ziehen; daß diese Sittenbilder uns oft Widerwillen erregen, nimmt der Kunst, mit der sie entworfen und ausgeführt, kein Titelchen. Alexandre Dumas und Augier, Sardou und Octave Feuillet werden niemals zu den großen Dichtern zählen, aber

sie haben das Verständnis ihrer Zeit und der Gesellschaft, in der sie leben. Wie kleinlich erscheinen gegen die Probleme, die in „Montjoye" und in „Giboyer's Sohn" angedeutet werden, die Verwechselungen und Irrungen unserer Lustspiele! Hier wäre ein neues Feld für den dramatischen Dichter. Er führe die Fragen, die uns alle bewegen, auf die Bühne, statt uns fort und fort mit polternden Vätern und naseweisen Backfischen, die ihr Herz entdeckt oder vergessen haben, zu beschäftigen. Ein Spiegel der Zeit sei die Bühne. Und nun halte man einmal gegen die gewaltige Bewegung der Gegenwart unsere Bühne! In der Welt der Wirklichkeit ein unvergleichlicher Umschwung; auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, eine türkische Kaiserin, der erste römische Konsul, eine Schwiegermutter als Störenfried und eine Heiratsannonce! Ist dieser Kontrast nicht schon eine Posse?

In den Verlauf, den Welt und Menschen genommen haben, beruht die Entwickelung der dramatischen Kunst auf dem bürgerlichen Schauspiel, der Komödie und der Posse. Ähnlich hat in der Malerei das Genrebild das stilvolle Gemälde der historischen Kunst verdrängt. Derselbe Gang läßt sich in den Geschichten aller Theater nachweisen. Seit Shakspeare hat die englische Bühne keinen zweiten Tragödiendichter von seiner Kraft und Tiefe gehabt; mit Corneille und Racine ist im Grunde die französische Tragödie verstummt. Bei all' seinem Talent war Voltaire nur ein Nachahmer; Victor Hugo hat es immer nur bis zur tragischen, zuweilen großartigen Fratze gebracht. Warum sollten wir glücklicher sein? Statt über den Mangel an Tragödien zu klagen, die den Tausendthaler-Preis des Preußischen Schillerpreises erhalten könnten, thäten wir besser daran, einige Dichtungen Kleist's und Hebbel's auf unserer Bühne einzubürgern. Die Menschen sind nicht im Materialismus untergegangen, auch in der Gegenwart wird das Schöne eine Stätte finden,

aber freilich muß es das Gewand dieser Zeit tragen. Unter unserm Himmel in griechischen Gewändern umhergehen, ist die That eines Thoren. Ist es klüger, dem Publikum, das einige Stunden im Theater sich heiter unterhalten will, die Geschichte eines Helden vorzuführen, den es kaum dem Namen nach kennt? Das Leben der Gegenwart muß der Hauptquell für die dramatische Kunst sein. Den Genius kann man nicht herbeirufen, wenn man ihn braucht, aber ein Talent läßt sich bilden. Was hat denn Scribe vor fünfundzwanzig Jahren zum Beherrscher des französischen Theaters gemacht, als dies stete und unablässige Beobachten der Zeit und ihrer Stimmungen? Indem er allem, was in den Tagen des Juli-Königtums die Franzosen bewegte, eine poetische, typische Form gab, entzückte er Paris. Komödien wie „une chaîne“ „la calomnie“, „la camaraderie“ sind Musterbilder französischen Lebens, Molière's nicht unwert, denen wir nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen haben, wir müßten denn auf — Iffland zurückgreifen. Unser idealer Begriff von der Bühne verhindert ihre reale Blüte. Warum müssen vom Lebensbaum immer die alten Blumen gebrochen werden? Warum könnte Rudolf Gottschall, der so viel Phantasie, theatralisches Geschick und einen Zug zum Grotesken besitzt, uns nicht eine Posse im Stil von „Troilus und Cressida“ dichten? Warum verschwendet Paul Heyse sein Talent so oft an einen lebensunfähigen Stoff, an Kaiser Hadrian und Antinous, an italienische Liebesnovellen, die uns nicht mehr in dramatische Spannung zu versetzen, uns tragisch zu stimmen vermögen? Brachvogel's kecke Weise mit dem so bestimmten, dramatischen Zuge, würde sich auf der Bühne noch einmal so gut ausnehmen, als in seinen langatmigen biographischen Romanen. Genug der Namen, die Sache spricht für sich. Die Dichtung hat sich von der Bühne abgewandt und in den schärfsten Gegensatz zum Publikum gesetzt. Gewiß

ist dies Publikum schuldig, es läßt sich von Knaben und Dirnen seelisch ohrfeigen, zum „Nein!“ hat es keine Energie mehr und ist an das Gift der Frivolität schon so gewöhnt, daß es wie König Mithridates nicht mehr daran sterben kann. Den wahren Dichter mag es Überwindung kosten, der Menge entgegen zu kommen; aber begeht er nicht ein größeres Unrecht, wenn er der Bühne, die einst der Stolz des deutschen Volkes war, verächtlich den Rücken kehrt? Auf ihren Brettern sollen sich Ideal und Realität ausgleichen, soll der „moderne“ Geist in der Kunst zur edelsten Erscheinung kommen und zur Erziehung und Bildung des ganzen Volkes beitragen.

Aufgaben der Geschichtschreibung.

1868.

I.

Jedem sind die kleinen Handbücher geläufig, aus denen er in der Jugend die ersten drei Könige der Juden: Saul, David und Salomo, und die sieben Könige Rom's kennen lernte. Fortschreitend in der Bildung, machte er dann die Bekanntschaft des macedonischen Alexander, der zwölf ersten Cäsaren und der zwölf Apostel; nachher kamen die englischen und französischen Könige, die deutschen Kaiser und die brandenburgischen Kurfürsten an die Reihe, im Hintergrund Schlachten, Städtezerstörungen, Eroberungen, eine Wolke von Blut und Rauch; zwischen all diesen gekrönten Häuptern sah der Lernbegierige einige Gestalten in dunklen, fast verschwimmenden Umrissen auftauchen, den heiligen Franz von Assisi, Jeanne d' Arc, Columbus oder Washington, über die er unwillkürlich den Kopf schüttelte, weil er nicht recht begriff, was sie mit der andern Gesellschaft gemeinsam haben. Dies Chaos von Freveln und Staatsaktionen, von Schlachten und Hinrichtungen, dies aufeinander folgende Gewühl gekrönter Räuberhauptleute und sogenannter Helden nannten wir bis vor Kurzem und nennen die Meisten noch heute Geschichte. So ward sie uns von den Vätern überliefert, so wird sie in den Schulen gelehrt. Erst spät erfährt der Schüler, wie er be-

trogen ward, mit welchem unnützen Gedächtniskram er sich mühte. Mehr als die Hälfte dessen, was er lernte, ist eine Sammlung thörichter Fabeln, unsicherer Anekdoten, schöngefärbter Lügen, der Rest ist leeres Stroh. Nach wie vor ist ihm die Entwickelung der Menschheit, der Zusammenhang der Völker und Epochen ein ungelöstes Rätsel geblieben. Über die Könige Rom's wie über die Plantagenet's ist die lebendige Wissenschaft längst hinweggeschritten. Spöttisch sprach David Hume im Hinblick auf die Kämpfe der angelsächsischen Fürsten auf der britischen Insel von den „Kriegen der Krähen und Dohlen“, und Voltaire fand mit jenem Sinn für das einfach Verständige, der ihn nie verließ, in der Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie, im Schutz der heiligen Fahne, die ihm der Papst geschenkt, nur die gelungene That eines normannischen Diebes und eines lombardischen Hehlers. Den erleuchteten Geistern des achtzehnten Jahrhunderts erschien das Schauspiel der Weltgeschichte grauenvoll; für wenige glänzende Tage Jahrhunderte der Finsternis, für den kurzen Traum des Perikles und Phidias der lange Winterschlaf christlicher Barbarei. Selbst die Verbesserungen der Gesetze, die Wandlungen der Anschauungen riefen neues Elend herauf: die Entdeckung Amerika's hatte die Ausrottung friedlicher Indianerstämme und den Sklavenhandel mit afrikanischen Negern zur schrecklichen Folge, aus der Reform der Kirche durch Luther, Zwingli und Calvin gingen Bürgerkriege und Greuelthaten ohne Zahl hervor. Wen sollte diese Wahrnehmung nicht entsetzen und betrüben? Von der Vergangenheit wandten darum jene Geschichtschreiber ihr Auge der Zukunft zu, sie glaubten an den Fortschritt der Menschheit, an ein Zeitalter der Vernunft. Diese Ansicht durchdringt ihre Auffassung und beseelt ihre Darstellung. Montesquieu in seinem Buche über die „Größe und den Verfall der Römer“,

in seinem „Geist der Gesetze“, Voltaire in dem „Versuch über den Geist und die Sitten der Völker“, Hume in seiner „Geschichte Englands“, Gibbon in seinem großartigen Weltgemälde von dem „Verfall und Untergang des römischen Reiches“ suchen sich zuerst aus den Banden der früheren historischen Methode zu befreien und aus dem Wald der Thatsachen zu allgemeineren Anschauungen, zur Erkenntnis des Gesetzes von Ursache und Wirkung vorzudringen. Sie ahnen den Zusammenhang der klimatischen Verhältnisse und der geschichtlichen Entwickelung, sie fühlen so zu sagen den Hauch des Ewigen, jenes Wehen, das über den Wassern nach der Schöpfungssage der Juden schwebte, in dem Wechsel der Geschicke, in dem Fort- und Rückschritt der Reiche. Aber nur in seltenen Fällen dringen sie zur Objektivität vor, ihre Quellen sind beschränkt, ihre Vorliebe für diese, ihre Abneigung gegen jene Zustände und Phasen der Geschichte zu stark, als daß ihre Urteile und Schlüsse immer der Wirklichkeit und Wahrheit entsprächen. Montesquieu in seiner Feindschaft gegen das Feudalsystem, Voltaire mit seinem Hasse gegen das Christentum verkennen durchaus den Charakter und die kulturhistorische Bedeutung des Mittelalters. Zwischen dem Zeitalter des Hadrian und dem Wiedererwachen des Altertums in dem Geist und der Phantasie der Menschen liegt für sie eine unermeßliche Wüste, eine „gotische Barbarei“. In dieser Auffassung stellen sich die Kreuzzüge als die Thaten hirnverbrannter Schwärmer, räuberischer Gesellen und weltkluger Priester dar, welche die Thorheit und Rohheit der Völker zur Erhöhung ihrer Macht mißbrauchten. Jede religiöse Bewegung hat für Voltaire zugleich etwas Schreckliches und Lächerliches; wenn Gibbon in seiner strengeren und zurückhaltenderen Weise sich nicht so offen mit der Sprache herauswagt, so ist doch auch er weit davon entfernt, eine Notwendigkeit in der Gründung

und Entfaltung der Religionen zu erblicken. Ehrgeizige Schwärmer erheben sich und finden Anhänger, Aberglauben und Täuschung vollenden das Werk. Ähnlich wie diese Historiker zur Religion, verhält sich Hume zu den politischen Parteien. Die Puritaner sind ihm wegen ihres Fanatismus eben so sehr wie wegen ihrer republikanischen Gesinnungen verhaßt. In Karl I. starb ein königlicher Märtyrer auf dem Schaffot, in Cromwell bemächtigte sich ein heuchlerischer Usurpator und Verräter des Scepters.

Diese Mängel beeinträchtigen das große Verdienst dieser Männer, eine neue Bahn für die Geschichtschreibung gebrochen zu haben, nicht. Dem philosophischen Jahrhundert entsprach es, auch in der historischen Darstellung die allgemeinen Grundsätze und Tendenzen hervorzuheben und die irrigen und unwürdigen Anschauungen, welche die Geschichte bald zu einem Spiegel für Regenten, Helden und Staatsmänner, bald zu einer Anekdotensammlung für Neugierige und Müßiggänger, oder, wie es in Deutschland geschah, zu einem Repertorium für Rechtsgelehrte und Professoren erniedrigten, für immer zu beseitigen. Der ideale Inhalt der Geschichte kam hier wieder zur Geltung, und zwar in größerer Vertiefung, als er selbst in den gefeiertsten Werken des Altertums, in den Geschichten des Thucydides, Sallust und Tacitus, hervorgetreten war. Nicht nur einen weiteren Kreis, als diese angeblichen Muster, übersah der moderne Historiker, er that auch schärfere Blicke in das Wesen der Dinge. Die allgemeinen Betrachtungen Montesquieu's und Gibbon's über die Entwickelung des römischen Staates und den Fortgang des Christentums würde auch der begabteste Schriftsteller des Altertums nie haben anstellen können. Wenn sie uns in der Schilderung des Einzelnen, in den kunstvoll ausgearbeiteten Reden der Helden, in einem Charakterbilde, hier in der epischen Ruhe, dort in dramatischer Lebendigkeit über-

treffen, so haben wir die philosophische Erkenntnis für den Zusammenhang der Dinge voraus. Eifriger als sie beschäftigen wir uns mit den Zuständen der Massen und den Änderungen, welche wohlthätige Gesetze und fortschreitende Bildung in ihrer Lage herbeiführen; die ursprünglich kleinen, im Verborgenen wirkenden und wachsenden Ursachen, die von ihnen kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit gewürdigt wurden, sind für uns wichtiger und entscheidender geworden, als die Schicksale jener hervorragenden Einzelnen, mit deren Erzählung Tacitus die Blätter seiner Annalen füllte. Der Versuch Catilina's, die Verfassung der römischen Republik umzustürzen, erscheint bei Sallust als die verbrecherische Eingebung eines ehrgeizigen, durch Verschuldung und Unthat zu dem Äußersten hingedrängten Mannes; nirgends wird die Beziehung, in der dieser angedrohte Staatsstreich zu der Diktatur Sulla's und der That Cäsar's stand, angedeutet; wie vortrefflich Sallust auch die Verschwörung, die Charaktere und Absichten ihrer Teilnehmer zu schildern versteht, dem modernen Leser fehlt bei ihm der Boden des aufgewühlten, vom Erdbeben einer ungeheueren Revolution erschütterten Rom's. Keinem Geschichtschreiber des Altertums ist die Notwendigkeit des Cäsarentums aufgegangen, als aus der römischen Stadt mit ihrem Gebiete ein Weltreich geworden war. Sie gewahren überall nur ein Spiel und ein Ringen einzelner Männer, selbst wo festgeschlossene Parteien auftreten, wenden sie nicht diesen, sondern ihren Führern Teilnahme zu; die Aristokratie und Demokratie Athen's verschwindet hinter Aristides und Themistokles, die Römer teilen sich in Anhänger des Sulla und des Marius, sie sind Cäsarianer oder Pompejaner. Gegenüber den Griechen und Römern gelten alle übrigen Völker für Barbaren ohne Recht und ohne Wert. Die Bedeutung der hellenistischen Epoche, die Verbreitung der griechischen Bildung, ihre Verschmelzung mit orientalischen Elemen-

ten, haben im klassischen Altertum Niemand zu einer tieferen Betrachtung dieser Dinge angeregt. Das uneingeschränkte Lob, das wir griechischen und römischen Historikern, doch auch in einem kindischen und blinden Autoritätsglauben, spenden, kann sich für den vorurteilsfreien Geist nur auf die glänzende Kunst der Darstellung, die Tiefe einzelner Gedanken und die Männlichkeit ihrer Gesinnung beziehen; gerade die wichtigsten Fragen, die wir aufzuwerfen pflegen, beantwortet der Inhalt ihrer Geschichten nicht. Die Wichtigkeit der geographischen Lage eines Landes und der wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Bewohner für die historische Entwickelung erkannt zu haben, ist das Resultat moderner Gedanken und Studien. In dem verschleierten Bild der Göttin von Sais verehrten die Griechen das Symbol der geheimnisvollen Natur, der dunklen, von ihnen nicht erkannten Kräfte, welche den Kosmos gestaltet haben und ihn bewegen. In ähnlicher Weise wie die physische, war ihnen auch die historische Weltordnung ein Rätsel. Der Neid der Götter stürzt die Eroberer und demütigt die Stolzen; in jedem Übermaß liegt eine Schuld, der die Strafe folgt. Diese naive Auffassung Herodot's ist im Verlauf der Entwickelung des Altertums doch nur wenig geändert worden. Seit die Götter und die Heroen aus dem Gesichtskreis der Menschen entschwunden waren, erscheint die Geschichte als ein Kampf der großen Männer mit dem Schicksal. Die Dinge und Zustände kommen nicht zur Geltung. Es ist nicht schwer, in der aristokratischen Gesinnung der Griechen und Römer, in der Sklaverei der Menge mit eine Ursache für diese Anschauung zu finden.

Das achtzehnte Jahrhundert hat die Geschichtschreibung auf eine breitere Grundlage gestellt und den Anfang gemacht, dem Gesetz vor der flüchtigen Erscheinung zu seinem Recht zu verhelfen. Ganz aus diesem, von Voltaire und Gibbon

gezeichneten Rahmen ist die Historik nicht wieder herausgetreten; einige Versuche, im Stil der mittelalterlichen Chronik nur die Thatsachen zu erzählen, ohne ihre Ursachen, ihre Bedeutung und Wirkung zu ergründen, haben keine Nachfolge gehabt und liegen, so malerisch und farbenreich sie sind, abseits von der Bahn der Entwickelung. Die Irrtümer und das Unzulängliche in den Geschichtswerken des achtzehnten Jahrhunderts drängte sich jedoch zu stark auf, um nicht zuerst Abhilfe zu fordern. Da ihr der Boden fehlte, schwebte die philosophische Betrachtung oft haltlos in den Wolken, selbst nur ein vom Eigensinn des Windes hin und hergetriebenes Nebelbild. Durch die fleißigsten, umfassendsten Forschungen ist dieser Übelstand gehoben worden. Unübersehbar für den Einzelnen liegt das Trümmerfeld der Geschichte vor uns, die Felsinschriften der persischen Könige und die Hieroglyphen in den Grabkammern Theben's reden von den ältesten Zeiten, mit Bienenfleiß sammeln wir die Urkunden des Mittelalters, als eine Fundgrube des Wissenswerten betrachtet man die Staatsarchive, die Briefe der Fürsten, die Berichte der Gesandten. Bauholz wird auf Bauholz, Stein auf Stein geschichtet; daran scheinen indes nur die Wenigsten zu denken, daß diese Anhäufung von Material noch lange kein Gebäude giebt. Wem sollen diese Scherben nützen? Nach jeder Richtung hin ist die deutsche Geschichte untersucht, jeder Kaiser hat seine besondere Monographie, Band nach Band schwillt die Sammlung unserer historischen Urkunden und Quellen zu einem ungeheuren Leviathan an: aber eine kurze, leicht faßliche, philosophische Geschichte des deutschen Volkes, die jeder in die Hand nehmen, aus der jeder Belehrung schöpfen könnte, wünschen wir noch immer vergebens. Wenn die Wissenschaft nur für die Gelehrten vorhanden und ihr ausschließliches Eigentum wäre, so könnte die Frage auf diesem Punkte blei-

ben. Möchte sich dann jeder von ihnen mit der Scherbe begnügen, die bei der Teilung der Arbeit ihm zugefallen ist. Aber es handelt sich hierbei um Alle. Während die Naturforscher die Resultate ihrer Untersuchungen in den verschiedensten Formen zur Kenntnis des Volkes bringen, hüllt sich der Geschichtschreiber in vornehmes Schweigen. Haben die Studien der Ranke'schen Schule, außerhalb des Kreises der Fachgenossen, auch nur die geringste Wirkung geäußert? Auf engem Raum enthält Humboldt's „Kosmos" eine Fülle von philosophischen Anschauungen und positiven Kenntnissen, welches deutsche Geschichtswerk ließe sich damit vergleichen? Bis vor Kurzem begnügte sich die Geschichtschreibung mit Ägypten und Persien, mit Hellas und Rom, dem Mittelalter und der neueren Zeit Europa's: jetzt haben sich uns zwei neue Welten aufgeschlossen, Ostasien und Amerika. Wollen wir noch länger statt mit den Namen und Lehren des Buddha und des Confucius, die in Indien, China und Japan jene großartigen Kulturzustände geschaffen haben — Zustände, unter denen hundert und aber hundert Millionen von Menschen seit zwei Jahrtausenden gelebt — das Gedächtnis der Jugend mit den Kriegen zwischen Kranichen und Pygmäen, mit Merowingern und Capetingern ermüden? Die Religion des Buddha, zu der sich noch heute mehr Menschen bekennen, als zum Christentum, ist den Meisten unter uns eine gänzlich unbekannte Erscheinung. Ehe in der Thebais der erste christliche Einsiedler seine Visionen hatte, waren in den Bananenwäldern Indiens ganze Geschlechter von Büßern und Heiligen aufgestanden und verschollen. Achtzehnhundert Jahre vor dem heiligen Franz von Assisi wanderte im gelben Rock, den Almosentopf in der Hand, der Buddha durch das Thal des Ganges. Diese Religion hat ihre Klöster, Zeremonien, Rosenkränze, ihre fürbittenden Heiligen und Märtyrer wie das Christentum. Nach Osten

und nach Norden sandte sie ihre Boten; überall in Hinterindien, in China bis zur großen Mauer hinauf stehen die Pagoden als Denkmäler ihrer friedlichen Eroberung. Milder wurden auch durch ihre Lehren die Sitten dieser rohen Barbaren. In China endlich verband sich diese Religion mit der eigentümlichen Geistesrichtung und Erbweisheit des zahlreichen Stammes, der in den Ebenen des Hoangho und Jantsekiang wohnte. Ein Staat, eine Kultur ist daraus hervorgegangen, die trotz ihrer Seltsamkeit das Erstaunen jedes Denkenden herausfordert. Als unsere Vorfahren in Tierfellen, ungebändigt und zügellos, durch den hercynischen Wald schwärmend Bären und Auerochsen jagten, gab es hier schon blühende, reiche Städte, geordnete Verhältnisse in der Verwaltung des ungeheuren Reiches, eine Erziehung des Volkes, welche die unserige noch jetzt fast in Schatten stellt. Gerade so lebhaft, wie in den Ländern um das Mittelmeer, entfalteten sich in China Ackerbau, Handel und Gewerbe; an Riesenhaftigkeit kann die Mauer mit ihren Zinnen, Türmen und Thoren, welche die Nordgrenze vor den räuberischen Tataren schützen sollte, sich wohl mit dem Wunderbau der Pyramiden vergleichen, an Nützlichkeit und Wert übertrifft sie diese Kolosse von Stein, wie das Leben den Tod übertrifft. Marco Polo, der venetianische Reisende, fand eine Ordnung und einen Wohlstand in diesen Ländern, eine Stattlichkeit und Größe der Städte, Frieden und Ruhe, die ihm wie ein Märchentraum erschienen. In seinem Wesen auf Bildung gegründet, indem alle Beamten nur durch wiederholte Prüfungen ihrer Kenntnisse wie ihres Wandels von den untersten Sprossen der Leiter zu den oberen hinansteigen, hat dies Reich Cyrus und Alexander, Cäsar und Karl den Großen, das deutsche Kaisertum und die Eintagsmacht Napoleon's I. überdauert. Die tatarischen Eroberer konnten wohl die Dynastie der Söhne

des Himmels besiegen, ausrotten und sich auf ihren goldenen Drachenthron setzen, aber das chinesische Volk mit seinen Einrichtungen, seiner Lebensweise, seinem Handel und seinem Mandarinentum wurde von den Weltstürmern nicht geändert, es verschlang sie, wie das Meer einen Meteorstein, der plötzlich aus der Höhe fällt, in seiner Unermeßlichkeit begräbt: eine Weile ist die Oberfläche des Wassers von der gewaltigen, niedergestürzten Masse wild bewegt, die Tiefe bleibt ruhig und allmählig nimmt auch der Spiegel wieder seine frühere Ebenheit und Glätte an.

Auf der andern Seite der Erde, in Amerika, wächst eine Föderativ-Republick mit wunderbarer Schnelligkeit zu riesiger Größe empor; Städte, die im Beginn dieses Jahrhunderts kaum Marktflecken waren, sind Stapelplätze eines ausgedehnten Handels geworden, von dem Ufer des atlantischen Ozeans fliegt zu dem des Stillen Weltmeers in wenigen Stunden durch die Einöden und über die Pässe des Felsgebirges das beflügelte Wort. Diese Republick stampfte auf die Erde und eine Million Krieger sprang empor; sie schlug auf die Flut und eine Legion eisengepanzerter Schiffe erschien darauf, stark genug, um den Kampf mit den gesamten Flotten Europa's aufzunehmen. Als ob sie Aladdin's Schätze besäße, schuf und verschwendete sie in vier Jahren fast dreitausend Millionen Dollars, und mit derselben Kühnheit, mit der sie diese Schuldenlast auf sich geladen, griff sie das Werk an, dieselbe zu bezahlen, täglich hat sie mehrere Monate hindurch eine halbe Million in ihrem Schuldbuch getilgt. Von ungezählten Schlachtfeldern eines greuelvollen Bürgerkrieges, aus den Lazarethen erhoben Verwundete und Kranke ihren Klageruf: in Newyork traten einige hochherzige Frauen zur Linderung dieser Not zusammen, in kurzer Zeit waren ähnliche Vereine über die Union verbreitet, Wohlthätigkeits-Bazare wurden

eröffnet, die ihre Einahmen nach Millionen Dollars zählten; ein Etwas, das die Menschheit noch nicht gesehen und das alle sogenannten Wunderwerke der alten Welt in Schatten stellte, die Sanitäts-Kommission erschien und erfüllte die kühnsten Hoffnungen des Sozialismus und den schönsten Traum der Barmherzigkeit. Bürgertugend und Manneswürde sind im cäsarischen Europa zu nichtigen Worten ohne Inhalt, zu Schall und Rauch herabgesunken, und allgemein, im Hinblick auf Cäsar, Cromwell und Napoleon, die vergötterten Helden unserer Geschichtsanschauung, prophezeiten wir der Union, daß aus der Aufhebung der Sklaverei im Süden und dem siegreichen Heere im Norden ein berühmter Feldherr als Usurpator hervorgehen werde. Aber die neue Welt beschämte die alte: diese Krieger gingen auseinander, friedlich und still, wie sich nach einem Gewitter die Wolken verteilen, aus kampferprobten Generalen wurden Advokaten, Handwerker und Ackerbauer. Das Haupt der Republick wird inmitten dieser Bewegung ermordet: kein Mann war im Augenblick im Stande, Abraham Lincoln zu ersetzen, aber so fest gegründet ist die Maschine dieses Staatswesens, so sicher jedes Rad gefugt, daß sie nicht zerbrach. Die europäische Gesellschaft beruht auf dem Glauben und der Autorität, die amerikanische auf der Bildung und der Freiheit. Wo in den düsteren Fichtenwaldungen, durch die der Columbiafluß in Königseinsamkeit bisher seine Gewässer zum Meer getragen, jetzt ein Dorf gegründet wird, stecken die Ansiedler, bevor sie ihre eigenen Wohnstätten errichten, den Raum für das Schulhaus ab. Überall Schulen, kleine Bücher, Zeitungen, überall der Sinn auf das Allgemeine und Wesentliche gerichtet, überall schon im Kinde der Trieb des Selbstdenkens und der Selbständigkeit geweckt. Hier ist die geistige Bewegung so unumschränkt wie die körperliche. Keine Inquisition verbrennt oder

verbietet ein Buch, kein Gesetz schränkt die Freiheit des Wanderns ein. Von den Küsten der Südsee bis nach den Städten des Ostens ist ein Teil der Bevölkerung in beständiger Wanderung. Nicht allen, aber doch den meisten Dingen und Erscheinungen tritt der Mensch hier mit freier Prüfung gegenüber, er hat weder unsere Verehrung vor der Vergangenheit noch unsere Furcht vor der Zukunft. Er verlangt immer voran. Was uns als eins der schwierigsten Probleme erscheint: die Gründung einer freien Kirche in einem freien Staat, haben die Amerikaner fast spielend gelöst. Bei ihnen kümmert sich der Staat nicht um den Glauben, aber ebensowenig um die Kirchen seiner Bürger. Sei Jude oder Buddhist, Katholik oder Puritaner, stifte eine neue Gemeinde oder schließe dich einer alten an, es ist gut, wenn du den bürgerlichen Gesetzen gehorchst. Baue dir eine Kapelle, eine Kirche, eine Synagoge oder eine Moschee, verlange nur nicht, daß ein Anderer dir einen Groschen dazu geben soll. Niemand wird deinen Gottesdienst hindern, so lange du nicht zänkisch den Anderer störst.

In eine innige, unlösliche Verbindung ist Europa mit diesen beiden Entwickelungsformen getreten. Eine gewaltige Völkerwoge, zahlreicher als die Wanderung griechischer, italischer und germanischer Stämme, wälzt sich seit achtzig Jahren über den atlantischen Ozean. Unsere wirtschaftlichen Verhältnisse hängen nicht zum kleinsten Teil von der Kauflust der Amerikaner und der Weizenernte in den Landschaften des Westens ab. Durch die Störung, welche der Bürgerkrieg in der Kultur und Ausfuhr der Baumwolle aus den Südstaaten herbeiführte, wurde England gezwungen, in Ägypten und Indien diese so nützliche und notwendige Pflanze anbauen zu lassen. Der Aufschwung der indischen Eisenbahnen mit allen Folgen, die sich daran knüpfen, ist ein Resultat des amerikanischen

Krieges. Mehr Schiffe fahren jetzt in jedem Jahre von unseren Küsten nach China, Japan und den Inseln der Südsee, als im Altertum über die im Verhältnis zur Größe des Ozeans so kleine Fläche des Mittelländischen Meeres. Diesen Entwickelungen gegenüber schrumpft ein großer Teil dessen, was wir unser „historisches Wissen“ nennen, zu einem wertlosen Trödelkram zusammen: wir wandeln durch die langen Säle eines Museums, die mit Scherben, gebrochenen Architraven, mit Waffen und ausgedienten Maskenanzügen angefüllt sind, jeder Hauch des Lebens ist daraus geschwunden, Staub und Motten fliegen auf. Unter diesen Larven gefällt sich unsere Geschichtschreibung, sie grübelt über die Denksteine, die Ramses der ägyptische Eroberer zur Erinnerung an seine Thaten setzen ließ, oder über den Geburtsort Karl's des Großen, durchwühlt die Archive nach halbvermoderten Urkunden und liest die vergilbten Depeschen der Diplomaten, als enthielten sie das Weltgeheimnis. Niemand wird den Wert dieser Studien für die Biographie und die Detailgeschichte leugnen, aber Weltgeschichte, wie sie ein immer dringenderes Bedürfnis für das Volk wird, ist es nicht.

Noch erfolgreicher als Auguste Comte in seiner „Philosophie positive“ hat Thomas Buckle in seiner „Geschichte der Zivilisation in England“ die Nüchternheit und Leere unserer Geschichtschreibung dargelegt. Legionen von Schatten schweben vorüber, Thatsachen werden auf Thatsachen getürmt: es sind Larven ohne Gesichter, Hülsen ohne Korn, von dem Gesetz, das ihren Auf- und Niedergang geregelt, ist nirgends die Rede. In der bunten Mannigfaltigkeit wechselnder Erscheinungen, in dem Spiel der Einzelnen gehen unserer Betrachtung nur zu leicht der eigentliche Lebenskeim und die allgemeinen Triebkräfte verloren. Jeder Tag fördert neue Berichte aus der Vergangenheit hervor, immer neue Quellen strömen uns zu, die Grä-

der öffnen ihren Schoß, aus der Tiefe der Schweizerseen steigen die Pfahlbauten auf, kein Schutt und Staub bedeckt mehr die Ruinen Ninive's. Eine Sonderung und Zusammenfassung des aufgehäuften Materials nach seinem inneren Werte ist zur Notwendigkeit geworden, wenn die Geschichte ihren alten Platz unter den Wissenschaften behaupten will. Nur die Thatsachen der Kultur verdienen noch die Aufmerksamkeit des denkenden Menschen. Ihren geheimnisvollen Ursprüngen nachzugehen, ihre Wirkungen in den Sitten und Gesetzen, in der Lebensweise und der Anschauung aufzusuchen, den Zusammenhang zu schildern, der die geschichtlichen Entwickelungen aneinander und an die Natur kettet; an die Stelle der Purpurmäntel und der Kronen den Spaten, das Handwerkszeug und das Schiff, die stille, unaufhörliche Kulturarbeit der Massen, die hervorragende That einzelner, weiser und guter Menschen zu setzen, für den Schein und die Lüge uns endlich die Wahrheit und das Wesen zu geben: darin gewahre ich die Aufgabe des Geschichtschreibers in der Gegenwart. Genug ist von Tyrannen und ihren Verbrechen erzählt worden. Die Nichtigkeit der Schlachten und Staatsaktionen muß Jedem einleuchten, wenn er zwei Thatsachen vergleicht. Von der chinesischen Mauer bis zum Ufer der Oder in Schlesien, von den Bergen des Altai bis zu den Ebenen des Ganges hat der Mongolensturm unter Dschingischan und seinen Nachfolgern zahllose Geschlechter der Menschen aufgejagt und vernichtet: was ist heute von ihm geblieben? Nicht einmal die Gobiwüste hat das Andenken des Weltüberwinders bewahrt; nicht eiliger hat der Wind die Spuren der Hufe seines Rosses verweht, als die Vergessenheit seine That verschlungen. Vierzehnhundert Jahre vor Dschingischan dagegen lehrte Euklid zu Alexandria die Mathematik, seine Lehrsätze bilden noch heute die Grundlage dieser Wissenschaft, jedes Kind lernt sie und

wird sie bis an das Ende der Welt lernen, alle Entdeckungen, die wir am Sternenhimmel, in dem Abgrund des Raumes, machen, beruhen im letzten Grunde darauf. Wer dies erwägt, wird für die Herrlichkeit der Könige und den Ruhm der meisten Siege nur ein mitleidiges Lächeln haben. Der große Mann, der sich auf nichts Besseres als den Degen stützt, sinkt bei ihm im Preise, nur eine kurze Spanne Zeit beherrscht der Held.

Von den Weisen, Dichtern, Künstlern und Erfindern geht die Kultur aus, sie sind die wahren Träger der Geschichte. Wiederum aber wäre es eine Verkennung der Gesetze, die uns mit eisernem Griffe umschließen, in ihrem Thun vollkommene Freiheit zu entdecken, ihr Wirken in seinem Ursprung und seinen Folgen für unabhängig von dem Einfluß der Natur und der vorhergegangenen Ereignisse zu halten. Es ist eine der schwierigsten Aufgaben des Geschichtsschreibers, die allgemeinen Stimmungen, Ursachen und Anschauungen, welche die That eines großen Mannes unterstützen, von dessen persönlichen Wollen, Dichten und Trachten zu sondern. Wir schwimmen alle in einem Strom, dessen Quelle wir so wenig wie seine Mündung kennen, rückwärts gewendet überschauen wir mit voller Klarheit nur einen geringen Teil seines Laufes, vor uns hüllen Nebel seine Windungen und Ufer ein. Uns täuscht, wie die indische Philosophie es ausdrückt, der Schleier der Maja; die Welt der Sinnlichkeit betrügt sich selbst mit dem Schein der Freiheit und des Zufalls, hinter dem sich die Notwendigkeit verbirgt: so wiegt die Mutter ihr Kind mit Märchen ein, über deren Unmöglichkeit sie lächelt. „Unsere Handlungen," sagt William Draper in seiner „Geschichte der geistigen Entwickelung Europa's", „sind nicht das reine unvermischte Ergebnis unserer Wünsche, oft sind sie das Ergebnis vieler verschiedenen und vermischten Bedingungen. In dem,

was uns die freiwilligste Entscheidung dünkt, spielt so Vieles mit, was gänzlich unfreiwillig ist: mehr vielleicht, als man gemeinhin annimmt. Und in gleicher Hinsicht wird man finden, daß diejenigen, von denen man glaubte, daß sie einen unverantwortlichen und willkürlichen Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Politik ausgeübt und so das Geschick ganzer Nationen bestimmt hätten, die Geschöpfe von Umständen gewesen sind, welche gänzlich unabhängig von ihnen waren und nicht die geringste Rücksicht auf sie nahmen." Wenn ein Sterblicher durch stete Übung seiner Willenskraft und seiner Vernunft sich zu einer gewissen Herrschaft über die Bewegungen seines Gemüts in Freude und Schmerz, über die jähen Forderungen seiner Leidenschaften erhoben hat und, zwischen Lust und Unlust gestellt, zuweilen mit bewußter Entschlossenheit die unangenehme Pflicht der angenehmen Sünde vorzieht, dann wird er die Grenzen berühren, welche der menschlichen Freiheit gezogen sind. Damit ist auch die moralische Verantwortlichkeit seiner Handlungen gegeben. Inwieweit er freilich, im Zusammenhang des Universums betrachtet, frei zu nennen ist, wer vermöchte das zu entscheiden? Wie wir aber, unserer ganzen Organisation nach, die Dinge betrachten, sehen wir den Menschen beständig wie Herkules am Scheidewege; bei jeder seiner Handlungen könnte er den rechten oder den linken Pfad einschlagen. So gut wie Cäsar den Rubicon überschritt, so gut hätte er auch am jenseitigen Ufer bleiben können. Wahrscheinlich ist diese Möglichkeit eine bloße Täuschung unserer Vernunft, aber wir begreifen die Welt nur in dieser Täuschung. Die leisen, geheimnisvollen und unmerklichen Ursachen, welche in dem engen Privatleben des Einzelnen sein Verfahren bestimmen, entziehen sich in ihrer Geringfügigkeit jeder Untersuchung: daher unser Erstaunen, wenn Handlungen, die wir für den unmittelbarsten und reinsten Ausdruck der Persönlich-

keit und des Willens nahmen, bei gelegentlicher Enthüllung sich als die unabwendlichen Folgen vorhergegangener Vorfälle erweisen. Leichter sind die Ursachen und Symptome großer Weltbegebenheiten zu erkennen, die Macht der Ideen und der Dinge läßt sich eben nicht gänzlich verschleiern, auch der oberflächlichen Betrachtung drängen sie sich auf. Außer durch innerliche Beweggründe, die Ausströmungen des geistigen Kerns, wenn ich so sagen darf, der Welt, wird die Freiheit unserer Entschließungen durch die Äußerlichkeit gehemmt. Nicht Furcht und Hoffnung allein lenken unsere Thaten aus ihrer Bahn, die Umstände zwingen sie meist alle in eine andere Richtung, als beabsichtigt war. Wie häufig sind die Wirkungen von Gesetzen gerade das Wiederspiel von denen geworden, welche sich der Gesetzgeber versprach! Der schreckliche Sklavenhandel mit den Negern Afrika's entsprang einer wohlwollenden Meinung; um die schwächlichen Indianer der Inseln Cuba, Hayti und Jamaika von der harten Arbeit zu befreien, der sie in den Bergwerken erlagen, faßten spanische Geistliche den Gedanken, die kräftigeren Neger dafür zu verwenden. So sollte der Ausrottung der Indianer vorgebeugt so sollten die wilden und heidnischen Afrikaner zugleich allmählig zum Christentum und zu einer höheren Gesittung erzogen werden. Waren es die Menschen, welche diese gute Absicht in ihr furchtbares Gegenteil verkehrten? Nicht doch; wenn alle spanischen Conquistadoren sich in Wilberforce's verwandelt hätten, sie würden die Wirkung jener Maßregel in einzelnen Fällen wohl haben mildern, aber sie weder aufheben noch aufhalten können. Die Indianer schwanden vor der Berührung mit den Europäern dahin, die Neger vermehrten sich außerordentlich rasch. Mit der Ausdehnung der Eroberung, mit der steigenden Schwere der Arbeit, da der leichte Gewinn aus den Bergwerken bald erschöpft war und der Feldbau lohnendere

Erträgnisse gab, trat das Bedürfnis nach zahlreicheren Arbeitskräften hervor. Wieder nötigte dann die Anzahl der Neger, die Furcht, die sie einflößten, zu einer härteren Behandlung derselben. Das Übel wuchs wie eine Naturgewalt. Ein noch ergreifenderes Beispiel von der Umgestaltung, welche die Absichten der weisesten und besten Menschen durch die Umstände und Dinge erfahren, bietet die Entwickelung der christlichen Kirche. Hier war ein so klares, einfaches Musterbild dessen aufgestellt, was die ersten Gemeinden für gut, wahr und heilig auf Erden hielten, selbst die Formen ihres gemeinsamen Lebens hatten so fest umschriebene Umrisse, die Evangelien waren allbekannte Schriften, die Erbauungsbücher aller Gläubigen, und wohin ist trotz alledem dreihundert Jahre nach dem Tode des Paulus die christliche Kirche geraten? Würde der Apostel in jenem reisigen Patriarchen Cyrillus von Alexandria, auf dessen Antrieb die unglückliche Hypatia zerrissen ward, nicht eher einen wütenden römischen Proconsul als einen Bekenner Christi erkannt haben? Dennoch war Cyrill eben auch nur ein Geschöpf der Verhältnisse seiner Zeit; Paulus mit seinem Feuereifer und leicht erregtem Gemüt, an den Platz des Patriarchen gestellt, hätte demselben in mehr als einem Zuge geglichen. So beschränkt ist das Gebiet der menschlichen Willensfreiheit, so unberechenbar die Wirkung unserer Handlungen!

Der Fortschritt der Menschheit ist allein durch die Zunahme und das Wachsen der intellektuellen Kräfte möglich. Nicht an die von den Theologen geforderte und gerühmte Sittlichkeit, die bei ihnen immer im Zwang eines bestimmten Glaubens auftritt, sondern an die Bildung ist die langsame Entwickelung gebunden. Indem die Bildung die ursprüngliche Rohheit bekämpft, schafft sie auch eine reinere und freiere Moral, als die sogenannten göttlichen Offenbarungen sie gebieten. Das Wort Gottes hat weder die Christen noch die Moham-

medaner verhindert, sich gegenseitig und untereinander in blutigen Religionskriegen zu zerfleischen. Ist der Glaube, der die Kreuzfahrer bei der Erstürmung Jerusalem's bis an die Knöchel in Blut waten und sie darauf in der Grabeskirche mit flehend erhobenen Händen, mit erstickten Schluchzen und Thränen auf die Knie fallen läßt, nicht ein schrecklicher Dämon? Wie wenig man diese Greuel der Barbarei jener Zeit allein zuschreiben kann, beweist die Bartolomäusnacht. Zwischen den Pilgern, die am 15. Juli 1099 Jerusalem eroberten, und den Bürgern von Paris, die in der Nacht vom 24. August 1572 auf das Geläut einer Kirchenglocke sich zur Ermordung der Hugenotten erhoben, gab es Unterschiede tiefster Art, unleugbar waren im Verlauf der Jahrhunderte große Fortschritte gemacht worden, die Kirche selbst hatte mannigfache Umwälzungen erfahren, aber da der Gläubige noch immer gewohnt war, in dem Andersdenkenden einen Feind Gottes und der Menschen zu sehen, der mit dem Schwert zu strafen sei, so blieben sich die Wirkungen dieser Anschauungen gleich. Die Hugenottenkriege wiederholen nur die Greuel der Albigenserkriege, und beide hatten, ohne daß sie es ahnten, in dem Ausrottungskampf der Brahmanen gegen die Buddhisten in Indien ihr Vorbild. Nicht irgend welcher Änderung des Dogma's und der Form des Gottesdienstes, der philosophischen Erkenntnis, daß es zugleich unmenschlich und thöricht sei, Andere wegen ihres Glaubens zu verfolgen, sind die Religionskriege und die Scheiterhaufen gewichen. Protestanten und Reformierte waren nicht weniger unduldsam, wenn auch in den meisten Fällen weniger grausam, als die Katholiken. Bei allen Völkern und Glaubensparteien Europa's hat der Wahn, daß gewisse Menschen, Hexen und Zauberer, in einem Bunde mit satanischen Wesen ständen und dadurch Gewalt über die Natur besäßen, gewütet und zahllose Opfer

gefordert. Die gelehrtesten Männer haben Jahrhunderte hindurch die Möglichkeit der Hexerei anerkannt; keine Wissenschaft, keine Empfindung der Menschlichkeit schützte vor diesem Vorurteil. Dichter und Philosophen, Geistliche und Könige hingen ihm an. So stark war diese Meinung, daß sie die Pilgrimsväter aus England nach Amerika hinübernahmen, in Massachusetts haben siebenundzwanzig Hinrichtungen wegen Hexerei stattgefunden. Seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts regte sich gegen diesen Glauben an magische Einflüsse der Widerstand; er wuchs durch die zunehmende Kenntnis der Natur, durch die Erklärung vieler Erscheinungen, die bisher dem Menschen rätselhaft und unheimlich entgegengestarrt, nicht sowohl durch die Gründe, mit denen die Wirklichkeit der Zauberei bestritten wurde, als durch die Strömung der Luft jener Zeit, die sich jetzt nicht mehr in ihre letzten Bestandteile zerlegen läßt. Noch 1660 glaubte in England die Mehrzahl der Gebildeten an Hexerei, in Frankreich ward einer der größten Feldherrn des Reichs, der Marschall von Luxemburg, 1680 angeklagt, am 14. September 1669 einen Pakt mit dem Teufel abgeschlossen zu haben. Während damals solche Anklagen von geistlichen und weltlichen Richtern in scharfsinnigster Untersuchung und ohne jeden Zweifel an ihre Glaubwürdigkeit erwogen wurden, hält sie jetzt Jeder mit einem Lächeln für abgethan. Die Abnahme des Glaubens an Wunder und Zaubereien hängt innig mit dem Schwinden des religiösen Fanatismus zusammen. Je seltener die Glaubenskriege, je seltener werden auch die Hexenverbrennungen. Die Form des gerichtlichen Verfahrens, die in den Hexenprozessen eine so fürchterliche Bedeutung erlangt hatte, die Tortur, wurde erst mit Erfolg angegriffen, als durch eine Reihe unwiderleglicher Thatsachen, gerade aus den Prozessen wegen Zauberei, nachgewiesen war, daß sie nicht im stande

sei, Geständnisse der Wahrheit zu erzwingen. Buckle's Ansicht, daß die Moral stillstehe und keine großen Wandlungen durchmache, erfährt durch diese Erscheinung einen bedeutenden Eintrag. Daß keine Kriege des Glaubens wegen mehr geführt, keine Zauberer mehr hingerichtet, keine Angeklagten mehr mit spanischen Stiefeln gequält werden, sind drei große Fortschritte der Moral, sie haben im Allgemeinen die Achtung vor der Freiheit, der Würde und dem Leben des Einzelnen erhöht, Unzählige vor schrecklichen Qualen und einem fürchterlichen Tode bewahrt. Wir verdanken diese glücklichen Änderungen keinem großen Eroberer oder Staatsmann, keiner einzelnen That, sondern der intellektuellen Entwickelung und dem materiellen Aufschwung der Völker.

Fragen wir einmal, welche Ursachen dem Grundsatz der Gewissensfreiheit und der Duldung zum Siege verholfen haben. Unangefochten gilt im Mittelalter der Satz, daß die Kirche jede Abweichung von ihrer Lehre zu strafen und die weltliche Gewalt diese Strafe zu vollziehen habe. Den einzelnen Ketzer, Arnold von Brescia wie Johannes Huß, läßt sie verbrennen, gegen ketzerische Gemeinden und Volksstämme predigt sie das Kreuz. Nacheinander ist Kreuzheer auf Kreuzheer im „Kampfe Gottes“ gegen die Waldenser, die Stedinger und Hussiten gezogen. Greuelvoll hat in England Heinrich V., der von Shakspeare bewunderte Heldenkönig, gegen die Lollharden im Auftrag der Kirche gewütet. Die neubekehrten Christen aus maurischem und jüdischem Blut in Spanien verfolgt die Inquisition. Statt diese Frevel zu ersticken, flößt ihnen die Reformation ein neues und schrecklicheres Leben ein. Ratlos steht die Kirche einen Augenblick vor dem ungeheuren Abfall, der sich vollzieht, dann verdoppelt sie ihre Wut und ihre Blutgerichte. An den Habsburgern und den Valois findet sie bereitwillige königliche Diener. Vom

ersten zum letzten Mann weiß sie das spanische Volk mit einem unbeschreiblichen Fanatismus zu erfüllen. Wie der Atem eines glühenden Moloch's haucht es durch Europa. Nicht annähernd sind die Opfer zu zählen, die diesem Wahnsinn fielen, unerhörte Menschenhekatomben: die Götter hatten eben wieder einmal Durst. Lord Burleigh schätzte die Zahl derer, welche unter der blutigen Maria in England des Glaubens wegen verbrannt wurden, auf zweihundertundneunzig Personen; im Jahre 1546 schrieb der venetianische Gesandte Navigero, daß allein in Holland und Friesland seit dem Regierungsantritt Karl's V. dreißigtausend Ketzer hingerichtet worden seien. In sämtlichen Provinzen der Niederlande sollen von 1519—1556 fast hunderttausend Menschen mit dem Leben ihre religiöse Meinung gebüßt haben. Um Gott zu gefallen und die Kirche in ihrer Glorie herzustellen, wurden 1609 auf Antrieb der spanischen Geistlichkeit neunmalhunderttausend Menschen, Nachkommen der Moriscos, aus Valencia, Andalusien und Castilien vertrieben. Diese Angaben werden genügen, die Fürchterlichkeit der Verfolgung zu zeigen. Sie reizte die Gegner zum hartnäckigsten Widerstand und zwang ihnen die Waffen in die Hand, ihr Leben, wenn nicht zu retten, doch teuer zu verkaufen. Vergebens erhob der edle Kanzler Michel L'Hopital seine beredte Stimme für die Duldung der Hugenotten in Frankreich, vergebens suchte der Kaiser Maximilian II. in Deutschland die Parteien zu versöhnen. Der einmal erregte Glaubenshaß verband sich mit politischen und persönlichen Beweggründen, hier mit Rache und Eigennutz, dort mit Ehrgeiz und catilinarischen Wünschen; das Dogma des Katholizismus verschmolz sich mit dem des Absolutismus, bei den Reformierten standen republikanische Anschauungen im Vordergrund. Damit sich endlich die so lange von dem Lärm der Schlachten und dem Rauch der Scheiterhaufen verdüsterte, von der Lei-

denschaft unterdrückte menschliche Vernunft aufrichten und Umschau halten konnte, mußten ihr erst zwei Thatsachen den Boden erobert haben, auf dem sie zu stehen vermochte. Die englischen Kolonien in Amerika öffneten sich dem Bekenner jeder christlichen Glaubensmeinung, zuweilen regte sich zwar auch hier die Unduldsamkeit, aber in dem weiten und noch öden Lande, wo jeder Schritt nach dem Westen aus der Gewalt der Bedränger befreite, erlahmte sie bald. In Europa selbst hatte die Republik der Niederlande sich gegen die Macht Spaniens und der römischen Kirche glorreich behauptet, sie lud alle Flüchtigen und Verfolgten in ihren Schutz. Hier faßte denn auch zuerst der Grundsatz religiöser Duldung Wurzel, von Amsterdam und dem Haag gingen die ersten Strahlen dieser freieren Geistesrichtung aus. Wie den Anfängen der Verfolgung die erhitzte Leidenschaft als Flammenanbläserin gedient, so bemühte sich jetzt die Vernunft mit ruhiger Überlegung die fortglimmenden Kohlen allmählig auszulöschen. Einmal war jeder Einzelne von dem Gedanken und der Hoffnung getragen worden, seine ausschließliche Meinung in Glaubenssachen zum Siege zu führen, je mächtiger er sich fühlte, als Kaiser, Papst, König oder Jesuitengeneral, um so gewisser huldigte er dem trügerischen Wahn. Es mußte erst in unwiderleglicher Weise bewiesen werden, daß die Gewissensfreiheit ein notwendiges Element in der Entwickelung Europa's sei, ehe an eine wirksame, theoretische Bekämpfung der Unduldsamkeit zu denken war. Als die Gewissensfreiheit sich den andern Mächten der Welt ebenbürtig gezeigt, erstanden ihr überall Bundesgenossen. Die Naturwissenschaften hatten, selbst von so bedeutenden Geistern gepflegt und erweitert, wie Paracelsus und Giordano Bruno, Tycho de Brahe und Keppler, nicht jede theologische Fessel abgestreift, es nicht immer aufgegeben, Wunderkuren zu unternehmen, magische

Wirkungen zu erzielen oder die Sterne um das Geschick der Menschen zu befragen. Bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts verfolgen sie noch diese, ihnen vom Mittelalter vorgeschriebene Bahn. Mit dem Aufhören des Dreißigjährigen Krieges, dem Erkalten des Fanatismus schlagen die Naturwissenschaften eine andere Richtung ein, alles Übersinnliche beiseite lassend, streben sie nur nach der Erforschung des in der Welt der Erscheinungen uns zur Erkenntnis Gegebenen. Die Mitglieder der „königlichen Gesellschaft" in London, aus der Newton und Locke hervorgehen sollten, sind heftige Gegner der Puritaner und ihres düstern Glaubens. Hand in Hand wandelt die Naturforschung mit einer gewissen Lockerung der Sitten, mit fröhlicher Genußsucht. Wozu Montaigne in seinen „essais" schon vor hundert Jahren die Vernunft aufgefordert hatte, das thut sie jetzt: sie macht Gebrauch von ihren Kräften und schätzt die Beobachtung höher als das Urteil des Plato und Aristoteles. Von schüchternen Anfängen vorschreitend, bricht die befreite Vernunft mit allen Autoritäten. Undenkbar, daß der theologische Wahn beim ersten Angriff das Feld geräumt hätte. Die Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig XIV., die Dragonaden und der Aufstand in den Cevennen sind solche Ausbrüche des noch nicht erloschenen Vulkans; in Deutschland treibt ein Fürstbischof von Salzburg seine fleißigsten Unterthanen des Glaubens wegen nach Preußen, ein Kurfürst von der Pfalz die seinen nach Amerika. Aber endlich flammt doch auch in Spanien der letzte Scheiterhaufen, und als die siegreiche Revolution die Gefängnisse der Inquisition in Rom sprengte, fand sie dieselben leer. Die Stimmungen eines Zeitalters sind entscheidend für seine Meinungen und Ansichten, jede solcher großen, welthistorischen Stimmungen lebt sich aus. Wie in einem Hexenkessel weiß sie das Nächste und Fernste,

das Häßlichste und das Schönste zu einem berauschenden Zaubertrank für die Menschen zusammenzubrauen. Im sechzehnten Jahrhundert mußte das Leben in allen seinen Äußerungen sich dem theologischen Geiste unterordnen, der Katholizismus erfuhr in seinen Formen, seiner Kunst jene tiefe Umwandlung, die Ranke in so meisterhaften Zügen geschildert hat. Man vergleiche die Bilder Raphael's mit denen des Dominichino, Ariosto's „Rasenden Roland" mit Tasso's „Befreitem Jerusalem". Welchen Fortgang hat der Fanatismus von dem einen zu dem andern gehabt! Weder die bunte Bühne Shakspeare's noch Bacon's „novum organon" bändigen in England das finstere und abergläubische Wesen der Puritaner. Mit seinem dämonischen Blick schaut es die Lebenslust des Volkes und die Festfreude Karl's I. im Hamptoncourt an und tötet beide. Umgekehrt dient im achtzehnten Jahrhundert Alles, willig oder unwillig, der Vernunft in ihrem Gegensatz zur Kirche und zum Mittelalter. Das Bollwerk des theologischen Geistes, Spanien, ist aus der Reihe der vorwaltenden Mächte schon gestrichen, sein treuer Verbündeter Österreich wird von einem jungen Staate, Preußen, auf allen Seiten überflügelt. Frankreich bietet das lehrreiche Schauspiel einer Regierung, die der neuen Strömung nicht gehorchen will und doch beständig in ihrem Strudel mit fortgerissen wird. Das Werk, welches zur großen Rüstkammer der Vernunft wider die Offenbarung und die Autorität ausersehen war, die Encyklopädie, wird in Frankreich mit der Erlaubnis der Obrigkeit gedruckt. An den Scherzen und Spöttereien Voltaire's, die, wie man später klagte, Altar und Thron untergraben hätten, belustigte sich Niemand besser als die Geliebte Ludwig's XV., die Marquise von Pompadour, sein Minister Choiseul und sein Liebling Richelieu lernten diese Späße auswendig. Noch mehr, ein Papst Benedict

XIV. nimmt die Widmung eines Trauerspiels von Voltaire entgegen, das, unter dem Scheine, einen falschen Propheten, Mahomet, zu bekämpfen, jede Verkündigung einer geoffenbarten Religion als Betrug brandmarkt.

Die Aufführung einzelner Thatsachen, die Erzählung und Schilderung gewisser Vorfälle sind nur dann von Nutzen für die menschliche Erkenntnis, wenn man sie auf ihren Zusammenhang, ihre Ursachen und Folgen hin betrachtet und untersucht. Es muß die ernsteste und wichtigste Aufgabe der Geschichtschreibung sein, uns diesen oft so dunklen, vielgehemmten Gang und Verlauf der Entwickelung, das Entstehen und Vergehen der Meinungen aufzuhellen.

II.

Die Auffassung der Geschichte, welche die strenge Gesetzmäßigkeit ihrer Entwickelung anerkennt und den Einfluß einzelner Menschen und Thaten nicht leugnet, aber auf ein bescheidenes Maß zurückführt, ist mit einer gewissen Verachtung eine mechanische genannt und ihr der Heroenkultus entgegengesetzt worden. Nicht für den Erfinder der Sache, doch des Wortes kann Thomas Carlyle gelten. Nach ihm ist die Menschheit nur zu dem einen Zweck vorhanden, den großen Männern zum Fußschemel zu dienen. Von diesen Helden geht Alles aus, sie stiften die Religionen und die Staaten, sie vollführen eine Iliade und besingen sie auch, die Masse schafft nichts, der einzelne Menschenwille und Menschenverstand ist allein schöpferisch. Wie der Bildhauer den Thon, knetet er die Völker in die Form, die er will. Er ist das Werkzeug der Vorsehung, die Brahmanen würden sagen, eine Menschwerdung Vischnu's. Bald heißt der Mann der Vorsehung Odin und Moses, bald Shakspeare und Goethe, bald Crom=

well und Napoleon. Wer diesen Männern widersteht, gehört zu den Rebellen; Carlyle ruft die aus dem Himmel gestürzten Engel, die von der Erde verschlungenen Anhänger Korah's zur Vergleichung herbei. In zwei große Klassen zerfällt die Menschheit: in Heroen und deren Anbeter auf der rechten, in Rebellen, die den Helden das Leben schwer und arbeitsvoll machen, auf der linken Seite. Die Engel des Abfalls hatten einen Führer, an der Spitze der irdischen Rebellen stehen in der derben Sprache des humoristischen Geschichtschreibers „Affen, Hundsungetüme und Kothgötter“: Wesen, mit denen der Priester des Heldenkultus nicht gern in Berührung kommt, weil sie die Drahtfäden des Egoismus und der Leidenschaften aufzeigen, an denen die verborgenen Mächte die Götter, die Heroen und die Narren als gleich willige Marionetten gelenkt. Einer ernsthaften Widerlegung bedarf diese Ansicht nicht mehr: sie überträgt den Dualismus der Lehre Zarathustra's auf die Geschichte: der Gott des Lichts kämpft ewig gegen den Gott der Finsternis. Nach der Meinung der Iranier wiederholte ihr beständiger Krieg gegen die Turanier, die in räuberischen Plünderungen aus ihren Wüsten und Steppen her das fruchtbringende, wohlangebaute Iran heimsuchten, diesen Kampf zwischen Auramazda und Angromainju, der, mit der Entstehung der Welt begonnen, nur mit ihrer Vernichtung enden wird. Folgerichtig in dieser Anschauung ist die Geschichte, nach Carlyle's Ausdruck, „ein eingekerkertes Epos, ja ein eingekerkerter Psalm oder eine Prophezeiung“. Gewiß eine poetische, gläubige Ansicht, die aber, welche Wendungen und bacchantischen Sprünge sie auch machen mag, von dem Gängelbande des theologischen Geistes sich nicht losreißen kann: wie Carlyle auch rast, jubelt, Purzelbäume schießt, bald David gleicht, der vor der Bundeslade tanzt, bald der weissagenden delphischen Priesterin, den alten

Adam kann er nicht ausziehen, hinter den Wolken sieht er immer den persönlichen Gott, der seinen Spaß an der Welt hat. Da er niemals das Gesetz gewahrt, bleibt ihm im tiefsten Grunde die Geschichte unverständlich, eben eine Heldensage, ein eingekerkertes Epos. Die Iranier erkannten nur die Wirkung, ihren fortdauernden Krieg mit den Turaniern, ohne sich um die Ursachen zu kümmern, welche notwendig diese Folge herbeiführen mußten, sie schrieben Alles dem Einfluß der guten und bösen Gottheiten zu. Ähnlich verfahren Carlyle und Emerson ihren Männern der Vorsehung gegenüber. Statt die Ursachen und Ereignisse zu entdecken, deren Produkt der große Mensch ist, lassen sie, in der wohlfeilsten Weise, mit einem schwierigen Problem fertig zu werden, die Vorsehung aus dem Himmel ihre Boten zur Erde senden. Als Glück, Stern, Erfolg begleitet diese Vorsehung ihren „Mann" auf allen seinen Wegen, denn wie wäre es sonst zu erklären, daß Luther gelang, was Huß mißlang?

„Was ist so falsch," sagt Napoleon III. in seiner „Geschichte Julius Cäsar's", „als nicht den Vorrang dieser bevorrechtigten Wesen anzuerkennen, die von Zeit zu Zeit wie weithin schimmernde Leuchttürme erscheinen, die Finsternis ihrer Epoche zerstreuend und die Zukunft erleuchtend? Diesen Vorrang leugnen, hieße übrigens die Menschheit beleidigen, indem man sie für fähig hielte, auf die Dauer und mit freiem Willen eine Herrschaft zu ertragen, die nicht auf wirklicher Größe und unzweifelhaftem Nutzen beruhte." Hier wird eine Vermittelung beider Ansichten, der Carlyle's und der Buckle's, versucht. Aber zunächst ist es ein Irrtum, daß die Menschheit die Herrschaft eines Heros „auf die Dauer" ertragen habe. Die drei „bevorrechtigten Wesen", die Napoleon III. uns nennt: Cäsar, Karl der Große, Napoleon, sprechen in dieser Hinsicht wider ihn. Cäsar herrschte keine fünf Jahre

über die Welt, dann lag er eine jammervoll entstellte Leiche zu den Füßen der Säule des Pompejus; Napoleon hat fünfzehn Jahre Frankreich regiert, um als elender Gefangener auf einer einsamen Insel in einem einsamen Weltmeer zu sterben; Karl der Große starb 814, dreißig Jahre später war von seiner Weltmonarchie kein Stein auf dem andern, seine Enkel hatten sie in drei Stücke geschnitten und der Papst, der flehend in das Heerlager des Großvaters kam, verfluchte, weil er seine Gemahlin verstoßen, den Enkel. Vor Allem muß bei der Verehrung der Heroen der Unterschied zwischen denen, welche die Menschen bildeten, und denen, welche sie töteten, festgehalten werden. Der Kultus der Eroberer und Helden ist nach dem Molochsdienst der blutigste. Welch' Geistergefolge von Erschlagenen ruft Rache! über den ersten Napoleon! Wie recht hatte jener schlichte Bretagner, von dem Voltaire erzählt. Ein Altertümler rühmte sich, eine treffliche Medaille zu besitzen, die den Triumphzug Cäsar's darstellte, er zeigte sie seinem Freunde und dieser warf sie in den Fluß. „Könnte ich," rief er aus, „doch Alle so ersäufen, die sich ihrer Gewalt und Geschicklichkeit nur zur Unterdrückung anderer Menschen bedienen!" Ein englischer Kritiker fragt spöttisch ernst: was denn den Genius von dem Betrüger unterscheide? woran die Welt erkennen möchte, daß sie es mit einem Manne der Vorsehung und nicht mit einem Straßenräuber zu thun habe? Diese Unterscheidung macht, nach der Lehre der heroischen Theologen, der Erfolg: siege bei Pharsalus und du bist der große Cäsar, scheitere in deinen Plänen und du bist ein Schuldenmacher und Wüstling wie Catilina. Ein Denker, der so die Weltgeschichte begreift und diesem Gedanken bis zum Äußersten folgt, muß sie geringschätzen und an ihr verzweifeln, wie Schopenhauer es that. Ein Wechsel von Blödsinn und Grausamkeit, ein schauriges Schauspiel der Thor-

heit und der Selbstsucht, von Tyrannen und Schalksnarren aufgeführt! In der großen Maskerade des Lebens spielt Nero den Wagenlenker, Pisistratus den Volksfreund, Brigham Young in der Salzstadt den gottbegeisterten Propheten, der Gefangene von Ham den Sozialisten. Ab die Maske! und dahinter ist nichts, als der nackte, harte, unerbittliche Egoismus.

Die Angst und der Schmerz, die uns bei dem Anblick eines solchen Bildes ergreifen, können nur durch die Erkenntnis des gesetzmäßigen Laufs der Dinge und Erscheinungen gemildert werden. Je hervorragender der Einzelne erscheint, umsomehr ist er das Erzeugnis notwendiger Bedingungen. Karl der Große nimmt in der Sage einen noch breiteren Raum als in der Geschichte ein, seine Heldengestalt ist hier noch größer und mächtiger. Tritt man unbefangen an den Mann heran, so erkennt man überall eine bedeutende, nicht gemeine Persönlichkeit, einen Feldherrn und einen Staatsmann, nach barbarischem Zuschnitt freilich, aber nicht ohne innere Tiefe: mehr zu sagen, ist Vorurteil und Redensart. Das Reich der Franken übernahm Karl wohlgeordnet, in gesicherten Grenzen aus den Händen seiner Väter, Karl Martell's, Pipin's; im Süden des Landes hatte Karl Martell durch seinen Sieg bei Tours die Macht der Araber gebrochen; wenn Karl der Große nach Spanien vorzudringen suchte, folgte er nur den Löwenspuren seines Ahnen. Nicht anders war sein Zug gegen die Longobarden. Pipin hatte ihrem Staate den Todesstoß gegeben, als er den Kirchenstaat gründete: Karl warf nur die längst erschütterten Mauern Pavia's vollends um. Selbst in der schwersten und größten Unternehmung seines Lebens, der Unterwerfung und Bekehrung der heidnischen Sachsen, war ihm vorgearbeitet worden. Bonifazius hatte in der hessischen Landschaft Kirchen und

Klöster gegründet und die heiligen Eichen gefällt, von hier aus wanderten, noch ehe die Heere Karl's sich in Bewegung setzten, Glaubensboten zu den Sachsen und Friesen hinüber. Vor Ausbruch des gewaltigen Kampfes tobte an diesen Grenzen schon ein beständiger kleiner Krieg in Überfällen und Plünderungen. Karl's Thaten vollendeten nur das Werk seiner Vorgänger. In bedeutsamer und ergreifender Weise kamen die politischen Ideen von einem Weltreich, einem in Rom gekrönten Imperator, welche sterbend das Römertum den Barbaren als verhängnisvolles Erbe hinterlassen hatte, in diesem Manne zum Ausdruck. Solche Vereinigung glücklicher Umstände erhob seine groß angelegte Persönlichkeit und gab seinen Herrschereigenschaften Gelegenheit, sich zu entfalten; dies fesselte die Phantasie der folgenden Jahrhunderte mit einem Zauberbande an seine in Märchen und Gedichten in goldener Rüstung, mit der Kaiserkrone auf dem Haupte, riesigen Schrittes dahinwandelnde und in der Tiefe eines Marmorberges endlich verdämmernde Gestalt. Aber er war nicht den Dingen und den Stimmungen der Menschen überlegen. Die Franzosen, Deutschen und Italiener, die er zusammen gezwungen, rissen sich wieder voneinander los, die Barbaren aus Norden, Süden und Osten, Normannen, Araber und Ungarn, verheerten nach wie vor Westeuropa. Und wie äußerlich hatte auch innerlich Karl vergeblich gegen die einbrechende Barbarei gekämpft. Seine Nachfolger verkamen in so trauriger und fragwürdiger Gestalt, wie die letzten Merovinger, die sein Vater Pipin ihrer Kronen und ihrer Locken beraubt hatte. Durch seine Kriegszüge waren viele der kleinen Freigutsbesitzer in Schulden und Dienstbarkeit geraten, und ein mächtiger, reichbegüteter Adel fing an sich neben dem Könige zu bilden, ihn von der Masse des Volkes zu trennen, ihm zu trotzen und nach eigenem Belieben Gesetze vorzu-

schreiben. Der geringe Anflug von Bildung, den Karl an seinem Hofe zu verbreiten gesucht hatte, verschwand wie eine letzte kurze Blüte vor dem Wintersturm der Barbarei. Seine Biographen erzählen uns von der Sammlung der alten Heldengesänge der Germanen, die er veranstaltete: schon in fünfzig Jahren ist jede Spur von ihr verloren. Was half es, daß Karl und seine Bischöfe sich gegen die Verehrung und den Dienst der Bilder erklärten? Damals eiferte der Erzbischof Agobard gegen Alle, welche ein Bild heilig nennen, und pries jene alexandrinische Christengemeinde, die in ihrer Kirche nur das Zeichen des Kreuzes gestattete, wegen der Reinheit und Aufrichtigkeit ihres Glaubens. Diese Bemühungen blieben erfolglos, weil Stimmung und Meinung die Menschen in die entgegengesetzte Richtung drängten. Den Heiden, die eben das Christentum, ohne seine Innerlichkeit zu verstehen, angenommen hatten, war es eine Fortsetzung ihres früheren Glaubens, wenn sie statt der alten Götzenbilder neue, statt heiliger Steine und Bäume Reliquien verehren konnten, und den Priestern, die selbst keine richtigere und edlere Vorstellung von der Gottheit hatten, fiel es leichter, die Anbetung eines wirklichen, sichtbaren Gegenstandes als die eines unsichtbaren Gottes zu lehren und zu befehlen. Dem Aberglauben und den Anfängen des Feudalwesens hatte Karl durch seine Gesetze Einhalt thun wollen; die Klöster, die er gegründet, beförderten den einen, seine Gesetze in ihren Folgen das andere. In einer dunklen Nacht glüht eine Fackel auf, aber ihr Licht ist nicht leuchtend genug, die Dunkelheit ganz zu verjagen, und wird von den Schatten wieder verschlungen: so das Werk Karl's des Großen. Seine Erscheinung verliert durch solche Betrachtungen nicht ihren Zauber, seine Größe erfährt keinen Ertrag: nur seine Stellung im Zusammenhange der Dinge wird richtiger erfaßt, die Bedingungen, unter denen er ward

und wuchs, treten in hellere Beleuchtung; wo seine Mönche Wunder sahen, beobachten wir den regelmäßigen Verlauf von Ursache und Wirkung.

Die Männer der Vorsehung mit dem Stempel der Gottheit auf der Stirn und die wunderbaren Ereignisse sind theologische Vorstellungen, ohne Begründung in der Wirklichkeit. Früher vollzog sich nach dem Glauben der Menschen jede unerwartete Begebenheit, jeder plötzliche Schicksalswechsel durch ein Wunder, durch die Dazwischenkunft himmlischer Mächte. Josua hieß die Sonne stillstehen, die Götter stiegen vom Olymp herab, um die Scharen der Gallier von der Plünderung des delphischen Heiligtums zurückzuschrecken; in grausen Zeichen wurde den Römern Cäsar's Tod vorher verkündigt. Von jenem Kreuz, welches mit der Inschrift: „in hoc signo vinces“ vor der Schlacht an der Milvischen Brücke Constantin sich zeigte, bis zur Eroberung Granada's durch die Spanier, wo die Heiligen in erster Reihe gegen die Mauren stritten, ist die Geschichte des Mittelalters eine ununterbrochene Kette von Wundern. Jeder Komet weissagte Krieg, Hungersnot und Pest, auch die Verständigsten waren geneigt, in jeder selteneren Erscheinung die Einwirkung himmlischer Kräfte, ein unmittelbares Eingreifen Gottes, der Heiligen oder des Teufels zu sehen und die Erklärung durch natürliche Ursachen abzuweisen. Während des sechzehnten Jahrhunderts konnte kein irgend wie berühmter Mann eines plötzlichen Todes sterben, ohne daß sich nicht das Gerücht verbreitet: er sei an Gift gestorben. Allmählig ist diese Anschauung aufgegeben worden, Zufall, Schicksal sind nur noch leere Namen, die wir anwenden, obwohl wir wissen, daß gerade „was uns blindes Ungefähr bedünkt, aus den tiefsten Quellen steigt“. Dennoch haben wir das Wunder noch nicht völlig aus der Geschichte entfernt, und es ist fraglich, ob bei der Neigung

der Menschen zu dem Geheimnisvollen und Rätselhaften diese Anschauung jemals ganz verbannt werden wird. Wie fest gewurzelt die Meinung ist, daß es der schöpferischen Kraft gefalle, ein und ein anderes Mal aus ihrem Dunkel hervorzutreten und ihre Allmacht durch eine besondere Handlung zu offenbaren, zeigt die volkstümliche Auffassung der Katastrophe, die 1812 in Rußland über Napoleon hereinbrach. Der ungewöhnlich harte Winter hatte das gewaltige Heer vernichtet. Gott reckte seine Hand aus und das Heer Sanherib's wurde von Ratten und Mäusen zum Rückzug genötigt; Gott blies und die spanische Armada, die England bedrohte, stob in alle Winde; Gott schüttelte seinen Mantel und in Schnee und Eis verdarb die Heerschar des Korsen. Ein göttliches Strafgericht über menschlichen Hochmut, so sichtbar, so handgreiflich! Erst jetzt gelingt es der Forschung nach und nach die natürlichen Ursachen auch dieses Ereignisses zu enthüllen und es seiner Wunderbarkeit zu entkleiden. Der Zusammenstoß Napoleon's und Alexander's hing kaum von ihrem Willen ab, er war in ihrer gegenseitigen Stellung gegeben; höchstens kann man sagen, daß Napoleon's Ehrgeiz und Leidenschaft den Ausbruch beschleunigte. Auf die Dauer hätte Rußland die Kontinentalsperre nicht ertragen, es ging langsam daran zu Grunde. Ein Bund Englands und Rußlands zerstörte alle Pläne Napoleon's; kein Zweifel, daß Preußen sich dann erhoben, Spanien noch unüberwindlicher geworden wäre. Diesen Gefahren hoffte Napoleon durch seinen Zug zuvorzukommen. „Wen die Gottheit verderben will, dem verwirrt sie den Sinn“: will man die menschliche Natur, das Wesen einer Persönlichkeit als Wunder betrachten, so liegt hier das Wunderbare des russischen Feldzuges. Aus den Mitteilungen des Obersten Charras geht unwiderleglich hervor, daß die Rüstungen Napoleon's trotz ihrer

Großartigkeit in jeder Hinsicht, nach Bewaffnung, Zufuhr, Reserve- und Transportmitteln, für den Zweck eines Marsches nach Petersburg und Moskau ungenügend waren. Sobald die Russen nur unerschüttert in ihrem Plan des beständigen Rückzuges beharrten, war der Krieg schon entschieden. Napoleon hatte sich in der Länge des Weges vom Niemen nach Moskau, in der Natur des Landes, in dem Charakter des Volkes verrechnet. Und auch dies nicht aus einer plötzlichen Verblendung, sondern aus seinen Erfahrungen und seinem Wesen heraus. Er war nach Ägypten gegangen und hatte in einer kurzen Schlacht, im Angesicht der Pyramiden, die Herrschaft der Mameluken zerstört; als Konsul stieg er über die Alpen, siegte bei Marengo und zwang Österreich zum Frieden. Am 14. Oktober 1805 nahm er in Ulm Mack gefangen, am 2. Dezember begrüßte er die Sonne von Austerlitz. Am 8. Oktober 1806 erhielt er die preußische Kriegserklärung, am 14. war er bei Jena, am 21. besetzten die Franzosen Berlin. Er war an Gewaltmärsche, schnelle Siege und kurze Feldzüge gewöhnt. Ganz andere Verhältnisse, aus der Größe seiner Heermassen und der Weite und Öde des feindlichen Landes entspringend, hatte er 1812 zu bewältigen. Am 28. Juni langte er in Wilna an, erst am 14. September zog er in Moskau ein. Die Armee war schon in der Auflösung begriffen, zwei gewaltige Schlachten und die Anstrengungen des Weges hatten mehr als die Hälfte der Pferde getötet. Napoleon's verhängnisvolles Zögern in der Zarenstadt, ihre Verbrennung thaten das Übrige. Diejenigen, welche die ehemals so stolzen Legionen im Ausgang des Oktobers über das noch mit Leichen besäete Schlachtfeld von Borodino aufgelöst, mit ungeheurem Troß beladen, ohne Ordnung, in tief erschütterter kriegerischer Zucht, heimwärts gewandt die Adler, ziehen sahen, ahnten einen schrecklichen Zusammensturz.

Den Franzosen unerwartet, aber durchaus nicht ohne Beispiel in diesen Gegenden, trat schon am 7. November eine strenge, andauernde Kälte, oft von 14 bis 18 Grad ein. In menschenleeren Landschaften, bei der ununterbrochenen Verfolgung durch die russischen Reiterschwärme vermochte die Armee nirgends Halt, Schutz und Ruhe zu gewinnen. Der Winter wütete grausam unter ihnen, wie die Pfeile des Apollo unter den Achäern. So erhielt der russische Feldzug seinen phantastischen, märchenhaften Schrecken. Solche Erscheinungen kehren nicht oft in der Weltgeschichte wieder, aber ihre Seltenheit verbürgt nicht ihre Wunderbarkeit. Ich möchte sie mit einem Nordlicht, mit einem glänzenden Kometen, mit dem Ausbruch des Ätna vergleichen, die auch nicht zu den alltäglichen Schauspielen der Natur gehören, nichtsdestoweniger jedoch gesetzmäßig eintreten, verlaufen und enden.

Welche Bedeutung haben große Männer, einzig dastehende Begebenheiten?

Stuart Mill, im Gegensatz zu Buckle, die Wichtigkeit der Heroen in dem Entwickelungsgange der Menschheit hervorhebend, fragt: ob das Schicksal der Welt nicht ein anderes geworden wäre, wenn bei Chäronea Timoleon statt des Chares die Athener geführt hätte? Er verwechselt das Augenblickliche mit dem Dauernden. Immer hätten die Athener bei Chäronea einen Erfolg erringen können, das Verhältnis des aufstrebenden Macedoniens zu dem absterbenden Hellas hätten sie nicht geändert. Daß Demosthenes keinen tieferen Eindruck auf seine Mitbürger machte, daß im Aufstand gegen die Macedonier nach Alexander's Tode trotz aller heldenmütigen Begeisterung und Aufopferung, die nicht geringer war, als jenes Feuer, das die Kämpfer bei Salamis beseelte, das Geschick wider Athen entschied: war es nicht das unabwendliche Resultat der Entwickelung? Wohl konnte Cromwell die Schlacht bei Dunbar

gewinnen, allein Stuart Mill irrt sich, wenn er glaubt, daß er die Gegensätze der Stuarts und des Parlaments, der Schotten und Engländer, der anglikanischen Kirche und der Puritaner hätte schaffen oder überwinden können. Der große Mann gleicht der seltenen Frucht eines edlen Baumes. Viele Bedingungen müssen zur Hervorbringung beider zusammentreffen. Wie nicht der Boden und der Baum allein, sondern auch Wind, Regen und Sonne mit ihren unberechenbaren Einflüssen die Frucht reifen lassen und zu ihrer Güte beitragen, so wirken fördernd oder lähmend auf den Menschen jene Umstände ein, die wir Glück oder Unglück nennen. Wie viel trägt es aus, steht auf dem Grabdenkmal eines Papstes, in welche Zeit der Mensch fällt! Die mächtigste Rede verklingt, wenn sie nicht in der Stimmung der Anderen umher ein tausendfältiges Echo findet. Die Kartätschen, mit denen Napoleon am 5. Oktober 1795 die Straßen von Paris von den Aufständischen reinfegte, sprengten die französische Revolution in die Luft: am 17. Juli 1791 hatte Lafayette an der Spitze der Nationalgarde ebenfalls mit Schüssen die Volksmenge auseinandergejagt, welche die Absetzung des Königs forderte, aber das rollende Rad der Revolution nicht aufgehalten. Welche verschiedene Wirkung bringen selbst in einem so kurzen Zeitraum dieselben Thaten hervor! Und der Unterschied dieser Wirkung entspringt nicht aus der Überlegenheit des einen Mannes über den andern: Napoleon war ein armer, unbekannter Artillerieoffizier, Lafayette ein vornehmer, hochgestellter Mann. Was hilft der Genius, wenn die Umstände und die allgemeinen Stimmungen ihm nicht günstig sind? Der „bevorrechtigte" Mensch wird dann in der feindlichen oder gleichgültigen Welt zum Schwärmer, Narren oder Märtyrer; er endet in einem Irrenhause oder am Galgen. Wer in der Geschichte nur die Erhebung und den Fall des Einzelnen be-

trachtet, könnte sie wohl in zwei Reihen von Bildern darstellen: links auf ihren curulischen Sesseln und Thronen: Cäsar und Tiberius, Dschingischan und Tamerlan, Philipp II. und Napoleon; rechts den Giftbecher trinkend Sokrates, Jesus Christus am Kreuz, Jeanne d'Arc und Johannes Huß auf dem Scheiterhaufen, Galilei im Kerker! Solche Gegenüberstellung hat etwas Herzzerreißendes und tief Demütigendes für die Menschlichkeit. Erst wenn wir Erfolg und Mißerfolg in den Krisen der Geschichte als notwendig begreifen lernen, erheben wir uns über diese Trostlosigkeit. Zur selben Zeit, wo Savonarola in Florenz Buße predigt und den Ernst, den Feuereifer und die Heiligkeit der Apostel wieder erneut, das erloschene und doch so erhabene Bild der ersten Christengemeinde aus der Vergessenheit herauf beschwört, sitzt zu Rom im Vatikan in schamlosen Lüsten, sein weißes Gewand schmutzig von den Flecken aller sieben Todsünden, Papst Alexander VI. Der Heilige stirbt am Pfahl des Scheiterhaufens unter dem Banne des doppelten Mörders, des dreifach gekrönten Priesters. Savonarola's Ideal widersprach ebensosehr dem Zuge der Zeit, wie dem Nationalcharakter der Italiener. Eine Weile mochte es durch seine Neuheit und Seltsamkeit, in Verbindung mit demokratischen Gedanken, die Florentiner blenden und ergreifen, auf die Dauer rührte es die Herzen und Geister nicht zu einer innerlichen Wiedergeburt. Zugleich schritt die Kirche in ihrer Verweltlichung immer weiter vor, auf Alexander VI. folgte ein Papst Julius II., der mit dem Degen in der Faust durch die Bresche von Mirandola zog. Die Kunst, die Wissenschaft und das Leben suchten in Italien die letzten Fesseln abzustreifen, in denen die Kirche sie noch hielt; die Anschauungen und Götter des Altertums vertrieben auf einen kurzen fröhlichen Tag die christlichen Heiligen aus dem Himmel und aus der Phanta-

sie der Sterblichen. Unter der Hand Michel Angelo's wird der kleine David, der den Riesen Goliath mit der Schleuder getötet, zu der Kolossalstatue eines Achilles, aus Moses ein zürnender Zeus. In den Gärten der Vornehmen wird die Platonische Philosophie gelehrt und die christliche Dogmatik als die tolle Erfindung hirnverbrannter Einsiedler verspottet. Die kirchliche Idee des Mittelalters hat ihren Lauf vollendet: Savonarola wollte einer Mumie den Odem des Lebens einhauchen. Nur auf einem andern Boden als dem italienischen konnte sich diese Neubeseelung vollziehen: Italien hat die Glaubensanschauung des Mittelalters, Deutschland die der neueren Zeit geschaffen.

Vergebliches Bemühen des Menschen, mit den allgemeinen Mächten zu ringen! Den edlen, von der Wahrheit seiner Ansichten überzeugten Mann schreckt die Aussichtslosigkeit dieses Kampfes nicht ab, aber bedeutende, die Menschheit fördernde Erfolge werden nur erzielt, wenn die Zustände und Lebensbedingungen für die That des Genius empfänglich sind. Der Größte wie der Kleinste unter uns steht auf den Schultern seiner Vorgänger; im Zeitalter des Theodorich ist Raphael ein geschickter Mosaikarbeiter, unter den Plantagenet's schreibt Shakspeare in Chester ein Mirakelspiel. Wie der Mensch, erliegt auch das Ereignis diesem Einfluß. Warum hat die Entdeckung Amerika's durch die Normannen die Weltgeschichte nicht umgestaltet, wie die Fahrt des Columbus? Leif Erichsson ist in dem heutigen Staate Rhode-Island gewesen, mehrere Jahrhunderte hindurch haben in Grönland norwegische Kolonien bestanden, ist die Ostküste Nordamerika's von diesen Männern wieder und wieder besucht worden. Noch mehr, von Lissabon aus fuhren kühne, unternehmende Araber weit hinaus in den atlantischen Ozean und fanden nach fünfunddreißigtägiger Reise eine Insel, vielleicht war es

eine der westindischen. Beide Thatsachen verschollen ohne Folgen. Weder war die Schiffahrt ausgebildet genug, um diese Entdeckungen damals nutzbringend zu machen, noch der Sinn der europäischen Menschheit auf eine Wanderung nach Westen gerichtet. Der Strom der normännischen Auswanderung ging nach Süden und Osten; die lange Reise nach Westen bot nur Stürme, Gefahren und geringen Lohn, während das schnelle Drachenschiff den Jarl und seine Gefährten in wenigen Tagen nach den reichen Klöstern und Kirchen Englands, Frankreichs und der Niederlande brachte. Nach der Erfindung des Kompasses verlor der Ozean etwas von seinen Schrecknissen, dem Schiffer wies die wunderbare Nadel wenigstens einen Pfad durch die unermeßliche Wasserwüste. Das Gold, das einst den Vikinger nach Süden, lockte jetzt den Spanier nach Westen. Und wie im Mittelalter der Glaube die Christen zu dem Grabe des Erlösers in unzählbaren Pilgerscharen geführt, so wurde er später einer der mächtigsten Antriebe zur Auswanderung nach Amerika.

Faßt der Geschichtschreiber den Helden als abhängig von den Bedingungen seiner Zeit, als ihren vollendetsten Ausdruck auf, so wird er weder in die maßlose Übertreibung Carlyle's einstimmen, noch den moralischen Maßstab Schlosser's an jede Größe legen. Das moralische Urteil ist seiner Natur nach in vielen Dingen ein wechselndes, von dem Zustand der jeweiligen intellektuellen Bildung abhängig. Was uns unstreitbar dünkt: die Duldung einer fremden Glaubensmeinung, wurde in dem Zeitalter der Reformation von keinem Volke, keiner Partei anerkannt. Jeder nimmt heute als sein Recht in Anspruch, über staatliche Einrichtungen seine Meinung abgeben zu dürfen, im siebzehnten Jahrhundert hätte solch Unterfangen überall in Deutschland Mißbilligung und Strafe gefunden. Wenn Schlosser über die Liebschaften

Katharina's II. die ganze Schale seines mürrischen Zornes ausgießt, stellt er sich in den schärfsten Widerspruch zu der Gesinnung aller ihrer Zeitgenossen. Das sind ägyptische Totengerichte, aber keine Weltgeschichte. Gewiß soll der Historiker nicht den Treubruch, die feige und hinterlistige Grausamkeit der Tyrannen, die dämonische Wut der Menge verherrlichen, aber er hefte nicht jeder vorüberschreitenden Figur ein blaues oder gelbes Sittlichkeitszeugnis an. Die beständigen Anklagen auf Spielwut, Wollust, Schwelgerei und Trunkenheit, Habsucht und Frömmelei, die vielmehr die Natur, als die geschichtliche Entwickelung des Menschen treffen, drohen aus der Geschichte ein Lehrbuch der Moral zu machen: noch dazu einer Moral, die gar nicht die Ursachen dieser Fehler und Laster aufsucht, sondern sie einfach von obenher verurteilt. Zu welchen Wunderlichkeiten diese Betrachtungsweise verleitet, die nur das Moralische einer politischen Handlung und nicht ihre Voraussetzungen erwägt, davon giebt Gervinus ein Beispiel. In seiner Darstellung der französischen Julirevolution von 1830 wird unter dem Bilde Polignac's Graf Bismarck geschildert: der Konflikt Karl's X. und der Kammer wird zum Konflikt Wilhelm's I. und des preußischen Abgeordnetenhauses und aus dem Untergang Polignac's wird auch Bismarck das Verderben geweissagt. Die moralische Geschichtschreibung artet leicht in die Satire und das Pamphlet aus. Wie nahe stehen sich Tacitus und Juvenal, wie so ganz ist Procopius von Cäsarea in seiner geheimen Geschichte Justinian's und der Theodora zum Pamphletisten geworden. Zu zeigen, daß solche Zustände, Vorstellungen und Anschauungen solche Menschen erzeugen, daß aus dem Schoß des Papsttums in seinen Wandlungen Gregor VII. und Leo X., aus der Revolution Robespierre und Napoleon hervorgehen mußten: das, aber nicht fortwährend

die Schuldigen zu steinigen, ist die Aufgabe des Historikers. Wir alle sündigen, und es ist natürlich, daß in der Geschichte die heftigeren Leidenschaften eine größere Rolle spielen, als die stilleren Tugenden, zu deren Übung sich besser das Haus als der Markt schickt. Welche Thorheit nun, von dem handelnden Menschen die Ruhe und Weisheit des betrachtenden zu verlangen! In der Mitte seiner Schüler bleibt Sokrates frei von dem Kampf der Pflichten, der an Timoleon herantritt, wenn er sich zwischen der Liebe zum Bruder und der Freiheit der Vaterstadt entscheiden soll.

Zuletzt erwäge man noch dies! Die großen Männer sind dünn gesäet; eine falsche Auffassung des Zweckes und des Wesens der Geschichte hat uns mit einem Register von Königen, Feldherren und Staatsmännern, von Päpsten, Bischöfen und Mönchen beschenkt, die nun alle als „hervorragende Menschen“ auf Kothurnen in den Büchern und in dem Gedächtnis der Geschichtsprofessoren und ihrer Schüler umherwandeln. Die besten unter ihnen stehen in ihrem Handwerk so hoch, wie ein geschickter Töpfer in dem seinen. Hunderte von Schlachten, die in den Historien erzählt werden, haben für die Nachwelt einen geringeren Wert als die Scherben einer etruskischen Vase. Mehr als die Hälfte sämtlicher Staatsaktionen seit den Tagen des Sesostris hat dieselbe Bedeutung wie die Thathandlungen Don Quijote's und Sancho Pansa's. Tausend Friedensverträge sind gut, Pfefferdüten daraus zu drehen. Auf diesem Standpunkt gewinnt der Betrachter auch einen andern Gradmesser der moralischen Wertschätzung für die einzelne Persönlichkeit, als ihn Schlosser hatte. Er wundert sich nicht, daß Messalina lüstern und Richard Löwenherz jähzornig ist: Geschöpfe, von denen wir nie erfahren hätten, wenn sie nicht durch Ursachen, die wir nicht enthüllen können, auf eine höhere Bühne als die gemeine des Alltags-

lebens gestellt worden wären. Man mag das Unheil, das sie auf eine kurze Spanne Zeit anrichten durften, bedauern, allein im Zusammenhang der menschheitlichen Entwickelung ist es bedeutungslos, wie es den Frieden einer Stadt nicht stört, wenn in diesem Hause ein tyrannischer Mann und in jenem ein buhlerisches Weib wohnt. Wie oft vereinigen sich denn alle Bedingungen harmonisch, um das Wesen und Geschick Alexander's und Raphael's, Luther's und Washington's zu formen? Haut das Dornengestrüpp in der Geschichte ab und die Eichen werden um so majestätischer hervortreten! Dem Genius, der zur rechten Stunde erscheint, fügt sich Alles. Tief erschüttert ist das Perserreich, die Hellenen, ihrer inneren Zwistigkeiten müde, sehnen sich nach einer großen, gemeinsamen Unternehmung, ihre Kunst und Philosophie, die sich nicht mehr in die Höhe entwickeln kann, weil der spezifisch hellenische Geist erschöpft ist, trachtet nach Ausdehnung und Verbreitung und sucht neue Stoffe: der Mann dieser Stimmungen war der macedonische Held. Welche persönliche Beweggründe, Ruhmsucht, Abenteuerlust, Tollkühnheit ihn zu seinem Zuge entflammen mochten: sie fallen neben den allgemeinen nicht in's Gewicht. Die Opfer, die seine Kriege heischten, starben nicht dem eitlen Wahn eines Eroberers: eine bis dahin unvergleichliche Verbindung und Vermischung der Völker ward dadurch erreicht. Nicht ohne Schuld und Fehle trug Alexander die Last seines ungeheuren Glücks; wie viel er aber sündigte, wie Vielen er in seiner Trunkenheit Verderben und Tod brachte, ganz wurde er seiner Aufgabe nicht ungetreu. Er legte in zehn Jahren die Grundlagen einer neuen Weltkultur und während er den Osten zu frischem Leben weckte, öffnete er dem Geiste der Hellenen eine unendliche Zukunft. Das Persönliche seiner That ward schnell getilgt, in einer düstern Tragödie starben seine Mutter, seine

Gattin, sein Sohn, nicht der kleinste Teil des gewaltigen Purpurmantels blieb ihnen, um sterbend das Haupt darauf zu legen. Räuberische Hände hatten ihn schmählich in hundert Fetzen zerrissen: was unzerreißbar war, die vom Hellespont bis zum Indus und den Wasserfällen des Nil's ausgestreuten Samenkörner griechischer Anschauungen, griechischen Wissens keimten fröhlich auf.

Die Bewegung der deutschen Reformation begann auf theologischem Gebiete: gerade dem Gemüt der germanischen Völker mußte die vollkommene Verweltlichung der Kirche, der leere und öde Formeldienst, zu dem sie herabgesunken war, als die häßlichste Caricatur des Heiligen erscheinen. Schon einmal, in der Völkerwanderung, hatten diese Stämme, indem sie die Christuslehre annahmen, sie durch ihre Innigkeit vor der Verflachung in griechische Spitzfindigkeit gerettet; jetzt brachten sie der Christenheit, was ihr längst verloren war, die Tiefe des Glaubens und das Wort Gottes wieder. In Italien hatte das Volk kein solches Bedürfnis, darum vermochte Savonarola's Predigt nur vorübergehend mehr einen Eindruck der Neugierde und des Wunderlichen, als eine wahre Umkehr des Herzens hervorzurufen. Luther, Zwingli, John Knox waren dagegen nur die Stimmen der Deutschen, Schweizer und Schotten: Männer Gottes und des Volkes zugleich. Aber man würde sich sehr weit von der Wirklichkeit verirren, wenn man dem Genius dieser Streiter des Evangeliums das Gelingen ihres Werkes zuschriebe. Zwei Dinge, die außerhalb des theologischen Kreises wie der volkstümlichen Stimmungen lagen, haben der Reformation Sieg und Bestand gesichert; die Erfindung der Buchdruckerkunst und die politische Furcht Europa's vor einer habsburgischen Universalmonarchie. Ohne Guttenberg's Erfindung wäre eine Erregung der Geister, eine Ausbreitung der gereinigten Lehre, ein Gedankenaustausch, wie er damals stattfand, nicht mög-

lich gewesen, statt sich zu einer allumfassenden, der ganzen Christenheit zugänglichen Idee zu erheben, wäre die Reformation eine an gewisse Landschaften und Volksstämme gebundene Ketzerei geblieben, wie im Mittelalter die Ketzerei der Waldenser in Südfrankreich, Arnold's von Brescia in Rom, der Hussiten in Böhmen. Die Buchdruckerkunst wurde für Luther's Anschauungen das Mittel zum Kampf und zur Besiegung des Fürsten dieser Welt. Wie sehr Karl's V Stellung zwischen Franz I. und Soliman seine Kraft und Aufmerksamkeit von der Bewegung ablenkte, ihn in manchen Augenblicken sogar von den protestantischen Fürsten und seinen lutherischen Landsknechten abhängig machte, ist von Ranke in bewunderungswürdiger Weise entwickelt worden. In England mußte sich, von ihrer eigenen religiösen Überzeugung ganz abgesehen, Elisabeth der Reformation anschließen, um sich gegen die Ränke der katholischen Maria Stuart und Philipp's II. eine starke Schutzwehr zu sichern; die Niederländer und die Hugenotten unterstützend, wahrte sie nur ihr Vaterland und ihr Haupt.

Die Welt ist götterlos und kein Tummelplatz himmlischer oder höllischer Heerscharen. Diesen unendlichen Organismus regelt ohne Zufall und ohne Wunder das Gesetz. Auch das Kommen und Schwinden großer Männer wird nicht durch ein besonderes Eingreifen der Vorsehung bestimmt. Dem Erdbeben, das Lissabon zerstörte, und der Erscheinung Goethe's liegen natürliche Ursachen zu Grunde. Je weiter wir in die Tiefen der Geschichte, in das Entstehen, Wachsen und Welken der Meinungen, in die Gesetze der Kulturbewegung eindringen, je freier wir über den einzelnen Fall hinweg das Ganze betrachten, umsomehr wird sich uns das Rätsel der großen Männer aufhellen. Nicht ganz, denn jedes Dasein hat einen Punkt, seine Wurzel, die sich in undurchdringliche Schatten

hüllt. Was ist Leben? Was ist der Tod? Wir erkennen einige Ursachen, Formen und Folgen dieser Erscheinungen, ihr Wesen an sich fassen wir denkend nicht. So muß sich auch unsere Vernunft vor der Gottheit wie der Unsterblichkeit bescheiden, denkend vermögen wir weder ihr Sein noch ihr Nichtsein zu beweisen. Solch' Geheimnis umgiebt auch die Männer der Vorsehung. Wie aber der Seefahrer unerschrocken, soweit menschliche Kräfte ausreichen, zum Pol vordringt, so soll der Geschichtsschreiber, jeder theologischen Anschauung entsagend, den Genius bis zu jenem dunklen Punkt auf die Natur und die allgemeine Stimmung seines Zeitalters zurückführen, zeigen, daß auch der Erhabenste unter uns kein Baum für sich, sondern nur eine Blüte an dem gemeinsamen Lebensbaum der Menschheit ist.

III.

Wie die Natur stufenmäßig aus den niedrigsten Daseinsformen höhere entwickelt und jede aufsteigende mit mehr Empfindung und Denkkraft begabt, so daß die Gehirnmasse eines australischen Wilden etwa nur drei Vierteile der Gehirnmasse eines gebildeten Europäers beträgt, so geht auch die Menschheit als Ganzes betrachtet in der Geschichte eine Stufenleiter empor. Die Gattung ist nicht gebunden an Leben und Tod des einzelnen Individuums, die Geschichte nicht an den Auf- und Niedergang eines Cäsar's, eines einzelnen Volkes. In dem einen wie dem andern Falle vergeht nur eine flüchtige, endliche Erscheinungsform, das wahre Wesen bleibt übrig. Völker tauchen auf und sinken unter; sie durchlaufen, wenn sie vom Boden, auf dem, vom Himmel, unter dem sie leben, begünstigt werden, wie der einzelne Mensch, die Jahre der Kindheit, der Jugend, des männlichen Alters und des Greisentums. Sie betrachten erst mit blödem, dann mit neugierig

forschendem Auge die Welt um sich her, sie bilden Ideale der Gottheit, der Schönheit, des Staates und suchen sie zu verwirklichen, wie der Jüngling die seinigen; ernüchtert von ihren Träumen, kehren sie aus dem Olymp auf die Erde zurück und ringen, in ihrem Zeitalter der Vernunft, wie der Mann, um irdische Ziele; von Anstrengungen erschöpft, verfallen sie dem allgemeinen Gesetz des Todes. Auf der Höhe seiner Macht und seines Glaubens hält sich jedes Volk für ewig und für jedes kommt der Tag der Vernichtung, der Tag, wo die Burg des Priamus in Flammen aufgeht und die vergängliche Form zerstiebt. Zu dem Bau der allgemeinen, fortschreitenden Zivilisation legt jedes Volk sein Samenkorn, darin lebt unzerstörbar seine Wesenheit fort. Je mächtiger und umfassender dies Wesen war, um so sicherer ist die Unendlichkeit seiner Wirkung. Eine Welt von Schutt und Staub, eine Barbarei ohnegleichen, welche Europa von dem Beginn der Völkerwanderung bis zu den Kreuzzügen bedeckte, hat das Samenkorn des hellenischen Volkes nicht zu ersticken vermocht. Seine Städte und Tempel waren zerstört, der hellenische Stamm selbst bis auf wenige Reste von den Slawen niedergetreten und in der fremden Nationalität aufgegangen, die Sprache barbarisch verstümmelt. Alles, was zu vernichten war, hatten Zeit und Barbarei vernichtet, aber das Hellenentum spottete beider. Homer's Lieder werden jetzt an Meergestaden gelesen, von denen kein Grieche eine Ahnung hatte. Obgleich wir kein Stück Elfenbein oder Marmor mehr besitzen, das die Hand des Phidias berührt, übt die Idee, die wir mit seinem Namen verbinden, wahrscheinlich jetzt auf viel größere Kreise der Menschen ihren segensreichen und begeisternden Zauber aus, als der Anblick seiner Statuen im alten Hellas. Wir können uns keine Zeit mehr denken, in der die Helden Plutarch's keine Nacheiferung und die drei Sieges-

schwestern, Marathon, Salamis, Platää, kein nachjubelndes Echo erweckten. Was von dem Griechentum im vollsten, gilt im schwächeren Maße von dem Wesen des ägyptischen Volkes. An der Schwelle der Entwickelung stehend, hat der ägyptische Genius einen bestimmten Einfluß auf die Griechen geübt. Hier war für Pythagoras wie für Plato und Herodot das alte erste Wunderland menschlicher Kultur in religiöser und politischer Bildung. Die ägyptischen Vorstellungen beherrscht der Tod; die Pyramiden, die Felsengräber, die Rituale der Totenbestattung machen denn auch auf den hellenischen Wanderer den tiefsten Eindruck, während die Lehren der Priester über das Verhältnis von Seele und Leib die Philosophen fesseln und nachdenklich stimmen. Die ersten griechischen Bauten und Bildwerke hatten ägyptische Muster. Am Ufer des Nil durchdrang sich später in dem Zeitalter der Ptolemäer griechisches und morgenländisches Wesen am innigsten, erlangte in der Schule von Alexandria die hellenistische Kultur ihre reichste Blüte. Isis und Pallas Athene, Zeus und Osiris verschmolzen miteinander. Durch alle folgenden Jahrhunderte hat das Geheimnisvolle und Düstere dieses Volkscharakters seine eigentümlichen Schatten geworfen. Wie die ersten riesigen Tempel mit Sphinxen, Obelisken und Pylonen hat die thebaische Wüste auch die ersten Einsiedlerzellen und Klöster gesehen. Der Eindruck der Landschaft äußert sich in gleicher Weise auf den Prjester des Anubis wie auf den Jünger Christi: der Tod, das Jenseits ist Beiden wichtiger als das Leben. Die Vorstellung der Hölle, welche Jahrhunderte lang die Christenheit erzittern ließ, ist ursprünglich eine ägyptische. Phantastische Gesichte schweben aus dem aufwirbelnden Wüstensande für den heidnischen Priester wie für den christlichen herauf, sie verwirrend und betäubend. Und das Rätsel der ägyptischen Sphinx sinkt nicht in die Ver-

gessenheit: kaum ist die Nacht des Mittelalters gewichen, als auch schon die Menschheit wieder wie in den Tagen des Augustus fragend an die Steine der Pyramiden klopft.

Nicht alle Völker durchwandeln die Stufenalter, manche wie die Chinesen bleiben, wenigstens so lange die Geschichte sie bisher beobachtet hat, auf derselben Stufe, ohne sich hinauf oder hinab zu bewegen. Ein vollkommener Stillstand ist nicht anzunehmen, nur sind die Wandlungen darin für den fernen Beobachter unmerklich. Wenigstens eine Ursache dieser Unbeweglichkeit ist, was China und Japan betrifft, in der Abgeschlossenheit dieser Völker von jeder fremden, höheren oder der ihrigen nur ebenbürtigen Kultur zu suchen. Die Tatarenstämme, welche das Reich der Mitte plünderten und unterwarfen, waren zu roh und zu wenig zahlreich, um diese festbegründeten Lebensformen umzubilden und der geschlossenen Masse der chinesischen Bevölkerung ein neues Blut einzuflößen. Weder den physischen Ausdruck der Chinesen noch ihren Intellekt haben diese Eroberungen auch nur in leisen Schattierungen umgestaltet. Die holländischen Kaufleute, die in einem kleinen japanischen Hafenort landen durften und dort auf das Strengste bewacht und von jeder näheren Berührung mit den Bewohnern ferngehalten wurden, die jesuitischen Missionäre, die in China und Japan verweilten, hatten noch weniger Gelegenheit und Macht, als die siegreichen Tatarenchan's, in das Räderwerk dieser Staatsmaschine einzugreifen und die herrschenden Vorstellungen durch andere zu ersetzen. Dennoch hat das Christentum eine der stärksten Bewegungen in der japanischen Geschichte hervorgerufen, und der jetzt unabwendlich gewordene Verfall des Mandarinentums beginnt mit der Predigt des Jesuiten Matteo Ricci 1583 unter den Chinesen. Grausame Verfolgungen, strenge Gesetze, heftige Kriege haben das einmal geknüpfte Band zwischen Europa und Ostasien nicht wieder

zerreißen können; die so lange aufrecht gehaltenen Schranken sind gefallen, und die erstaunliche Unbeweglichkeit von dreihundert Millionen Menschen ist durch einen äußeren Anstoß, der stärker und nachhaltiger war als die ursprüngliche Trägheit und Schwerfälligkeit dieser Masse, in einen unaufhaltsamen Fluß geraten. Ich bemerkte schon oben: die Pflanze wächst nicht allein von innen heraus, durch die Güte des Bodens und des Samenkorns, sie bedarf der Luft und des Sonnenscheins, der Pflege durch Menschenhand, um zur höchsten Reife und Veredelung zu gelangen. Dasselbe Gesetz tritt in der Entwickelung der Völker hervor, sie brauchen die Berührung, die Verbindung mit andern. Je nachdem dieser Verkehr stark oder schwach ist, früh oder spät, in der Blüte oder im Verfall der Staaten beginnt und sich ausdehnt, ist seine Wirkung verschieden. Tiefgehende Umgestaltungen aber sind nur durch solche Berührungen möglich. Bleibt ein Volk auf sich allein angewiesen, so verharrt es entweder auf der Bildungsstufe, die sein Genius erreichen konnte, oder stirbt wie die Araber vor der Zeit ab.

Mit größerem Glanze, höherer Thatkraft und schwungvollerer Phantasie ist kein Volk jemals auf der Bühne der Welt erschienen, als das arabische. Aus seinen Wüsten aufbrechend eben erst notdürftig aus vielen Stämmen und Glaubenssekten zu einer Einheit verbunden, erobert es in drei Jahrhunderten, 600 — 900, Persien, Syrien, Ägypten, Nordafrika, Spanien und Sizilien, fast zu gleicher Zeit schlägt es an die Thore von Konstantinopel, Rom und Toulouse. Seine Rosse trinken die Flut des atlantischen, wie des indischen Ozeans. Von seinen Schiffen ist das Mittelmeer bedeckt. Wie mit der Zauberrute seiner Märchen schlägt es auf die Erde, und es springen Städte hervor, Bagdad, Cordova, Moscheen und Schlösser prächtig, kunstvoll, volkreich, wie sie die Christenheit nicht be-

saß. Die Zelte des Amru verwandeln sich in die bunte, strahlende Stadt Kairo. In der Nacht erhellen farbige Lampen die Gassen Sevilla's, liedersingend ziehen die Arbeiter aus den großen Webereien nach ihren Hütten an dem Ufer des Flusses. Wo am Hofe eines barbarischen Fürsten ein schöner Teppich, eine kunstvolle Wasseruhr, ein kostbares Gewebe den Gästen als seltenes Prachtstück gezeigt wird, ist es arabische Arbeit, die man bewundert. Harun al Raschid sendet Karl dem Großen Geschenke künstlicher, wunderbarer Art. Von Stadt zu Stadt ziehen arabische Sänger umher, das Lob Gottes und des Propheten, den Ruhm edler Fürsten und die Schönheit der Geliebten verkündigend. In einem Strom von Wohllaut fließt die Sprache dahin. Hochschulen der Wissenschaft entstehen in Spanien, zu denen die lernbegierigsten Jünglinge aus den Ländern der Christen eilen: sogar ein Papst ist unter ihnen, Sylvester II., der dann auch im Geruch der Zauberei gestorben. Die mechanischen Künste, in deren Übung die Araber groß waren, dünkten den christlichen Barbaren Magie und Teufelstrug. Mit ihnen aber, mit ihren Wasserwerken und Kanälen schufen die Kinder der Wüste, die „Söhne der Hagar", die Landschaften von Andalusien, Valencia, die Ufer des Euphrat und des Nil zu blühenden Gärten um. Markthallen, geräumige Karavanserai's empfingen die Handelsleute in allen größeren Städten. Die Wanderlust war den Arabern angeboren, weite Reisen unternahmen sie bald einzeln, bald in größeren Gesellschaften, das Gebot des Koran, das jedem Gläubigen eine Pilgerfahrt nach Mekka vorschreibt, bestärkte noch diesen Trieb: so wurden sie die ersten Geographen des Mittelalters. Durch arabische Schulen, durch Averroes und Avicenna, wurde den Scholastikern die Philosophie des Aristoteles vermittelt. Wenn nicht ihre erste, so erhielt die Poesie des Troubadours eine starke

Anregung von den arabischen Sängern. Ununterbrochen war der Verkehr der Provence, Aragoniens und Valencia's. In der Burg Kaiser Friedrich's II. zu Palermo tanzten sarazenische Tänzerinnen und trugen wandernde arabische Dichter ihre Verse zu seinem Preise vor. Die medizinische Schule zu Salerno verdankt den Untersuchungen arabischer Ärzte ihren Ruf. „Die wunderbare Fertigkeit der spanischen Mauren in der Architektur, der einzigen Kunstform, die ihnen zugänglich war," sagt Hartpole Lecky, „die Verzierung des Alkazar in Sevilla und der Alhambra in Granada, wo, mit sorgfältiger Ausschließung von Darstellungen des Tierlebens, Pflanzen, Blumen, Koransprüche und geometrische Figuren und Arabesken von vorzüglichster Schönheit miteinander verwebt sind, scheint bei den Arabern den Besitz ästhetischer Anlagen zu bekunden, die niemals übertroffen worden sind." Wer den Zustand der mohamedanischen Welt mit dem der christlichen im Anfang des Mittelalters vergleicht, kann ihn nicht hell genug schildern. Bei den Arabern ein rascher, glänzender Fortgang im Krieg wie im Frieden, ein ausgebildeter Sinn für die Künste und die mannigfaltigsten Gewerbe, ein feiner Kopf und eine geschickte Hand; mit der großartigsten Bewegung nach Außen vereinigt sich der Drang nach einer Vertiefung in das Innere der Natur, den schnellen Eroberungen entsprechen die schnell sich erhebenden und anwachsenden Städte, ein bewunderungswürdiger Reichtum des Lebens entfaltet sich überall: bei den Christen dagegen Rohheit, Aberglauben, Finsternis; Krieg und Jagd noch immer die einzigen Beschäftigungen des freien Mannes, die Städte im kümmerlichen Werden, die Gewerbe in den ersten Anfängen, die Naturwissenschaft als Zauberei gebrandmarkt, in den Klöstern hier und dort, bei einigen Frauen ein verlorener Tropfen der Bildung. Es ist eins der merkwürdigsten Phänomene der Weltgeschichte, daß

dies Bild im Verlauf der Zeit sich geradezu umkehrte und die Araber am Ende des Mittelalters auf der Stufe standen, welche die Christen während des neunten Jahrhunderts innehatten, daß die christliche Kultur kurz vor der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, nach ihrem allgemeinen Wert gemessen, etwa der arabischen unter den Ommijah's in Spanien gleichkam.

Plötzlich schießt die Wassergarbe im Springbrunnen empor, plötzlich, wenn der Druck nachläßt, sinkt sie zurück: so der Aufschwung der Araber. Eine gewaltige Triebkraft hatte eine üppige Blüte erzeugt; sie zu erhalten, versagte der Boden. In dem Charakter der Araber, in dem Wesen ihres Staates, ihrer Religion, ihrer Gewohnheiten und Sitten liegen ohne Zweifel die wichtigsten inneren Ursachen des raschen Verfalls ihrer Herrlichkeit: von denen aber, die von außen an sie herantraten und ihr Schicksal mit bestimmten, war ihre Vereinzelung die entscheidendste. Als die Araber unter Tarik und Musa von der afrikanischen Küste nach Spanien über das Mittelmeer fuhren, in einer einzigen Schlacht, von Verrätern unterstützt, das morsche Reich der trägen Westgoten zertrümmerten und das ganze Land, so rasch ihre Rosse laufen konnten, bis zu den Pyrenäen unterjochten, waren sie nicht mehr das rohe Volk der Wüste. Gerade hundert Jahre waren seit der ersten Predigt des Propheten bis zu dieser Eroberung Spaniens vergangen. Die alte Kultur des persischen Reiches, die bei der Unbeweglichkeit des morgenländischen Lebens ihre Wurzeln bis in die Urzeit der Arier hinausstreckt, die griechisch-römische Bildung Syriens und Ägyptens waren die Beute der Beduinen geworden. Etwas wie eine Vermählung des arabischen und hellenischen Genius fand statt. Mit ihrer Jugendlichkeit, ihrer feurigen Phantasie, ihrem leicht auffassenden Geiste beseelten die Araber die

schwerfällige Masse des vorhandenen Bildungsstoffes. Auch in Spanien trafen sie auf die verschiedenartigsten Kulturelemente: auf Türme und Städte, auf Wasserleitungen und Heerstraßen, welche die Römer angelegt. Alle diese Anregungen und Stoffe haben sie sinnreich zu benutzen und den neuen Schöpfungen den eigentümlichen, nach manchen Seiten hin bewunderungswürdigen Ausdruck ihrer Eigenart zu geben gewußt. Endlich aber war der Boden ausgesogen und die Mittel fehlten, ihn wieder zu befruchten. Die turkomannischen Scharen, die, aus den Steppen am kaspischen Meer und am Aralsee aufbrechend, das Khalifat im Osten bedrängten, die Urbevölkerung der afrikanischen Nordküste, die sich wieder erhob und den reinen arabischen Stamm aus der herrschenden Stellung stieß, brachten der mohamedanischen Kultur keine Bereicherung, sondern trugen nur zu ihrer Verwilderung und Entartung bei. Große Schichten der arabischen Stämme waren dieser ganzen Entwickelung fern und fremd geblieben, noch immer dieselben kühnen Reiter und Räuber, wie ihre Ahnen, ein begabtes Geschlecht, aber ohne jede Berührung mit jener in einigen Schulen und an den Höfen der Fürsten gepflegten, wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung. Wie bei den modernen Russen, war auch bei den Arabern die Kultur über die oberen Schichten nicht hinaus in die Tiefe gedrungen. Auf der anderen Seite trennte sich das Christentum immer schroffer vom Islam, es verdammte jeden Verkehr zwischen Christen und Mohamedanern und gestattete keine, auch noch so beschränkte Duldung des fremden Glaubens. Anfänglich hatte ein Ideenaustausch zwischen Arabern und Europäern in lebendigster Weise die Anschauungen des Nordens und des Südens vermittelt; damals waren die Araber die Gebenden, die Europäer die Empfangenden gewesen; als jedoch das Christentum mächtiger wurde, seine Staats- und

Lebensformen voller entwickelte, blieb es den Arabern den Dank schuldig. Es hatte von ihnen gelernt, aber in seiner starren Ausschließlichkeit wollte es sie nicht belehren. Von der Annahme seines Bekenntnisses machte es diesen Unterricht, jede gegenseitige Annäherung abhängig. War es nicht eine Schmach für die Christenheit, daß der Islam überhaupt eine Stätte in Europa und am Grabe des Erlösers hatte? Das bloße Dasein der Mohamedaner in diesen Ländern schien mit dem Christentum unvereinbar. Daher kein Friede, kein Verkehr, keine Verbindung, sondern ein Kampf auf Leben und Tod. Nun ist es sehr merkwürdig zu beobachten, wie überall, wo die Umstände sich stärker als die Ansichten erwiesen und zwischen Christen und Mohamedanern eine Berührung herbeiführten, der arabische Geist einen neuen Aufschwung erhält. Was wir von ihnen in den Kreuzzügen lernten, welche Sitten und Gewohnheiten, hier Märchen und Gedichte, dort Gerätschaften und Gewänder Ritter und Pilger aus dem Orient in die Burgen und Städte des Westens mit den Muscheln vom griechischen Meer und den Rosen von Jericho heimbrachten, mit welch' hellen, dem Süden entlehnten Farben sich die Düsterkeit des Nordens zu schmücken begann, ist längst ein Lieblingsgegenstand der historischen Betrachtung geworden. Eine ähnliche Wandlung tritt indes, was man nur zu oft übersehen, auch bei den Mohamedanern ein. Die glänzendste Gestalt, die der Islam und das Arabertum nach seinem Stifter besitzt, Saladin, ist ein Erzeugnis der Kreuzzüge. Und so wenig ist dies ein Zufall, daß die Geschichte der spanischen Araber dasselbe Ergebnis bietet. Nach dem Jahre 1100 verdorrt in diesem Lande die arabische Kultur; um die Angriffe der Christen abzuwehren, rufen die Bedrängten fort und fort Schwärme von rohen Libyern und Marokkanern über die Meerenge, das Volk verschlechtert sich durch diese neuen An-

kömmlinge, rasch entarten Kunst und Gewerbe. Da, als die Araber auf Andalusien, auf Granada und Malaga beschränkt worden sind, die Christen, ihrer Überlegenheit sicher, ihnen näher treten, gewinnt das Arabertum noch eine kurze Nachblüte. Aus dieser Zeit stammt das rote Schloß der Alhambra mit seinem Löwenhofe; in Geschichten und Sagen, die mit unvergänglichem Zauber ausgestattet noch heute die Phantasie entzücken und die feinsten Empfindungen der Seele berühren, zeigt sich uns ein Bild von Schönheit, Ritterlichkeit, hochherzigen Gefühlen, von Reichtum und künstlerischem Lebensgenuß, wie es die italienische Renaissance damals nicht herrlicher und vollkommener darstellt.

So groß ist der erziehende und fördernde Einfluß, den ein Kulturvolk auf das andere übt. Wo dieser Einfluß fehlt, erreicht die Entwickelung auch bei den begabtesten Stämmen, so bei den Indern und Persern, nur einen mittleren Grad. Die Perser des achtzehnten Jahrhunderts, ehe europäische Formen, Erfindungen, Anschauungen sich den Zugang zu ihnen bahnten, standen kaum auf einer höheren Stufe als die Iranier des Darius. Dieser Einfluß der höheren Bildung, so wohlthätig an einer Stelle, wirkt an einer andern tötlich. Nicht nur eine gewisse geistige Kraft, auch eine physische Masse des Volkes scheint notwendig zu sein, um die Wirkungen der Kultur und den Umbildungsprozeß zu ertragen, den sie hervorruft. Vor dem Atem des europäischen Wesens sind die Indianer der westindischen Inseln, die Rothäute Nordamerika's hingeschwunden, schwinden jetzt die Bewohner Australiens dahin. Mehr noch als dem Schwert des Belisar erlagen die Vandalen in Nordafrika dem ungewohnten Klima und der noch ungewohnteren römischen Zivilisation, in die sie hier als Herren eintraten. Im Kampfe um das Dasein enden, wie der Einzelne, auch ganze Völker unglücklich.

Ein Volk wirkt auf das andere, eine Periode auf die andere. Der Zusammenhang mancher Erscheinungen kann sich unseren forschenden Blicken entziehen, aber er fehlt darum nicht. Nirgends bricht die festgeschlossene Kette des Universums in der menschheitlichen Entwickelung ab. Immer größer und umfassender werden ihre Ringe. Lange hat man das Mittelalter im Vergleich zu dem Altertum, das ihm voranging, und dem Reformationszeitalter, das ihm folgte, für eine solche Unterbrechung gehalten, für einen Abgrund, der zwei Berggipfel scheidet: ein Irrtum, den der Gesichtsausdruck des Mittelalters verschuldet. In Wahrheit erweitert auch das Mittelalter äußerlich wie innerlich die Welt. Keine der Landschaften, in denen die Geschichte des Altertums spielte, wird im Mittelalter ganz von geschichtsloser Nacht bedeckt. Völker und Gegenden, von denen Griechen und Römer nur eine dunkle, fabelumhüllte Vorstellung hatten, treten dagegen in den Kreis des geschichtlichen Lebens ein. In Arabien steht Mohamed auf, zu wiederholten Malen sendet die schweigende Gobiwüste ihre Weltenstürmer aus. Fromme, glaubenseifrige Franziskanermönche wandern durch die asiatischen Steppen, ein unternehmender, waghalsiger Venetianer Marko Polo zieht in China von Stadt zu Stadt. Am Ufer der Elbe hatte die Priesterin aus germanischem Geschlecht dem Eroberer Drusus ihr schreckliches Halt! zugerufen, und Nebel, Wasser und Eis verschlossen auch dem kühnsten Römer die ultima Thule. Jetzt werden die Länder im Norden und Osten der Elbe, die Bernsteinküste Preußens, die weite Tiefebene der Sarmaten dem Ackerbau und der Kultur gewonnen. Auf größerem Raum bewegen sich freier, in tieferen und reicheren Beziehungen zu einander größere Massen. Wo Wälder starrten, Sümpfe Fieber ausdampften, fangen Dörfer und Städte sich zu erheben an. Menschenwürdiger wird das Dasein.

Im Innern seiner Staaten hatte das Altertum nur streng geschiedene Kasten, Freie und Sklaven, gekannt, nach außen hin galten jedem Volke die andern als Barbaren. Es ist der Triumph des Christentums und des Mittelalters, auf einem großen Teil der Erde diese Scheidungen für immer zerstört zu haben. Die Leibeigenschaft hob die persönliche Sklaverei auf, in der Kirche waren Alle gleich. Wie aristokratisch sich auch nach der Spitze zu die Pyramide der Hierarchie gipfelte, ihre Grundlage war die breiteste Demokratie. Nicht Athen, nicht Rom hätten dieses Übergewicht gerade der Ärmsten in den höchsten Ämtern geduldet. Aus Schweinehirten sind Päpste geworden. Die Kinder des verachteten Leibeigenen führten den Bischofsstab, herrschten als Äbte in den Klöstern über die Söhne des stolzesten Adels und demütigten Fürsten und Könige zu ihren Füßen. In Ägypten und Indien hatte sich die Priesterschaft von dem übrigen Volke als ein besonders heiliger, den Göttern näherstehender Teil des Menschengeschlechts abgeschlossen: die christliche erneute sich beständig aus dem ganzen Volke. Sie kannte weder den Unterschied der Adeligen und der Leibeigenen, noch den der verschiedenen Nationen. Auf dem Stuhl Petri saßen Italiener wie Deutsche, Engländer wie Franzosen. Damit wurde der Begriff der Fremden, der Barbaren, der bei den Griechen und Römern eine so tiefe Verachtung aller andern Völker erzeugt hatte, weit in die Ferne gerückt und vielfach beschränkt. Die Christenheit war nicht immer ein Ganzes, dessen Glieder friedfertig und einträchtig nebeneinander lebten, aber das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit, Einheit und Brüderlichkeit hielt sie fest. Trotz aller widersprechenden, vorübergehenden Thatsachen ruhte sie sicher in diesem unsterblichen Gefühl.

Je heller wir uns die Sonnentage von Athen und Rom malen, die olympischen Spiele, Perikles und seine Freunde,

den Hain Akademos mit Plato und seinen Schülern, den bacchantischen Siegeszug Alexander's und die Dichter am Hofe des Augustus, um so finsterer erscheint uns dann die Nacht des Mittelalters. Alles wüst, roh, ohne verklärende Gedanken, ohne Formen der Schönheit. Vor einer strengeren Untersuchung jedoch, die nicht am Schein haftet, kann diese Ansicht nicht bestehen. Auch hier ist, ungeachtet aller Verdunkelungen im Einzelnen, der Fortschritt des Zeitalters im Allgemeinen offenbar. Die Gesamtsumme des Wissens überstieg im fünfzehnten Jahrhundert, nach der Erfindung des Kompasses, des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst, die des Altertums um ein Bedeutendes, und war sie in den früheren Perioden geringer gewesen, so hatten, abgesehen von den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung, wo die Kulturideen gleichsam ihren alten Kampf mit der ursprünglichen Wildheit und Tierheit des Menschengeschlechts noch einmal aufnehmen mußten, an dieser geringeren Bildung wahrscheinlich mehr Menschen Anteil als im Altertum. Nicht tiefer und geistreicher wurden die Wissenschaften, aber allgemeiner die Beschäftigung mit ihnen. Auf allen hohen Schulen Europa's und Vorderasiens waren die Lehren des Aristoteles verbreitet. In jedem Kloster, in jeder Stadt schrieben mit ungefügiger Hand, doch voll lebendigster Teilnahme an den Dingen Mönche und Kaufleute Geschichte. Über Hippokrates und Galenus hinaus, deren Systeme man noch nicht aufzugeben wagte, machten arabische und jüdische Ärzte die wichtigsten Entdeckungen über die Natur des menschlichen Körpers und das Wesen der Krankheiten. Durch die Pilgerzüge Einzelner und großer Gesellschaften verbreiteten sich geographische Kenntnisse in ungeahnter Weise. Der Kaufmann in Venedig, der Wechsler in Florenz übten eine so ausgedehnte und weitreichende Geschäftsthätigkeit, wie sie niemals der größte

Handelsherr Karthago's besessen hatte. Wenn auch die Pracht römischer Kaiser nicht zu übertreffen war, so hatte doch das Leben der mittleren Klassen an Behaglichkeit gewonnen. Viele Gerätschaften, welche das Altertum nicht gekannt, waren im allgemeinen Gebrauch. Die entsetzlichen Gladiatorenkämpfe des Zirkus hatte die Kirche für immer abgeschafft.

Der Kulturhistoriker des Mittelalters mag diese Andeutungen verfolgen, hier genügt es auf den Fortgang der Entwickelung auch in diesem Abschnitt der Geschichte hingewiesen zu haben. Nur soll dieser unleugbare Fortschritt nicht zu einem schönseligen Optimismus verleiten. Wie das Mannesalter mit dem Verlust der Jugend, wird auch jede Entwickelung der Menschheit mit einer schmerzlichen Darangabe kostbarer Güter erkauft. Das Mittelalter mit dem Christentum und dem Islam beruht auf der Vernichtung der freien, edlen und schönen Persönlichkeit. Es verschwindet die antike Sklaverei, aber auch die antike Freiheit und Vaterlandsliebe. Die vielen Götter räumen der einen Gottheit den Platz, doch mit ihnen fallen, um nie wieder zur alten Herrlichkeit zu erstehen, auch ihre Marmorbilder. Wohl ersetzt der gotische Dom in Mailand den Tempel von Pästum, allein für immer unersetzt bleibt die Tragödie des Äschylos. Die kleine Aufgabe, die sich der hellenische Geist in Kunst, Wissenschaft und Staat stellte, — klein, da er nur für einen geringen Bruchteil der Menschheit dachte und dichtete — wird von der unendlich größeren und erhabeneren abgelöst, mit der das Christentum Irdisches und Himmlisches in dem Begriff des einen Hirten und der einen Heerde, allgemeinsam der Vollkommenheit entgegenstrebend, zusammenzufassen sucht; aber der höhere geistigere Zweck zerstört auch unbarmherzig jenes schöne Gleichmaß körperlicher und seelischer Ausbildung, jenes harmonische Gleichgewicht aller Lebensäußerungen, aus dem, als ihrem

idealen Samenkorn, die nie genug gepriesene Blüte Griechenlands sproßte. In der Natur wie in der Weltgeschichte findet der Forscher ebenso viele Gründe einseitig zum Optimismus wie zum Pessimismus. Wie jede Schlacht, kostet auch der Fortschritt der Menschheit Opfer. Nicht allein Keime der vorangegangenen Kultur nimmt die folgende auf, um sie zur Reife zu bringen, viele stößt sie absichtlich zur Seite, weil sie dem neuen Lebensprinzip, das sie heraufführt, feindselig sind, andere beachtet sie nicht, zu sehr mit der Förderung und Ausbildung ihres eigenen Wesens beschäftigt, noch andere endlich sterben bei der veränderten Richtung des Windes ab. Die Gastfreundschaft des Altertums tritt schon im Mittelalter zurück, jetzt giebt es in Europa kaum noch eine Gelegenheit, sie zu üben. Heute würde das hochherzige Gelöbnis des mittelalterlichen Ritters, Witwen und Waisen mit dem Schwert zu schützen, als der keckste und ungebührlichste Eingriff in die Rechtsverhältnisse betrachtet werden. Auch die freieste Stadt hat sich niemals wieder wie Athen durch die Volksversammlung in ihrer Gesamtheit, sondern nur durch deren Abgeordnete regieren und Gesetze vorschreiben lassen. Obwohl alle Künste zu allen Zeiten getrieben worden sind, hat doch keine frühere oder spätere Zeit die Skulptur des Altertums, die Malerei der Renaissance, die Musik der Neuzeit übertroffen. Die Griechen kennen keine geistliche, das Mittelalter keine gerichtliche Beredsamkeit. Es erlöschen nicht nur Heroen und Götter, sondern auch Tugenden und Ideen. Denn auch sie sind an bestimmte Zeiten, Umstände, Anschauungen gebunden. In einer geraden aufsteigenden Linie, ohne Hindernis und Stockung, geht die geschichtliche Entwickelung nicht vorwärts. Oft scheint ein längerer Stillstand wie eine Windstille einzutreten, oft hemmen die Dinge in ihrer Trägheit und die Menschen in ihrer Hartnäckigkeit die Bewegung, oft

ist die Einbuße wertvoller als der Gewinn, den ein Schritt in die Höhe bringt. Während die Masse vordringt, fallen bald hier, bald dort Einzelne zu den Seiten des Weges nieder. So wird die nächste Zukunft den Fall einer tausendjährigen, heilig genannten Einrichtung, der weltlichen Macht des Papstes, und den Untergang der keltischen Bevölkerung Irlands sehen. Die eigentümlichen Formen des Lebens und der Kultur in Ostasien werden, in unmittelbare Berührung mit unsern Anschauungen, Sitten und Erfindungen gebracht, nicht ohne schwere Einbuße aus dieser Umarmung hervorgehen; durchschneidet erst ein Eisenbahnnetz Vorder-Indien nach allen Richtungen, so hat die letzte Stunde des brahmanischen Kastenwesens geschlagen. Trotz aller Verluste, die sie erlitten, trotz der Ruinen, die sie hinter sich läßt, ist der stetige Fortgang der Menschheit zu ihrem Ziele: einer Vereinigung aller, einer gemeinsamen Weltkultur, über jeden Zweifel sicher, wie die Bewegung der Gestirne. Völker und Zeitalter erwachsen auseinander und ergänzen sich gegenseitig. „Alle Zeitalter", bemerkt schon Turgot, „sind verkettet durch eine Reihenfolge von Ursachen und Wirkungen, welche den jeweiligen Zustand der Welt mit der Vergangenheit verknüpfen; indem die vermehrten Zeichen der Sprache und Schrift den Menschen die Mittel liefern, sich der Ideen zu versichern und dieselben einander mitzuteilen, bilden sie aus den besonderen Kenntnissen einen gemeinsamen Schatz, den ein Geschlecht dem andern überliefert, eine Erbschaft, die durch die Entdeckungen jedes Jahrhunderts vermehrt wird; das menschliche Geschlecht, von seinem Ursprunge betrachtet, erscheint dem Philosophen als ein ungeheures Ganze, welches, jedem der Einzelwesen gleich, seine Kindheit und seine Entwickelung hat."

Die Darstellung dieses Ganzen, eines geschichtlichen Kosmos, ist die Aufgabe der Geschichtschreibung. Allgemein wird

anerkannt, daß die Erzählung und Schilderung politischer Vorgänge allein, ohne Verbindung mit der Litteratur und der Kunst, ohne Untersuchung der Meinungen und Ansichten der Menschen, nur ein sehr flüchtiges und unvollkommenes Bild eines Jahrhunderts giebt. Die Gewohnheit unserer Historiker aber, nachdem sie den Königen und Ministern Bände gewidmet, auch den Denkern und Dichtern ein kurzes Kapitel zu schenken, hat etwas Kleinliches und Verkehrtes. Die Anschauungen und Stimmungen einer Zeit, die in ihrer Kunst und Litteratur zum vollsten und untrüglichsten Ausdruck kommen, laufen nicht neben oder gar hinter den politischen Ereignissen her: umgekehrt, sie helfen diese Ereignisse mit erzeugen. Nicht auf den einzelnen Vorfall, der dem besonderen Forscher, dem Kleinhändler gehört, soll der Historiker seine Aufmerksamkeit richten, sondern auf die Gesetze der Entwickelung. Wenn man in chronologischer Reihe von Sesostris bis zum ersten Napoleon einige Schlachten und Friedensschlüsse, das Entstehen einiger Reiche erzählt hatte, glaubte man Weltgeschichte geschrieben zu haben. Da war freilich, wie Voltaire ausruft, die Geschichte nur „une fable convenue", ein Märchen für große Kinder, halb eine alte Großmutter, die vergessene Anekdoten erzählt, halb eine alte Lehrmeisterin mit der Zuchtrute. Von dieser Auffassung müssen wir uns frei machen. Die Stimmungen einer Zeit schaffen ihre Einrichtungen, ihre Ereignisse, ihr Glück und ihr Unglück, ihre Tugenden und ihre Laster; sie beherrschen die große Masse der gewöhnlichen Menschen, ohne jemals in ihr Bewußtsein zu treten, der Atmosphäre gleich, an die wir auch nicht denken, obwohl wir in ihr und durch sie leben, und erhöhen den großen Mann nur dadurch über alle andern, daß sie in ihm zum Bewußtsein und zur Verwirklichung kommen. Was bei den andern stumm ist, wird bei ihm laut, was Allem fehlt, sucht er allein zu formen, zu erobern. Diesen Stimmungen wieder dienen die Natur, die

geschichtliche Vergangenheit, die Einflüsse anderer Völker zum mütterlichen Schoß, aus dem sie geboren werden. Es ist nichts Wunderbares — wenn man Wunder als den Gegensatz des Gesetzes begreift — und nichts Willkürliches auf Erden. Die freieste Bewegung ist zugleich die notwendigste. Tausend und aber tausend Erscheinungen blenden unsere Augen und verwirren unsere Gedanken, sie alle jedoch regelt ein Gesetz; es sind nicht die Schattenspiele, die irgend ein Zauberer gütig oder boshaft an die Wand wirft, sondern in dem ewigen Schoß der Natur, in dem unergründlichen Brunnen des Lebens sich erzeugende Schöpfungen, die ihren Kreislauf schneller oder schwächer, in größeren oder kleineren Schwingungen, je nach ihrer Stärke und der Gewalt der Kraft, die sie emporstieß, vollenden. Hier liegt das Wesen der Geschichtschreibung. Wir leben im Beginn einer neuen Weltordnung; wohl steht es uns an, veraltete Ansichten und Vorurteile von uns abzustreifen und uns zu einer würdigeren Anschauung der Geschichte zu erheben. Sapere aude! heißt es der Geschichte gegenüber, wie einst der Natur und der Religion. Dann wird in der Betrachtung der geschichtlichen Entwickelung der von den Ereignissen der Gegenwart niedergedrückte Mensch eine schmerzlich erhabene Beruhigung finden, wie sie ihm keine Philosophie zu geben vermag, die über das Irdische hinaus noch immer umsonst wie zur Zeit des Pythagoras nach der Erkenntnis des Unfaßbaren trachtet. Die Geschichte aber wird ihm wie die Natur ihre Bilder aufrollen, verständlich, klar, in gesetzmäßiger Weise auftauchend, steigend, sich entfaltend und wieder hinabgleitend, und mit getröstetem Geiste wird er über das Elend oder den Triumph des einen Tages, dessen Licht er genießt, über seinen eigenen Sieg oder Fall hinweg in allem Vergänglichen den Widerschein des Ewigen erblicken — den Widerschein, den er allein begreifen kann.

Zu Lessing's Gedächtnis.

Februar 1881.

Was von einem großen Manne der Nachwelt zur Erkenntnis seines Wesens, zu einer annähernd wahren Vorstellung seiner Persönlichkeit zurückbleibt, sind nicht ausschließlich, sind nicht einmal vorzugsweise die Thaten, die er ausgeführt, die Werke, die er geschaffen. Denn auch die größten Siege werden vergessen, die herrlichsten Tempel stürzen zusammen, es wird immer selbst unter denen, die Goethe lieben, nur eine Minderheit sein, die sich rühmen kann, alle seine Dichtungen gelesen zu haben. Das lebendigste Zeugnis von der Eigenart eines genialen Menschen, von dem innersten Kern seines Wirkens und seiner Kraft ist das Bild, das wir uns von ihm machen, die Gestalt, in der er den Nachkommen erscheint, in der er, von jeder menschlichen Bedürftigkeit befreit, durch die Jahrhunderte, lichtumflossen und lichtausstrahlend, schreitet. Nur den Wenigsten unter den Trefflichen ist es vergönnt, ein solches Abbild von sich dem Gedächtnis der Nachwelt einzuprägen. Heldenhafte Thaten sind vollführt, große Eroberungen gemacht worden, ohne daß wir von ihren Urhebern mehr als den Namen und den Schatten kennten, den sie geworfen. Viele Statuen und Bilder, Bücher und Musikstücke erfreuen uns noch heute, wie sie

unsere Vorfahren erfreut, aber ihre Verfertiger sind uns gleichgültig geworden, ihr Name erweckt keine bestimmte, keine lebendige Vorstellung mehr in uns, das Werk hat gleichsam seinen Schöpfer verschlungen. Wiederum aber vermag eine ganze Reihe bewunderungswürdiger Werke uns noch nicht den vollen Inhalt der genialen Persönlichkeit, die sie vollendet, zu erschöpfen und auszudrücken. Michel Angelo's Genie und Wesen erscheint uns noch bedeutender, noch tiefgehender, noch umfassender, als Alles, was er geschaffen; von Schiller haben wir die Überzeugung, daß sich sein Mund geschlossen, ehe er das Höchste ausgesprochen, was in seinem Herzen lebte.

Zu diesen Seltensten unter den Sterblichen gehört Lessing. Schon der Schatz seiner Briefe läßt ahnen, daß in den Tiefen seines Gemüts Silberblicke verborgen lagen, die in seinen Werken nie oder doch kaum sichtbar hervortraten. Das Fragmentarische seines Schaffens bringt für die oberflächliche Betrachtung nur immer die eine und die andere Seite seines Wesens zur Erscheinung, und die eindringende muß, um den Zusammenhang und die Einheit herzustellen, von dem Schriftsteller absehen und zu dem Menschen zurückkehren. Was Lessing für seine Zeit war, was er der unsrigen ist, findet in keinem einzelnen, findet in der Gesamtsumme seiner Werke keinen vollen Ausdruck. Umgekehrt deckt die Vorstellung, die wir, Freunde oder Gegner, mit seinem Namen verbinden, das Bild, das wir in unserer Phantasie von ihm haben, den Inhalt seiner Schriften, die Arbeit seines Lebens und seine Wirkung in Nähe und Ferne. Unter dem Bilde des Achilles verherrlichten ihn Schiller und Goethe in den Xenien; unmittelbar nach seinem Tode rief Herder in dem Nekrologe, den er dem Geschiedenen im „Deutschen Merkur“ widmete, seinen Schatten mit diesen Worten an: „Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte be-

reits erfaßt haben, war hier Dein Blick, Dein strenges Geschäft, Dein Studium, Dein Leben. Augen und Herz suchtest Du Dir immer wach und wacker zu erhalten und warst keinem Laster so feind, als der unbestimmten, kriechenden Heuchelei, unserer gewohnten Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe, die nie wohlthätig sein will oder sein kann, am meisten, Deinem Amt und Beruf nach, der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von frühauf an menschlichen Seelen nagt. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingst Du, wie ein Held, an und hast Deinen Kampf tapfer gekämpft."

In dieser Gestalt wird Lessing ein Unsterblicher sein: nicht ein siegreicher Apollo, in der Gewißheit seiner Überlegenheit und seines Triumphes, sondern ein kämpfender Held. Ein Mann, der nach Wahrheit rang, so für sich wie für die Andern, der keinen Feind scheute, vor keiner Hydra zurückwich, dem, gerade aus dem Vollgefühl seiner Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit, jeder Streit, mochte er sich scheinbar um noch so gleichgültige und fernliegende Dinge handeln, zu einer Art von Gottesgerichtskampf wurde, und der aus all' diesen Kämpfen, nicht ohne Wunden und Narben, doch mit unzerbrochenen Waffen, furchtlos und makellos hervorging. Zwei Momente kommen hinzu, diesen Umriß auszufüllen, diesen allgemeinen Begriff zu einer bestimmten, so nur einmal dagewesenen, einzigen Erscheinung zu formen. Einmal die Schilderung, die uns die Zeitgenossen einstimmig von Lessing's Leiblichkeit entworfen, wie sie ihn gemalt, wie große Künstler ihn im Standbild verewigt haben: eine schöne, ebenmäßige Gestalt, von würdevollem Ausdruck in dem erhobenen Haupte, mit tiefblauen blitzenden Augen unter kühngeschwungenen Brauen, voll Anmut in der Bewegung, Leben atmend, mit

feinem Anstand, der sich auch vor dem Fürsten, dem er in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens diente, nie verleugnete. Und wenn auch allmählig in der Not und dem Gram der Zeit, mit zunehmendem Alter und sich steigernder Verstimmung und Kränklichkeit aus dem ehemaligen „gesunden schlanken Bäumchen" ein „so fauler, knorrichter Stamm" geworden war, ein Schimmer der Schönheit und des ursprünglichen Wesens war auch dem Sterbenden noch geblieben. Am 15. Februar 1781 hatten sich, bei der Nachricht von der plötzlichen Erkrankung Lessing's, in seinem Absteigequartier in Braunschweig, im Hause des Weinhändlers Angott am Egydienmarkte, besorgte Freunde eingefunden, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. „Da öffnete sich die Thüre und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Jammers. Das edle Antlitz, schon durch hippokratische Züge markiert und von kaltem Todesschweiße überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm, und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke, drückt er seiner Stieftochter die Hand. Darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden, und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte; aber die Füße versagen den Dienst: er wird zum Lager zurückgeführt und ein Schlagfluß endet das teure Leben." Dieser Erscheinung verleiht dann, was die Zeitgenossen nicht gewahren konnten, die Umgebung, die Tracht, der Hintergrund seines Jahrhunderts für die Nachkommen die eigentliche Farbe, den Beleuchtungston. Man spricht von dem antiken Charakter Lessing's, man hat ihn auch wohl mit Ulrich von Hutten verglichen. Aber der wirkliche Lessing, wie er leibte und lebte, dichtete und trachtete, ist ein moderner Mensch, ein Mann der Aufklärung, mit gepudertem Haar, im breitschößigen stattlichen Rock, in langer gestickter Weste, mit Kniehosen und Schnallenschuhen.

Mit König Friedrich und König Voltaire bildet er, nicht nach politischem, aber wohl nach philosophischem Gepräge ein Republikaner, das Triumvirat des achtzehnten Jahrhunderts.

Wie seines Geistes Leben ein Ringen um die Wahrheit, war sein äußeres ein beinahe unaufhörlicher Kampf mit Widerwärtigkeiten und Sorgen um die Notdurft des Tages. Aus einer mäßig begüterten, in der Oberlausitz angesehenen Bürgerfamilie stammend, verläßt er früh, in seinem dreizehnten Jahre, das väterliche Predigerhaus in Kamenz, um als Alumnus in die Fürstenschule zu Meißen einzutreten: nur vorübergehend, nie auf längere Dauer, kehrt er dahin zurück. Bald auf sich allein angewiesen, nur selten und auf kürzere Zeit mit einem seiner Brüder zusammen, lebt er in der Fremde, losgelöst von der Unmittelbarkeit verwandtschaftlicher Beziehungen. Der Unabhängigkeit und der Unruhe seines Geistes entspricht seine Wanderlust, der Drang, Stadt mit Stadt zu vertauschen, in die Ferne zu schweifen. Nacheinander nennen ihn Leipzig, Berlin und Wittenberg, und dann wieder Berlin und Leipzig ihren Bürger. Längere Zeit weilt er in Breslau, im Gefolge des Generals Tauenzien, und in Hamburg in wechselnden Stellungen und Beschäftigungen. Wie er kurz vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges den Plan gefaßt hatte, alle seine litterarischen Studien und Absichten liegen zu lassen und auf einer Reise durch Holland und England, Frankreich und Italien mit dem reichen Leipziger Winkler die Welt kennen zu lernen, so sehnt er sich, des Welttreibens mit Soldaten, Schauspielern und Kaufleuten müde, in der letzten Zeit seines Hamburger Aufenthaltes nach der Stille eines Klosters, nach Rom möchte er wandern und dort in beschaulicher Einsamkeit sein Leben beschließen. Inmitten seiner Kämpfe, die ihm zur Gewohnheit seines Daseins geworden, der Unruhe, die doch nicht nur von Außen an ihn herantritt, sondern in ihm selber

liegt, überschleicht ihn der Wunsch, endlich einmal ausruhen zu können, jene Stimmung der Weltflucht, die seinen Derwisch aus dem Schlosse Saladin's nach den Ufern des Ganges treibt. In solcher Stimmung mußte ihm die Stellung des Bibliothekars in Wolfenbüttel, die ihm der Herzog Karl und der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig anbieten ließen, auch wenn seine Verhältnisse in Hamburg weniger mißlich gewesen wären, willkommen sein: er konnte sich vorstellen, dort in den altmodisch ärmlich eingerichteten Sälen, unter den Büchern und Manuskripten, die Herzog August der Jüngere um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zusammengebracht, etwas wie eine Benediktinermönchsidylle zu leben. Eine Weile schien sein Dasein in Wolfenbüttel zu seinem Anfange zurückgekehrt zu sein — „in den engen Bezirk einer klostermäßigen Schule", und wie er einmal die Jahre, die er in St. Afra in Meißen zugebracht, als „die einzigen, in denen ich glücklich gelebt habe", zurückgewünscht, so mochte er jetzt glauben, diesen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen. Nicht lange, wie wir wissen, ist die Enttäuschung ausgeblieben. Der von seinen Siegen ermüdete Herkules stützt sich wohl eine kurze Frist schläfrig auf seine Keule und dehnt die ermatteten Glieder, aber giebt es nicht noch Ungeheuer, die er zu bekämpfen, von denen er die Menschen zu befreien hat? Dem zweiundvierzigjährigen Manne, den wiederholt schon Kränklichkeit heimsucht, der sich Jahr aus Jahr ein in bunter Gesellschaft bewegt, diese Nacht am Spieltisch, jene im anregenden Gespräch mit guten Freunden, Glas auf Glas leerend, ausgenossen, stellt sich dies Leben und Treiben einmal von seiner Schattenseite dar, es zieht ihn aus dem Lärm in die Stille, von den Menschen zu den Büchern, die er immer geliebt, aber kann er diese Fröhlichkeit, dies Funkensprühen der Geister vergessen, dauernd der Gesellschaft entsagen — er, der nach Wirklichkeiten, nach

Weltkenntnis hungert, den es nach dem erfrischenden Quell persönlichen Verkehrs, der munteren Rede für und wider dürstet? Kein Wunder, daß ihm Wolfenbüttel bald als ein Gefängnis erschien, daß er nach Braunschweig und Hamburg zu den Freunden eilte, daß ihn die Last seines Amtes, so gering sie war, zu drücken anfing, daß er hier und dorthin nach andern Beschäftigungen ausschaute. Sein Geschick läßt ihn nicht zu der Ruhe und Behaglichkeit der Friedfertigen und darum auch in sich und mit sich zufriedenen Naturen kommen. Jeder kennt und fühlt ihm die Tragödie seiner Liebe und Ehe nach. Als er „es auch einmal so gut haben wollte, wie andere Menschen", entriß ihm der Tod den eben geborenen Sohn, die geliebte, nach langem Warten, nach schwerer Prüfung heimgeführte Frau, die ihm nur ein Jahr das Haus geschmückt und zum wahren Asyl gemacht hatte. Die sechs Briefe, die er vom 3. bis zum 14. Januar 1778 an Professor Eschenburg und seinen Bruder Karl geschrieben, sind von ihm teuer erkauft worden, aber welche Offenbarung seines Herzens sind sie auch für Alle, die sie lesen und jemals lesen werden, Thränen, die zu Perlen geworden. Sterne, hat man zu ihrem Ruhm gesagt, hätte sie schreiben können; aber der arme Yorik würde sie durch einen sentimentalen Zug in seiner Weise rührender und unaufrichtiger gemacht haben, ihre Unvergleichlichkeit besteht gerade in ihrer Schmerzgelassenheit; das Schicksal zermalmt das Herz dieses Mannes, aber zum Aufschrei der Verzweiflung vermag es ihn nicht zu bringen.

Und neben dem erschütternden Schlag die beständigen Geldsorgen. Zwölf Jahre lebt er ausschließlich von dem Ertrag seiner Schriftstellerei. Aus dem Dienste Tauenzien's scheidend, steht er wieder am Markt und sucht nach Arbeit. Alle Versuche seiner Freunde, ihm in Preußen eine Stellung an einer Schule, an der Bibliothek zu Berlin zu verschaffen,

scheitern und man kann, nach dem Ausgang der Dinge in Wolfenbüttel, es kaum bedauern; Lessing würde sich in keinem Amte auf die Dauer zufrieden gefühlt haben und im Dienste Friedrich's des Großen nun gar dürfte ihm das Geschick Voltaire's, nur noch in härterer Ahndung, nicht erspart worden sein. Das Unternehmen eines „Deutschen National-Theaters" lockt ihn nach Hamburg. Doch nicht genug, daß die Verhältnisse des Theaters sich nicht günstig gestalten, er selbst verliert bald die rechte Teilnahme an den theatralischen Dingen, die Stetigkeit, die auch hier allein zum Ziele und zur inneren Befriedigung führen kann. Endlich, über die vierzig Jahre hinaus, läuft er in den stillen und öden Hafen der Wolfenbütteler Bibliothek ein. Halbwegs doch wie auf einem Wrack. Mit Schulden überlastet. Denn seit er sich in Berlin, im Anfang der fünfziger Jahre, zu einer gewissen litterarischen Stellung aufgeschwungen und über die Notdurft des Lebens hinaus einen mäßigen Erwerb gefunden hat, nimmt auch seine Familie seine Hilfe in Anspruch. Einen seiner Brüder nach dem andern muß er unterstützen. Nach dem Tode seines Vaters erklärt er sich unaufgefordert bereit dessen Schulden zu bezahlen. Niemals, bei allen, oft ebenso unbilligen wie peinlichen Anforderungen, welche von den Geschwistern und den Eltern an ihn gestellt werden, runzelt er die Stirn; fest und bestimmt erklärt er sich für unfähig, guten Rat zu erteilen, aber seine Börse ist immer offen. Er ist in Geldsachen von einer königlichen Uneigennützigkeit. Aber freilich, er ist kein Wirt. Seine Gutthaten für Andere, seine Bücherliebhaberei, die ihn wiederholt große und kostbare Bibliotheken sammeln läßt, um sie nachher, im Drang der Not, unter ihrem Preise loszuschlagen, seine Lust am Spiel, seine geringe Ordnung verzehren seine Einnahmen schneller, als er sie erwirbt. Weder im Dienst des Generals Tauenzien noch in

seinem Amt zu Wolfenbüttel hat er über geringe Besoldung zu klagen gehabt; die Bedingungen, unter denen er als Dramaturg nach Hamburg geht, nennt er die vorteilhaftesten. Dennoch sehen wir ihn überall in Geldverlegenheiten. Erpreßt ihm diese Lage nun auch ein und ein anderes Mal einen Stoßseufzer, so drückt sie sein stolz und kühn erhobenes Haupt doch niemals nieder: „wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten," schreibt er dem Vater. Seinem Leben freilich raubte sie die Behaglichkeit und prägte demselben den Stempel des Ruh- und Rastlosen auf.

Auf der andern Seite konnte sich Lessing einzig unter diesem Unstern zu dem entwickeln, was er geworden. Von allen deutschen Dichtern ist er der erste, der statt in der Studierstube zu vegetieren, auf dem bewegten Markte des Lebens steht, die Arme regt und im Getümmel nicht untergeht, wie Christian Günther. Mögen doch die Kamenzer und die besorgte Mutter über seinen Umgang mit dem verrufenen Mylius und den noch übler beleumundeten Schauspielern schelten und klagen, er wird in dieser Gesellschaft so wenig wie später unter Friedrich's durch Sieg und Niederlage gleich verwilderten Soldaten und Offizieren sein besseres Teil verlieren. Er ist seiner selbst sicher und „in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt." Nicht sowohl nach dem Genuß, als nach der Erkenntnis des Lebens, nach Menschen und Dingen verlangt es ihn, nachdem er den jungen Kopf nur allzuvoll mit trockener Büchergelehrsamkeit angefüllt. Die Gottsched und Gellert, die Thomasius und Wolff haben ein enges Leben innerhalb der Universitätsschranken geführt. Wie bitter hat es Bodmer noch dem jungen Klopstock verdacht, daß er fröhlich mit den Fröhlichen war und eine lustige Vergnügungsfahrt auf dem Züricher See allen wissenschaftlichen Untersuchungen vorzog! Gleim in Halberstadt und die Dichter in Halle und

in der Umgegend kommen in ihrem Sein, wie in ihrem Dichten nicht über die Idylle hinaus. Lessing schöpft zuerst aus dem Born der Wirklichkeiten, er will nicht eigentlich das Wissen populär machen, sondern die Wissenschaft und die Dichtung durch das Reale erfrischen und neu beleben. Mit einer gewissen Notwendigkeit richtet sich daher sein Blick auf die Schaubühne. Von ihr geht weitaus die mächtigste Wirkung aus, ein Jahrhundert lang von den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts bis in die vierziger des neunzehnten hat das Theater im Mittelpunkt des deutschen Lebens gestanden. Alle Stände nahmen in gleicher Weise Teil an ihm und an seiner Förderung. Die Gedanken, welche das Volk am tiefsten ergriffen, sind ihm von den Brettern herab verkündigt worden. Ein gutes Teil der Erziehung der Deutschen aus steifen und plumpen Formen zur Anmut und schönen Freiheit des Verkehrs wird dem Theater verdankt. Wie hätte Lessing, der schon auf der Schule Plautus und Terenz, halb aus dunklem Antrieb heraus, gelesen, sich einem solchen Einflusse entziehen können. Auch ihm wird das Theater, wie es sich vor und hinter den Coulissen darstellt, eine Welt. Aber mit seinem Scharfsinn erkennt er wie ihren Zauber, bald auch ihre Schwächen. Dem deutschen Theater fehlt die sichere Grundlage des Wirklichen, des Nationalen. Zwischen den rohen und veralteten Staatsaktionen, die keinem Geschmacke mehr genügen, und dem aus Frankreich herübergeholten regelmäßigen Tragödien und Komödien, für die dem deutschen Publikum das rechte Verständnis, die Gemeinsamkeit der Empfindung fehlt, schwankt es hin und her. Gleich die ersten Versuche Lessing's, seine Lustspiele „Der junge Gelehrte", „Die Juden" setzen hier ein: sie führen deutsche Zustände, deutsche Menschen, wenn man will, eine deutsche Frage auf die Bühne. Und Alles, was er dann

später, bei vertiefter Kenntnis, in gereifter Kraft über das Theater schreiben, was er dafür schaffen wird, sein Hinweis auf Shakspeare, sein Lob des Diderot'schen Familienschauspiels, seine „Minna von Barnhelm“ wie sein „Nathan“ verfolgen dies Ziel: das Theater mit Wirklichkeiten, nicht mit verblaßten Schablonen zu erfüllen, seine Bretter in Wahrheit zu einem Abbild der Welt und des Lebens zu machen.

Den Bann, unter dem unsere gesamte Litteratur, die wissenschaftliche wie die poetische, seit dem Tode Luther's gelegen, den Bann des Kleinlichen, Verkümmerten, Hausbackenen, den all' die kleinen Fürstenhöfe und die Fülle der Universitäten nicht zu heben vermochten, hat Lessing zuerst gebrochen. Die letzte Ursache dieses Bannes lag in dem Mangel einer großen, den Ton und Geschmack angebenden Hauptstadt. Hundert kleine, noch so wasserreiche Bäche, wenn sie wie in dem Deutschland des vergangenen und zum Teil noch des jetzigen Jahrhunderts nicht zusammen-, sondern auseinanderfließen, können den einen großen Strom, mag er noch so viel Sand und Schlamm mit sich führen, nicht ersetzen. Auch Lessing war nicht im stande, uns eine litterarische Hauptstadt zu geben, aber er war der erste, der zwischen dem Geist der öffentlichen Meinung großer Städte und der Litteratur vermittelte. Selbstverständlich hatte er in Berlin, in Hamburg Vorgänger gehabt, hatte er Mitstrebende und Mitkämpfer. In der Königsstadt lebte er, der Sachse, mit von dem preußischen Siegesbewußtsein, von dem Flügelschlag des Adlers; in der Hansestadt empfand er, der aus dem Binnenlande Stammende, den Hauch des Meeres und den großen Zug des Welthandels. Allein wie viel er auch durch solche Erweiterung seines Geistes, solche Bereicherung seiner Phantasie von diesen Städten empfing, reichlich hat er es bezahlt. Lessing hat Berlin und Hamburg in die Litteratur eingeführt,

von seiner Anwesenheit, seinem Wirken in ihren Mauern schreibt sich ihre litterarische Existenz her. Dauernder, tiefgehender ist in beiden Städten der Einfluß Anderer auf das geistige Leben, die wissenschaftliche Entwickelung und die Geschmacksbildung gewesen, aber einen größeren und volkstümlicheren Schriftsteller als ihn haben bis zum heutigen Tage weder Hamburg noch Berlin ihren Bürger genannt.

In dem Mittelpunkt des damaligen politischen deutschen Lebens, in Berlin, hat Lessing den Schulstaub von St. Afra völlig abgeschüttelt und den Übermut des Leipziger Studenten zur Kühnheit und Sicherheit des Mannes heraufgestimmt. Hier gerät er in die mannigfachsten Beziehungen zu Männern aus verschiedenen Berufsklassen, von verschiedener Bildung. Herzlichste Freundschaftsbande knüpfen sich hier. Etwas wie ein Stern aus dem Morgenlande geht ihm in Moses Mendelssohn auf, er streift an der Sonne Voltaire's einen Augenblick vorüber. Obgleich weder in seinem Verstande noch in seinem Gemüt ein Platz für die Politik, auch nur in ihrer allgemeinsten Form, ist, da ihm schon die Vaterlandsliebe wie eine heroische Schwachheit erscheint, dem gewaltigen Eindruck fridericianischer Siege, der strengen preußischen Zucht und Verwaltung kann er sich nicht entziehen. Unwillkürlich teilt sich ihm, aus der Luft möchte ich sagen, etwas von dem soldatischen Geiste mit, der in den Brandenburgern steckt. Wer einen Major Tellheim — und nach der Richtung des Soldatischen hin beinahe noch mehr, wer einen Wachtmeister Werner schildern konnte, der war nicht nur mit Soldaten umgegangen, hatte nicht nur mit ihnen gezecht, gespielt, im Lager bei Peile gelegen, der liebte sie auch und war gewissermaßen ihr Kamerad. Die geniale Schlachtordnung Friedrich's bei Leuthen, hat er sie nicht wiederholt in seiner Weise in seinem Anti-Goeze angewandt? Sind nicht

die Rezensionen der Dramaturgie über „Semiramis“, „Zaire“ „Rodogune“ in ihrer Schneidigkeit und ihrem heftigen Ansturm mit Seydlitz's Reiterangriff bei Roßbach zu vergleichen? So wenig bei den Schauspielern wie bei den Soldaten hat er darum Zeit und Mühe verloren.

Die Einkehr in die Stille Wolfenbüttel's, wo er ungestört seinen Gedanken nachhängen, Lieblingsvorstellungen pflegen und reifen lassen konnte, brachte ihm, wie sehr er auch darüber klagen und in manchen Stunden sogar darunter leiden mochte, den Ertrag seines arbeitsvollen, wanderungsreichen Lebens, den edelsten Wein im goldenen Becher. Auch hier steht ihm die Bühne lebhaft und lockend vor Augen. Welch' andere Beschäftigungen ihn abziehen, welch' heiße Kämpfe alle seine Kräfte in Anspruch nehmen: immer wieder wendet er den Blick nach ihr hin. Es ist eine Jugendliebe, die nicht rostet. Nach „Emilia Galotti“, nach „Nathan“ sinnt er neuen dramatischen Stoffen nach, er will nicht wieder nach Hamburg kommen, schreibt er an Elise Reimarus, ohne ein Stück für das dortige Theater im Sack. Er hat es in deutlichen Worten ausgesprochen, daß er den Zusammenhang seiner litterarischen und theologischen Streitigkeiten mit seiner Dichtung wohl erkennt, wenn er F. H. Jacobi seinen Nathan mit den Worten sendet: „Nathan ist ein Sohn meines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen.“ Aber ist bei seinen anderen Dramen auch dieser Zusammenhang verborgener, da keins von ihnen so aus der Gelegenheit herausgedichtet worden ist, wie „Nathan“, so fehlt er darum nicht. Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan sind Befreiungsthaten, wie die Litteraturbriefe, die Hamburger Dramaturgie, der Anti-Goeze. Und mir ist, als hätte Lessing ein sicheres, wenn schon aus Bescheidenheit nie geäußertes Gefühl davon gehabt, daß er in diesen Werken auf der Bühne nicht mehr wie in

jenen Streitschriften nur als Kämpfer, sondern als Sieger über Gottsched, über den Tragiker Voltaire, über Goeze — über die hausbackene Prosa und die französische Unnatur auf dem deutschen Theater, wie über den Fanatismus der Religionen triumphierend in und für alle Zukunft dastehen würde.

Die Halbwahrheit in allem Wissen und Lernen zu bekämpfen, hat Herder, der als jüngerer Zeitgenosse in ganz anderer Weise von diesem Streite berührt wurde, als wir, Lessing's Amt und Beruf genannt. Unnatur, Breitspurigkeit, Schwulst herrschten in Lessing's Jugend auf allen Gebieten der Litteratur und der Wissenschaft. Gottsched's Bemühungen, mit dem Hanswurst die Zote und das Unflätige von der Bühne zu verbannen, die deutsche Sprache zu reinigen und die Poesie dem französischen Formelzwang zu unterwerfen, hatten aus der Unnatur des Wilden und Übertriebenen zu der Natürlichkeit des Platten und Ärmlichen geführt. Aus der Schrankenlosigkeit ward die Dichtung in die Enge gewiesen, die Rohheit sollte der Steifheit des Zeremoniells den Platz räumen. Eine Wandlung, die einen warm und lebhaft empfindenden Jüngling wie Lessing nicht befriedigen konnte. Sein eingeborener Sinn für das Maßvolle und die Symmetrie widerstrebte eben so sehr der Zügellosigkeit, wie sein Freiheitsgefühl der Tyrannei. Niemals zog er die künstliche Regelmäßigkeit der natürlichen Ungezwungenheit vor. Und eben so lebhaft wie in Klopstock das Gefühl für das Rührende und Erhabene, ist in Lessing die Liebe für das Einfache, für die schlichte Schönheit und Grazie. Von den Dichtern seiner Jugendzeit schätzte er Hagedorn am höchsten. Der Gegensatz, in dem er sich zu den Ansichten und der Kunstweise Gottsched's befindet, ist ihm vom Beginn seiner litterarischen Laufbahn an klar, der Kluft, die ihn von dem Odenschwunge und der seraphischen Süße und Weichlichkeit Klopstock's trennt,

wird er sich erst allmählig im Verlaufe seiner Entwickelung bewußt.

Mit einem Schlage, ein Jüngling, ein Alexander der Dichtkunst, erreicht Klopstock den Gipfel des Parnasses, der ihm bestimmt war. Weder an Ursprünglichkeit der Erfindung, noch an Gedankentiefe und Wohllaut kommen seine späteren Arbeiten den ersten vier Büchern des „Messias“, den ersten Oden gleich. Weit hinter der allgemeinen Erwartung und vielleicht auch in der eigenen Schätzung des Dichters ist die Fortsetzung seines Heldengedichts hinter dem Anfang zurückgeblieben; wie viel des Schönen und Erhabenen ihm auch noch später in der Form der Ode gelungen ist, den Duft der ersten haben die anderen nicht mehr. Die Verse, die zuerst von Klopstock's Leier tönten, waren seine vollendetsten, nur einmal ist dem Lenz die Rose von Pästum geglückt. Der Genius Lessing's hat keinen so kühnen ersten Flug genommen, dafür sind seine Schwingen nicht vor der Zeit ermattet. Mit langsamen, aber festen Schritten nähert er sich seinem Ziele. Seine Lieder und Epigramme, seine ersten Komödien und Fabeln besitzen nicht einen Strahl von dem Sonnenfeuer Klopstock'scher Poesie, sie erscheinen wie zierliche Feuerwerke des Witzes. Darf ich einen psychologischen Grund dafür anführen? Wie bewegt auch Lessing's Jugend gewesen, die Liebe, die Frau hat keine Rolle darin gespielt. Wer könnte dagegen aus Klopstock's Jugend die Frauen streichen oder aus dem „Messias“ die Engel! Wohl lassen schon die Erstlingswerke Lessing's die Eigenschaften und das Wesen ihres Urhebers erkennen, aber sie zeigen zugleich, wie sehr noch alles in der Knospe steckt. Dies Talent, dieser Charakter ist durchaus männlicher Art, es fehlt ihnen die Überschwänglichkeit, das Zärtliche und Schwärmerische des Jünglings. Der gereifte Mann verwarf mit bitteren Worten Goethe's „Werther“,

schon der junge Nachahmer Martial's würde darüber gespottet haben. Das erste Werk, die Briefe die neueste Litteratur betreffend, das uns in bestimmten, scharf gezeichneten Zügen, die sich in ihrem allgemeinen Ausdruck und Umriß nicht mehr geändert, nur im Einzelnen feiner ausgebildet und zuletzt ihre Strenge zur Milde verklärt haben, das Bild Lessing's zeigt, ist darum auch das Werk eines Mannes; wie der Laokoon, die Hamburger Dramaturgie, die Antiquarischen Briefe und der Anti-Goeze ist es polemischer Natur. Nicht der Apollo, der den Musen zum Reigentanz aufspielt, der zürnende Gott, der hier den Marsyas schindet, dort den pythischen Drachen erlegt, ist das Sinnbild Lessing's.

Nicht nur sein Forschungstrieb, der Drang nach Wahrheit und die Spürkraft seines Geistes fanden in diesen Kämpfen ihre Befriedigung, auch sein litterarisches Talent, die Eigenart seiner Darstellung kamen hier zu ihrer vollkommensten Geltung. Die Form, in die er alle Gegenstände faßt, ist die dramatische. Stets hat er einen sichtbaren oder unsichtbaren Gegner oder Vertrauten neben sich, mit dem er streitet, dessen Einwände er widerlegt, von dem er Belehrung annimmt, den er bald witzig unterbricht, bald leidenschaftlich anruft. Selbst wenn er eine Frage für sich allein zu erörtern beginnt, zunächst ohne Rücksicht auf die Erklärungen und Ansichten Anderer, gerät er gleich nach den ersten Sätzen in den dramatisch bewegten Monolog. Wie der tragische Held macht er den Leser zum Zuhörer seiner Erwägungen, seiner Zweifel, seiner Meinungen. Hätten wir zu seiner Zeit ein ausgebildetes Theaterwesen gehabt, wie die Engländer in Shakspeare's, die Franzosen in Molière's Tagen es hatten, so würde Lessing's gesamte Thätigkeit sich der Bühne zugewandt haben. Wie Molière seine Gegner, würde er seine Gottsched's und Lange's, seinen Klotz, seinen Goeze und Semmler auf den

Brettern dem Gelächter des Publikums preisgegeben haben. Dabei ist es nicht allein die sprachliche Form und Wendung, die Lessing vom Drama borgt. Jedes Drama ist die Verhandlung eines Prozesses und unter dem Bilde einer solchen Verhandlung, bei dem der Leser das Amt des Schöffen übernimmt, stellt sich Lessing sowohl die Erörterung über die Fragmente seines Ungenannten, wie die über die Grenzen der Dichtkunst und der Malerei vor. Dadurch erhält das, was bei den anderen Schriftstellern trockene Auseinandersetzung, steife Beweismethode nach Art einer geometrischen Demonstration, ein Parademarsch von Begriffen und Erklärungen, von Prämissen und Schlüssen gewesen war, ein überraschendes Leben. Dieser Pulsschlag des Herzens, der Leidenschaft macht Lessing's Streitschriften auch noch heute, abgesehen von ihrem Inhalte und dem Persönlichen darin, gerade wie die kleinen Schriften Voltaire's, zu der anregendsten und fesselndsten Lektüre. Die unvergleichliche Kunst, die doch wieder nur der Ausfluß der genialischen Natur ist, läßt uns vergessen, daß auf dieser Seite um Wahrheiten gestritten wird, die jetzt Niemand mehr bezweifelt, und auf jener Ansichten als unwiderlegbar hingestellt werden, deren Irrtümlichkeit längst erwiesen worden ist.

Damals aber galt es, die Wahrheit aus dem Brunnen der Finsternis zu ziehen. Unter der Nachahmung der Franzosen hier, der noch nicht überwundenen Rohheit dort, war der reine Quell des Schönen und Natürlichen verschüttet. Shakspeare's Herrlichkeiten waren noch so gut wie unbekannt, Milton galt für einen ungeheuerlichen Phantasten. Trotz aller Bemühungen Gottsched's und seiner Gattin, der deutschen Komödie den anmutigen Tanzschritt der französischen beizubringen, war sie eine Dorfmagd geblieben, die nur um so plumper erschien, je eifriger sie ihrer Lehrmeisterin nachahmte. Aber nicht nur die Erkenntnis des wahrhaft Schönen,

auch ein lebendiger Inhalt fehlte der deutschen Dichtung. Sie erging sich im Wesenlosen und stellte Schatten dar. Die Dichter besangen Trinkgelage, die sie nie mitgemacht, und feierten Daphne und Chloe, die sie nie gesehen. Pedanten und Pastoren ließen ihr Herz von gemalten Liebesflammen erglühen. Diese Wolke von Nebel, Staub und Dunst hat Lessing's Wort wie ein Blitzstrahl zerrissen. „Du selbst, der uns vom falschen Regelzwange zur Wahrheit und Natur zurückgeführt": noch besser als auf Goethe passen diese Verse Schiller's auf Lessing. Er wies uns auf die Alten und Shakspeare als auf die Vorbilder des Echten und Schönen hin; indem er die Grenzen der Dichtung zog, befreite er sie von dem Schwulst und der Übertreibung und vertiefte ihr Wesen; er stellte die seit der Reformation zerrissene Verbindung zwischen der Wirklichkeit und der Poesie, zwischen dem Leben der Gegenwart und der Bühne wieder her, indem er unmittelbar aus der Zeit und seiner Umgebung ergriffene Stoffe und Ideen in seinen Fabeln wie in seinen Dramen gestaltete. In diesem Sinne ist er, wie Kuno Fischer ihn nennt, der Reformator unserer Dichtung geworden.

Was kann es da seinem Ruhm verschlagen, ob Nicolai ihn zuerst mit Shakspeare bekannt gemacht? Ob er von Mylius diesen Gedanken, von Weiße jenen dramatischen Stoff geborgt? Ob er seine Philosophie von Moses Mendelssohn gelernt? Welcher Genius hat je anders gehandelt, als daß er Alles, was ihm nützlich sein konnte, an sich riß? Molière nimmt sein Gut, wo er es findet. Und Shakspeare erst und sichtbarlich vor Lessing's Augen Voltaire! Der Tadel, den die Feinde aus diesen Entlehnungen oder Beraubungen, wie sie es nun schelten mögen, bald gegen den Charakter, bald gegen das Talent Lessing's ziehen, erscheint mir gerade so thöricht und nichtig wie der andere, aus dem man seine Un-

zulänglichkeit als Kunstkritiker hat beweisen wollen, daß nämlich viele seiner Ansichten irrtümlich und aus einer mangelhaften Betrachtung des Gegenstandes entsprungen seien. Als ob sich Lessing jemals für einen Unfehlbaren gehalten! Und wenn er noch zehnmal mehr geirrt hätte, als er geirrt, er würde uns nichtsdestoweniger mit der Fackel voranleuchten, die Wahrheit zu finden.

Der Ursachen zu Lessing's Irrtümern und Schwächen sind drei: die geringe Kenntnis des ganzen achtzehnten Jahrhunderts von der Wirklichkeit des Altertums und seiner Kunst; der Mangel an tieferem historischen Sinn, den er mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen teilte, und der Mangel an Empfindung für die musikalische Schönheit, nicht nur in der Musik, sondern auch in der Dichtkunst und in der Malerei; die Hitze des leidenschaftlich geführten Kampfes, die ihn zuweilen zu paradoxen Behauptungen hinriß. Man erwäge nur, daß Winckelmann, der sich unvergleichlich besser auf die Kunst verstand als Lessing, Raphael Mengs mindestens so hoch schätzte wie Raphael und die wunderlichsten Vorstellungen von der Kunst der Alten hatte. Bei Lessing's Verurteilung der französischen Tragödie erhebt jetzt Jeder den Einwand, daß die Trauerspiele von Corneille und Racine eben so national sind, eben so aus der Seele des französischen Volkes hervorgegangen, wie die des Sophokles und Euripides aus der Volksstimmung und dem Volkscharakter der Hellenen. Aber wie hätte er darauf verfallen können, da selbst Voltaire diesen Zusammenhang zwischen dem Hofe Ludwig's XIV. und Racine's, zwischen Corneille's Dramen und Richelieu's Herrschaft und den Bürgerkriegen der Fronde nicht gemerkt? Wie hätte er die Werke der Poesie, einer jeden Kunst auf ihren nationalen, ihren zeitlichen Ursprung hin würdigen und sie daraus erklären sollen, da er das Kunstwerk, abgezogen von

aller Zeitlichkeit, auf seinen Begriff hin prüfen will? In dieser Einseitigkeit liegt sein Irrtum wie seine Bedeutung. Seine bloß? Nein, die des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt. Der erste Schritt zur Aufklärung der Menschen, zur Findung der Wahrheit mußte die Gegenüberstellung des Begriffes und der Erscheinung der Dinge sein; an diesem Maßstabe des Begriffes mußte das Wirkliche gemessen werden. Je mehr etwas dem Begriffe entsprach, um so wahrer erschien es Allen. Unsere erweiterte Kenntnis der hellenischen Skulptur, deren Reichtum und Mannigfaltigkeit Lessing nicht einmal zu ahnen vermochte, hat unsern Begriff von dieser Kunst gegenüber Lessing's und Winckelmann's Vorstellungen wesentlich geändert, aber beide haben in Deutschland zuerst diesen Begriff formuliert. Über Lessing's Erklärung der Aristotelischen Poetik hinsichtlich der Tragödie mögen die Philologen streiten; Andere mögen sogar bezweifeln, ob Furcht oder Mitleid und die Reinigung der Leidenschaften bei dem Anschauen und Genuß eines Shakspeare'schen, eines Schiller'schen Trauerspiels in der Seele der Zuschauer mitsprechen, ob der Genuß an tragischen Schauspielen sich nicht viel mehr einzig auf den Vers des Lucrez zurückführen läßt: schön ist's vom sicheren Strande aus Andere im Kampf mit dem empörten Meere zu sehen — hat er uns darum nicht die großen, sicheren Umrißlinien des Trauerspiels, des bürgerlichen Schauspiels und des Lustspiels gegeben?

Allen seinen Fehden wohnt ein ethisches Element bei. Seine Gegner greifen nicht nur seine Ansichten, sondern seine persönliche Ehrenhaftigkeit, seine Stellung, die Ursachen seiner Handlungsweise an. Wie darüber sein Zorn wächst und sein Wort zu spitzen Pfeilen schärft, die jeden Schild, auch den eherner Gemeinheit, durchdringen, so treibt ihn die Leidenschaft auf der anderen Seite oft genug über das Ziel hinaus.

Juvenal's Ingrimm über die Sittenlosigkeit Roms ergoß sich nicht nur in bitteren Versen, die wirklichen Zustände schildernd, er stieg auch zu den schwungvollsten, glühendsten, aber ebenso gewiß abenteuerlichsten Hyperbeln auf. Niemals ist er indessen ergreifender und mächtiger, mehr ein Dichter, als wenn er den Eindruck malt, den Tiberius' Brief aus Capri auf die versammelten Senatoren macht, wenn er das goldene Standbild des Sejanus zerbricht und den geschändeten Leichnam des noch am Tage vorher beinahe allmächtigen Mannes nach den Seufzerstufen schleppt, wenn er die Kaiserin der Welt Messalina an die Soldaten und die Lastträger Roms verkauft. So auch Lessing. Er hat nie einen heftigeren, sich immer weiter von dem ursprünglichen Gegenstand der Kontroverse entfernenden, nie einen erregteren Streit geführt, als den gegen den Hauptpastor Goeze, und nie ist er mehr Lessing gewesen, als in diesem Streit. Die Litteraturbriefe, der Laokoon, die Dramaturgie sind jetzt nur noch Schriften für die Litteraten und die Litteraturfreunde. Jedes unmittelbare Interesse haben sie verloren. Ihre Wahrheit ist Gemeingut geworden, zu tausend kleinen Münzen sind die Gold- und Silberbarren Lessing's ausgeprägt worden. Das Skizzenhafte und Fragmentarische, das ihnen anhaftet, ihre Schlußlosigkeit raubt ihnen für die Mehrzahl der Leser den Reiz des Kunstwerks, der in der harmonischen Ausrundung liegt. Anders die Parabel, die Axiomata, die eilf Anti-Goeze, denen sich die nötige Antwort auf eine sehr unnötige Antwort und die Erziehung des Menschengeschlechts anschließen. Wie vor hundert Jahren steht noch heute dieser Streit auf der deutschen Tagesordnung. Noch immer, nach Reimarus und David Strauß wird um die Bedeutung der Bibel, der Evangelien gefochten. Mit dem Hauptpastor Goeze werden noch heute die überwiegende Mehrzahl der Theologen die Bibel als den Grund-

und Eckstein der christlichen Religion anerkennen und wie er über die Insulaner Lessing's den Kopf schütteln, die ohne Bibel Christen sein sollten. Was Lessing verteidigt, ist wieder, wie in seinen ästhetischen Abhandlungen, der Begriff des Christentums, die Substanz der Lehre: liebet euch unter einander. Kein Wunder, daß dem gegenüber der Pastor auf die Dogmen der Religion, auf ihre Erscheinungsform bestand. Und wenn es in Lessing's Nachlasse zu Nathan heißt: „Nathan's Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen. Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre daß es nicht erst von gestern her unter allerley Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben" — wie hätte sich darüber ein orthodoxer lutherischer Theologe nicht aufbäumen, nicht versuchen sollen, gegen den Stachel zu löcken? Wir aber, die wir die Früchte des Kampfes genießen — noch nicht die vollkommene, doch die unvergleichlich größere Duldung, die jetzt der Mensch dem Menschen in Sachen des Glaubens billig zugesteht; wir, die wir Dank unserm Führer das Dunkel der Nacht durchschritten und der Dämmerung eines neuen Morgens, des dritten Weltzeitalters und einer reineren, frohen Botschaft entgegenharren; wir sollten den Mann nicht segnen, der diesen Kampf geführt, der als Siegesbeute daraus „Nathan" davongetragen, zum Beweise, daß er von allen Söhnen seines Vaters den echten Ring besessen? Weil er schwache Seelen kränkt und beunruhigt? Will man dem „Anti-Goeze" gerecht werden, so muß man diese Schrift mit

den Aufsätzen, Briefen, Gesprächen, Harlekinaden, Possen, Geschichten, selbst den Dramen und Herausforderungen in Prosa und Versen vergleichen, in denen Voltaire die geoffenbarte Religion und ihre Diener angreift. Im Grunde wird das Glaubensbekenntnis Voltaire's nicht allzuweit von dem Lessing's entfernt gewesen sein. Aber wie durchaus verschieden ist ihre Stellung zur Religion, der Zweck und die Art ihres Kampfes. An die Vielgestaltigkeit, die Wandlungsfähigkeit, den chamäleontischen Farbenwechsel des alten Proteus wird Niemand bei Lessing denken. Dafür ein Ernst, eine innere Ergriffenheit, ein Einsetzen des ganzen Menschen, von dem wieder bei Voltaire, auch dem ernsthaften und zornigen, auch dem Dichter des „Mahomet", keine Spur zu finden ist. Voltaire's Zweck ist die Vernichtung, die Unterminierung der Kirche; wenn es nach ihm gegangen wäre, würde er den St. Petersdom und die unsichtbare Kirche zugleich in die Luft gesprengt haben. Nichts widerspricht schärfer den Absichten Lessing's. Mag es dahin gestellt bleiben, ob er in der That durch die Veröffentlichung der Fragmente des Ungenannten nur ihre Widerlegung herbeiführen wollte — gewiß ist, daß er selbst im Innersten von den Fragmenten bewegt wurde und zur Reinigung des Tempels, nicht zu seinem Sturze ihren verborgenen Quell aufspringen ließ. Während ein heiliger Eifer Lessing erfüllt und die strenge Beredtsamkeit der Kirchenväter, nur selten von einem satirischen Scherz, wie im achten Brief, unterbrochen, in seiner Darstellung vorherrscht, der Gegenstand immer als ein würdiger und bedeutungsvoller betrachtet wird, gefällt sich Voltaire umgekehrt in der Verhöhnung der ihm verhaßten Religion. Und diese Verspottung ist die ärgste und boshafteste, wenn er sich als den unterwürfigen Sohn der Kirche aufspielt. Dann gleicht sein Gelächter einem verzehrenden Feuer, das mit der Abscheulichkeit

des Fanatismus auch das Ehrwürdige der Frömmigkeit verschlingt. An seinen Zeitgenossen muß man den Menschen messen. Da wird man in diesem Falle die Größe, die Tiefe Lessing's in der bedeutungsvollsten Frage des Jahrhunderts der Aufklärung gewahr werden und in dem angeblichen Verächter des Christentums den beredtesten Verteidiger der Religion verehren lernen. Auf das écrasez l'infame! Voltaire's antwortet Lessing, auf eine Kirche über allen Kirchen zeigend: Tretet ein; denn auch hier walten die Götter. Und ein Mann, der so gelebt und so gestritten, sollte keine Feinde haben? Unversöhnliche Feinde im Leben und im Tode, Verkleinerer, Verleumder, Verächter nach dem Tode? Ihn sollten in einer Stunde der Gefahr gar manche seiner Jünger, die bisher bei seinem Namen geschworen, nicht verleugnen? Schade, wenn es anders wäre! Wenn je zwischen dem Lichtbringer und den Dunkelmännern auch nur ein Waffenstillstand eintreten könnte! Wenn je ein Hauptpastor Goeze Lessing's Namen ohne ein leise oder laut gerufenes Anathema ausspräche und am Scheidewege sich nicht die wahren Anhänger von den falschen Freunden trennten! Je mehr Feinde, jemehr Ehr'!

Noch so wild, noch so heiser mag das Gekrächz der Raben sein — an einem Orte haben sie den Gesang des Schwans nicht überschreien können. Von der Bühne herab klingt die milde Weisheit Nathan's, die Geschichte von den drei Ringen trostreich allen entgegen. Keine Kritik hat es vermocht, in hundert Jahren Lessing von den Brettern zu vertreiben. Hier ist seine eigentliche Heimat, hier hat er unzerstörbare Wurzeln geschlagen. Immer aufs neue erhebt, erfreut er die wechselnden Geschlechter der Menschen. Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise sind so jung wie am Tage ihres ersten Erscheinens vor den erstaunten Augen, vor dem gerührten Herzen unseres Volkes. Bis auf die

letzte Erinnerung müßte der Ruhm Friedrich's aus unserer Geschichte ausgetilgt sein, Mannhaftigkeit, Großmut, Mut und Ehrlichkeit müßten die Seelen der Männer, hingebende Treue und liebenswürdige Anmut das Herz der Mädchen verlassen haben, wenn Minna von Barnhelm nicht mehr ein lautes, ein nachhaltiges Echo im Theatersaale fände. Wer kann Emilia Galotti sehen, ohne den Haß der Freiheit gegen die Allgewalt des Fürsten und die Niederträchtigkeit seiner Diener zu empfinden? Wem — und wäre er auch der Patriarch von Jerusalem — rührte sich nicht ganz heimlich das Gewissen, wenn Nathan ihn und alle, die vor ihm gewesen und nach ihm sein werden, vor den Stuhl des weiseren Richters lädt? Im Sinne und Wesen der Aufklärung liegt es, auch in der Kunst das Moralische zu betonen, während wir vor allem das Schöne in ihr suchen. Diese Schönheit ist uns auf unserer Bühne zuerst in den Lessing'schen Schauspielen aufgegangen. Schon Miß Sara Sampson ist von einer Reinheit und Vollendung der Sprache, von einem so rührenden und lebenswahren Inhalt, daß kein Werk, das ihr vorangegangen, das mit ihr zugleich entstanden, auch nur entfernt eine Vergleichung mit ihr aushält. Die heitere Anmut, die kriegerische Frische Minna's von Barnhelm; die tragische Größe Emilia's; der lichte Glorienschimmer um Nathan werden immer auch im Reich des Kunstschönen vorbildlich bleiben. Nicht in dem Sinne sind sie vollendet, daß sie nicht diesen oder jenen Mangel hätten, der Beurteiler nicht nach seinem Charakter und Geschmack Minna individueller, den Schluß des Nathan heroischer, den Tod Emiliens noch tiefer in ihrer Seelenstimmung gegenüber dem Prinzen begründet wünschte, wohl aber in dem, daß sie die Kunstform des Drama's in ihren drei Gattungen rein, voll und harmonisch zum Ausdruck bringen. In glücklichster Weise ver-

schmelzen sie die Regelmäßigkeit des französischen mit der Fülle und dem Gestaltenreichtum des Shakspeare'schen Drama's. Unvergeßliche Figuren stellen sie hin, komische, ernste, tragische. Obgleich im Grunde die drei Dichtungen Familienschauspiele sind, lassen sie den historischen Hintergrund, auf dem sie sich abspielen, in eigentümlichster Beleuchtung hervortreten: den siebenjährigen Krieg und das Königtum Friedrich's; das Kleinfürstentum des achtzehnten Jahrhunderts; das Zeitalter der Kreuzzüge. Von daher borgen sie die charakteristischen Züge, die tiefen Farben, die starken Lichter und Schatten, ohne die ein dramatisches Kunstwerk nicht bestehen kann. In all' ihren Gestalten, nach dem modernen Worte, realistisch, erheben sie sich durch ihre Handlung und ihren Inhalt in das Reich des Idealen.

Hundert Jahre sind am heutigen Tage seit Lessing's Tode verflossen. Aber ist er uns in Wahrheit gestorben? Ist seines Wirkens und Schaffens Inhalt ganz in die allgemeine Bildungsatmosphäre, in das Allgemeinleben unsers Volkes übergegangen? Wie viel fehlt daran! Wie unerreichbar steht sein Ideal der Menschlichkeit noch vor uns! In allem Wandel der Zeiten, in dem ungeheuren Wechsel der politischen Dinge ist er noch immer der Lehrer der Brüderlichkeit, der Kämpfer für die Erforschung der Wahrheit geblieben. Reiche sind seitdem gegründet und gestürzt worden, Revolutionen mit gewaltigem Schalle vorübergebraust — das Dreigestirn seiner Dramen glänzt heiter und still, leuchtend und wärmend, nach wie vor am Himmel der Kunst. Vergeblich ist es, mit Geschrei und Gebell, mit Steinwürfen oder priesterlichen Zaubersprüchen die Sterne auslöschen zu wollen. Selbst denen, welche die Hand vorhalten, um sie nicht zu sehen, schimmern ihre Strahlen; und wenn sie heute noch nicht jedes Dunkel erhellen, nicht jede Finsternis verscheuchen können, sollte es sie bekümmern? Wissen sie doch, daß die Ewigkeit ihnen gehört.

Die naturalistische Romandichtung.

Mai 1885.

In der Religion wie in der Ästhetik giebt es unüberwindliche Dogmen. Obgleich die einen der Vernunft, die andern den Thatsachen widerstreiten, werden sie hartnäckig festgehalten und mit Leidenschaft verteidigt. Manche Lehrer der Ästhetik sind nicht minder verblendet und unbarmherzig gegen die ästhetischen Ketzer, als die Inquisitoren gegen die religiösen. Trotz aller Beweise des Gegenteils erscheint das Dogma von der reinen, den Tendenzen einer bestimmten Zeit unzugänglichen Kunst, von der Kunst um der Kunst willen unausrottbar. Immer wieder wird es zur Bekämpfung und zur Verdammung gewisser Schöpfungen der modernen Litteratur hervorgeholt; ja die völlige Nichtigkeit der ganzen modernen Dichtung kann von diesem Dogma aus mit Leichtigkeit dargethan werden. Denn mühelos vermag man in den Werken seiner Zeitgenossen Tagesfragen, Parteirichtungen, politische, religiöse, soziale Tendenzen zu entdecken, deren Spuren in Tasso und Shakspeare oder gar in Horaz und Lucian nachzuweisen, bedeutend schwieriger ist, davon ganz abgesehen, daß die Dichtungen der Vergangenheit, eben weil wir sie aus einem andern Vorstellungskreise und einer andern Gesellschaft heraus beurteilen, vieldeutig sind und alle mehr oder weniger etwas Problematisches haben. Mit den zeitgenössischen Dichtern

dagegen atmen wir dieselbe Luft, sehen unter demselben Gesichtswinkel, hören mit demselben Ohr, empfinden mit demselben Herzen. Was sie schaffen, wird in irgend einer Beziehung zu unseren Erfahrungen und Meinungen, zu unserer Umgebung stehen, ihre Welt kann keine andere als die unsrige sein, sie können dem Vorwurf Tendenzdichter zu sein und der Tagesmode zu huldigen — oder wie die beliebten Anklagen nun heißen mögen, nicht entgehen. Die Frage, welche „tendenzlosen“ Stoffe denn die Dichtung in der Gegenwart ergreifen sollte, hüten sich die Herren wohl aufzuwerfen. Wer seine Zeit nicht zu bewegen wußte, der wird die Zukunft sicher nicht mit sich fortreißen.

So stark und mit jedem Jahre ausschließlicher beherrscht die soziale Frage — die Frage nach der Zweckmäßigkeit und der Möglichkeit einer Umgestaltung der Gesellschaft — die Köpfe und die Herzen, verschlingt sich so innig mit der Politik und der Religion, zersetzt die Sitten, Formen und Gewohnheiten des Lebens so unaufhaltsam, daß die Dichtung, die auf die Gestaltung dieser Probleme, der Menschen, die sie erheben, der Massen, die sie zu wilder Leidenschaft bewegen, der Kämpfe, die sie hervorrufen, feige verzichten wollte, ihren Bankrutt erklären würde. Auch die veränderte Behandlung, welche die Darstellung der sozialen Gegensätze, des Elends in den großen Städten und in den Fabrikdistrikten, der Schlachten des Lebens gegenüber den früher angewandten Formen und Farben erfahren hat, wird vielfach von den Vorurteilslosen als ein Fortschritt, als eine Einkehr in die Wirklichkeit begrüßt werden. Die Meinung freilich, daß erst mit dem Schauspiel des zweiten Kaiserreichs die Halbwelt und der Ehebruch, mit dem naturalistischen Roman die Arbeiterklassen und die unteren Volksschichten in der Litteratur eine Rolle zu spielen angefangen hätten, ist eine durchaus

irrtümliche. Balzac's Halbwelt kann es getrost mit der Halbwelt von Augier, Sardou und Dumas zusammen aufnehmen, in Boz' Romanen, in Sue's „Geheimnissen von Paris" füllen die Armen, die Arbeiterinnen, das Gesindel einen breiten Raum. Wenn George Sand in ihrer Erzählung „Le compagnon du tour de France", Karl Gutzkow in den „Rittern vom Geist", Victor Hugo in den „Misérables" die soziale Frage, die Figuren, die sie zu den Vertretern, den Helden und Märtyrern derselben machen, allzusehr in das Idealistische und die Fabel ihrer Romane aus der Alltäglichkeit in die Phantastik erhoben haben, so gilt dieser Einwand des Unwahren und des Romantischen nicht wider Balzac's und Boz' Schilderungen. Haben aber auch die Schriftsteller der letzten zehn Jahre keineswegs, wie sie sich in ihren kritischen und apologetischen Abhandlungen berühmen, die Poesie erneuert, ihren Horizont erweitert, Menschen und Verhältnisse, die früher von dem Bezirk der Musen ausgeschlossen waren, in denselben eintreten lassen, so haben sie doch der Darstellung und Auffassung der sozialen Gegensätze eine Richtung und Wendung gegeben, die ihnen für immer den Ruhm der Originalgenies sichert, wie verhängnisvoll sie auch für die Kunst selber zu werden droht.

In den dreißiger und vierziger Jahren war die soziale Frage ein Studium der Gelehrten, der Menschenfreunde, der Schwärmer; kühn in der Theorie, wunderbar und abenteuerlich in dem Aufbau ihrer Luftschlösser, in der Welt der Thatsachen dagegen auf die bescheidensten Versuche sich beschränkend, gehörte sie fast ausschließlich der Romantik an. Was in der Wirklichkeit zur Verbesserung der arbeitenden Klassen geschah, kam über die Vereinsthätigkeit der Reichen und Gebildeten, über wohlthätige Anstalten und Unterstützungskassen nicht hinaus. Von einer einschneidenden Gesetzgebung

zu Gunsten der Arbeiter war noch keine Rede, die Wünsche des Proletariats, wenn sie von einer beredten Stimme und einer unerbittlichen Dialektik, wie sie Proudhon besaß, ausgesprochen wurden, irrten weit über das Mögliche in's Blaue hinein. Der Fabrikarbeiter und die Blumenmacherin waren für die Dichtkunst „interessante“, beinahe exotische Gegenstände, für die Leser wie für die Dichter lebten sie in einer besonderen Welt. Erst mit der Februarrevolution und der Junischlacht im Jahre 1848 ist der „vierte Stand“ auf die Bühne der Welt getreten. Seitdem hat sich sein Verhältnis zur Politik wie zur Dichtung von Grund aus verändert. Wie die Staatsmänner und die Gesetzgeber müssen die Dichter fortan in sein Wesen, Denken und Trachten einzudringen, seine Bedürfnisse und seine Lage, seine Gewohnheiten, Tugenden und Laster, seine Sprache kennen zu lernen suchen. Der Sinn und Drang der Zeit nach der Wahrheit der Natur verbindet sich in diesen Forschungen, für den Politiker mit der Sorge für das Wohl des Staats, für den Erzähler mit dem Zweck seiner Kunst. Will er einen Ausschnitt der Welt im vollendeten Abbild vor uns hinstellen, darf er sich nicht mehr mit den allgemeinen Umrissen, mit dem Schatten der Dinge begnügen. Je mehr sich seine Leser willig oder widerwillig mit den sozialistischen Problemen, mit Arbeiterversammlungen und Strikes, mit sozialdemokratischen Wahlen und den Berichten der Fabrikinspektoren beschäftigen, desto vertrauter muß er selbst mit diesen Dingen und Verhältnissen sein. Mechanik, Statistik und Polizei haben das romantische Land, wenn wir es nicht in das Mittelalter und in die Zeit der Pharaonen verlegen, so eingeschränkt, daß ein Roman, ein Drama, welche gegenwärtiges, unmittelbares Leben schildern wollen, nicht mehr in ihm spielen können. Das Paradies der Kinder, in dem sich noch so viele unsere Erzählungen

bewegen, verleiht unserer Litteratur, wenn man sie als Gesamtheit betrachtet, gegenüber der französischen, russischen und norwegischen etwas Fades und Scheinheiliges, Süßlichkeit und Greisenhaftigkeit ineinander gemischt. Hat die Dichtung — und für die zweite Hälfte des Jahrhunderts geht sie ohne Bruch in die Prosa-Erzählung und das Drama auf, die Lyrik ist nur noch ein Ornament und eine Arabeske — die Verpflichtung, der Zeit den Spiegel vorzuhalten und den ganzen Menschen zu ergreifen, soll ihr nichts Menschliches fremd sein, so darf sie, in der großen Krise der Gesellschaft und der Kultur, die wir durchmachen, nicht vor der naturalistischen Darstellung des Proletariats zurückschrecken. Welche Gefahren auch für die erzählende Kunst in der breiten Schilderung einer bestimmten Handwerkerarbeit, einer Fabrik, eines Bergwerks, in der Wiederholung derselben schmerzlichen oder widerwärtigen Szenen aus dem Alltagsleben der Armen liegen mögen: der Grundsatz, von dem diese Beschreibungen, diese Alfreskomalereien der Not und der Arbeit, des Lasters und des Schmutzes ausgehen, ist unanfechtbar. Haben Walter Scott's Zeitgenossen seine Schilderungen von Klöstern und Burgen, Waffen und Gewändern der alten Zeit, von Turnieren und Raubzügen bewundert und sich an seinen Beschreibungen des schottischen Hochlandes und des alten Edinburgh nicht satt lesen können, warum sollten wir, denen die exakten Wissenschaften, das Kunstgewerbe, die Handfertigkeit so wichtig und wert geworden sind, weniger Gefallen an der Darstellung eines Walzwerks, an medizinischen Abhandlungen über allerlei Krankheiten finden? Der Einwand, daß der Trödel und die Reste der Vergangenheit poetischer seien, als die Werke der modernen Technik; daß die Beschreibung einer Landschaft tiefer und ergreifender auf das Gemüt des Lesers wirke, als die einer Ziegelbrennerei, hat nur eine relative Bedeutung,

denn er gründet sich ausschließlich auf die Empfindung des Geschmacks, nicht auf ein Urteil der Vernunft.

Je tiefer wir in den Zusammenhang der Dinge eindringen, desto deutlicher erkennen wir den Menschen als ein Produkt der Verhältnisse. Ihn in der Mitte und Umgebung, in der er durch Geburt, Erziehung und Geschick steht, zu erfassen und darzustellen, heißt allein ihn den Andern begreiflich und, je nach seinen Handlungen, beklagens- oder verehrungswürdig machen. Die moderne Physiologie zwingt den Dichter wie zu dem Studium des Menschen im anatomisch-realistischen Sinne, so auch zu dem Studium seiner Arbeit, des Kreises, in dem er sich bewegt, der Krankheiten, der Verführungen, der Laster, denen er in demselben ausgesetzt ist. Die Schilderung gewaltiger Leidenschaften in einigen starken, erschütternden Zügen ist nicht das, was wir von unsern Schriftstellern fordern: das Werden, Wachsen, Reifen dieser Leidenschaften, einer wilden Begierde, eines unbezähmbaren Hasses wollen wir sehen. „Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand, ich liebte sie um ihres Mitleids willen“: damit dürfte kein moderner Erzähler sich begnügen, um Desdemona's und Othello's Ehe seinen Lesern glaubhaft zu machen. Eine ganz andere Detailschilderung würden wir von ihm verlangen, eine Zergliederung ihres Herzens, eine Beschreibung des einsamen Hauses, in dem Desdemona ohne Mutter aufwächst, eine eingehende Charakteristik ihres sorglosen Vaters — was weiß ich! Leidenschaften, Fehler, gewisse moralische wie körperliche Vorzüge und Schwächen vererben sich; wie die Natur, drückt auch die Arbeit dem Menschen unverwischbare Spuren auf. Der Städter denkt, sinnt und trachtet anders als der Landmann; der Beamte in einem Bureau anders als der Arbeiter in einer Weberei; die Vorstellungen eines Arztes und die eines Theologen bewegen

sich nach entgegengesetzten Polen. Und das Alles nicht aus der Willkür, aus dem Belieben oder aus dem Temperament des Einzelnen, sondern aus der Notwendigkeit, aus den Einflüssen der Geburt, den Wirkungen der Umgebung und der Beschäftigung. Die Schilderung der äußeren Existenz eines Menschen nimmt darum mit Recht in einem Roman, der die Welt darstellen will, wie sie ist, nicht wie sie sein sollte oder sein könnte, fast die ganze Breite des Raumes ein.

Aber es ist klar, daß ein Auge, welches sich in die Betrachtung der Tiefe und Ferne einer Landschaft versenkt, über den Vordergrund hinwegsieht; daß ein Maler, der Luft, Licht, Wälder und Felsen, binsenumstandene Seen oder die Meeresküste darzustellen liebt, den Menschen zur Staffage herabsetzt. Diese Klippe vermag der naturalistische Roman nicht zu umschiffen. Ich kenne keinen, nicht einmal Flaubert's „Madame Bovary", in dem das leichte Fahrzeug der Fabel nicht auf diesem Riffe festsäße. Die Beschreibung der Umgebung des Helden oder der Heldin auf der einen, die Sezierung ihres Herzens und ihres Gehirns auf der anderen Seite ersticken die schnelle dramatische Bewegung der Handlung. Ja noch mehr, der geübte, auf den Farbenreichtum seiner Palette stolze Schilderer vergißt ganz, daß er Stillleben malt, statt uns Vorfälle zu erzählen. Der geschickte Anatom zerlegt sein Objekt mit Meisterschaft, ohne zu merken, daß er längst nicht mehr seinen Helden, sondern einen phantastischen Versuchsmenschen aus einem physiologischen Lehrbuche unter dem Seziermesser hat. Dies innerste Wesen des naturalistischen Romans erhält in den Erzählungen, welche sich ausschließlich mit den Zuständen der Arbeiterbevölkerung beschäftigen, noch einen stärkeren Stich in das Analytische oder Technologische. Bald will der Schriftsteller den Beginn, die Fortschritte, den entsetzlichen Ausgang des

Säuferwahnsinns, bald die Arbeit, das Elend, die Gefahren der Bergleute in einem Kohlenbergwerk darstellen. Darüber wird ihm sein Studium zur Hauptsache. In die Umständlichkeit und Genauigkeit seiner Beschreibungen setzt er seinen Stolz. Von Flaubert wurde erzählt, er habe siebenzig Bände über Ackerbau und Agrikultur-Chemie durchblättert und ausgezogen, um ebensoviele Zeilen in „Bouvard und Pécuchet" zu schreiben. Nicht, daß er eine Geschichte erfinden, Vorfälle verwickeln, eine Idee in dem Gemälde, das er von einem bestimmten Ausschnitt der Wirklichkeit entwirft, in menschlich wahren Figuren durchführen kann, macht nunmehr den Dichter, sondern die Kenntnis seines Gegenstandes: eine Kenntnis, die er in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nur aus zweiter Hand hat. Denn er ist ja kein Bergmann, kein Dachdecker, kein Arzt, der in einem öffentlichen Hospital die am delirium tremens Leidenden behandelt, er lernt die Sprache und Ausdrucksweise der Arbeiter nicht aus ihrem eigenen Munde, nicht in ihren Schenken und Werkstätten: er holt seine Wissenschaft und Kenntnis, wie jeder andere Gelehrte, aus Büchern und vereinzelten Beobachtungen. Seine Phantasie dankt zu Gunsten des Experiments, der Analyse, der Technologie ab. Es ist für die Richtung bezeichnend, daß Zola seinen Roman den Roman expérimental nennt. Jener Teil der deutschen Kritik, der sich in einen Fanatismus für Zola und seine Ansichten hineingeschwärmt hat, kann nicht tadelnde Worte genug finden, dem historischen Roman seine Gelehrsamkeit, seine antiquarischen Schrullen, seine verrosteten Helme und seine Butzenscheiben vorzuwerfen! Mit heiliger Entrüstung wird von dem Einfall der Altertumswissenschaft in das Gebiet der Dichtkunst geredet. Jeder Fanatismus ist blind: die Herren übersehen völlig, daß ihr Meister in „Germinal" ein Dutzend Bücher über Kohlenbergwerke und

Grubenunglücke, in „Au Bonheur des Dames“ drei oder vier Bücher über die großen Magazine in Paris auszieht: daß bei ihm die Medizin und die Technologie denselben Raubeinfall in das Land der Poesie vollführen, wie die Ägyptologie bei Ebers, die Theologie und die Kunstwissenschaft bei Taylor; daß der Leser, der ein Werk wie „Germinal“ wirklich verstehen will, beständig ein technologisches Lexikon zur Hand nehmen muß, um diesen Schilderungen im Einzelnen folgen zu können. Oder setzt vielleicht Daudet's „Sappho“, wenn man sich nicht blos mit dem Dunstbilde einer Pariser Modellschönheit begnügen will, nicht eine Kenntnis gewisser physiologischer Dinge voraus, der man sich in guter Gesellschaft nicht rühmen darf und deren Verständnis der Mehrzahl der Leserinnen vollkommen unbegreiflich bleibt?

Der Zug der Zeit nach dem Realen begünstigt diesen Sieg der Wissenschaft über die Dichtung wie bei den Schriftstellern so bei den Lesern. Dagegen ist mit Worten nichts einzuwenden: der Wind weht eben gewaltig aus dieser Richtung und ich bezweifle, daß er schon das Ende seiner Bahn erreicht hat, um ebenso mächtig in die entgegengesetzte Richtung umzuschlagen. Wohl aber muß auf das unvermeidliche Ziel dieser Bewegung hingewiesen werden: die Vernichtung der Dichtung. Ob die Poesie die höhere Wahrheit des Lebens oder die Falschmünzerei der Wirklichkeit sei; ob sie nach der ethischen Seite hin veredelt oder verderblich wirke, bleibe dahingestellt: in jedem Falle ist sie etwas anderes als der Polizeibericht, als die Statistik des Elends, der Strikes und der Unglücksfälle, als die photographische Abbildung der Natur. Wenn sie nichts anderes geben könnte, als diese, wäre sie überflüssig. Jede photographische Aufnahme der Zerstörungen, welche eine Wassersflut angerichtet hat, ist genauer und anschaulicher, als die Schilderung, welche der

Naturalist Zola davon zu entwerfen vermöchte; der aktenmäßige Bericht über das schreckliche Unglück im Camphausenschacht wird noch einmal so tief erschüttern und rühren, als jedes „naturalistisch“ geschilderte Bergwerksunglück mit erdichteten Figuren und erdichteten Nebenumständen. Um zu wirken, muß der Dichter dem Naturereignis ein menschliches Interesse hinzufügen: nicht die Feuersbrunst, die er als Feuerwehrmann beschreibt, der Held oder die Heldin, die dabei untergehen, gewähren dem Leser das tragische Schauspiel. Nicht die arme Romantik, gegen die geeifert wird, die Poesie wird aus dem naturalistischen Roman vertrieben, je mehr der Mensch vor den Dingen und die Handlung vor der Beschreibung zurückweicht. Der Mensch, der einzige Gegenstand, den die Dichtung haben kann, denn selbst die Naturdichtung, die Spruchweisheit und die religiöse Poesie gehen einzig von ihm aus und münden in ihn, wird unter die Maschine herabgesetzt, in dem sozialistischen Roman sind die Arbeiter eben nichts als das Futter der Maschinen, der Bergwerke, der Magazine. Diese werden bald als Ungeheuer mit tausend Fangarmen, bald als Moloch mit feurigem, verzehrendem Atem geschildert, die Menschen sind ihr Fraß. Wunderlich mischt sich in der Beschreibung dieser neuen furchtbaren Götzen die modernste Sprache der Mechanik und der Technik mit den Bildern aus der Offenbarung des Johannes, der realistische Tick mit der mystischen Glut eines Priesters; der Eingeweihte und der Ingenieur wechseln miteinander ab. Kein kleinstes Rad, kein stählerner Bügel, keine Spiralfeder, kein Treibriem der Maschine wird dem Leser geschenkt, aber zugleich wird diesem Werk des menschlichen Scharfsinns und der menschlichen Hand eine Art Seele gegeben: ein Dämon wohnt darin. Die Poesie, die früher den Menschen verherrlichte, vergöttert jetzt die Maschine oder die Markthalle. Die Menschen haben

nur noch ein pathologisches Interesse für den sozialistischen Roman: wie sie von der Maschine und der Fabrik gefaßt ausgesogen, zermalmt, verzehrt werden, erzählt er. Hat er dies mit vollendeter Genauigkeit, Sachkenntnis und Objektivität gethan, ist sein „Experiment“ gelungen.

Eine bloße Aufzählung der Laster und Krankheiten, an welchen die arbeitenden Klassen leiden und zu Grunde gehen; auf die Geschichte eines verlorenen Mädchens die eines Säufers; auf die Mordthat, die ein verkommener Student an zwei alten Frauen verübt, ein Massenunglück in einem Bergwerk; nach einer Beschreibung der Lokomotive die Analyse eines Ehebruchs im Keller — auch wir, die so laut nach der nackten Wahrheit des Lebens verlangen, würden den Dunst und Modergeruch, der aus diesen Erzählungen aufsteigt, nicht ertragen, die Eintönigkeit in der Wiederholung desselben Motivs — die Ausbeutung der Armen durch die Maschine und das Kapital, Elend und Laster als Ursache und Wirkung — nicht auf die Dauer aushalten, wenn nicht die Philosophie diese breiten Bettelsuppen würzte.

Was der Weltschmerz für die Dichtungen Lord Byron's, Heine's, Leopardi's, Alfred de Musset's; was das Gefühl, unverstanden zu sein, für so viele Frauengestalten der Sand und Balzac's war, das ist für den naturalistischen Roman der Franzosen und der Russen der Pessimismus: ohne diesen beseelenden Hauch könnte er nicht bestehen. Die Anschauung — oder besser die Stimmung, daß diese Welt von allen möglichen Welten die erbärmlichste und die einzige Rettung aus der Verstrickung und dem Schmerz des Daseins die Allvernichtung sei, hat der neuesten Entwickelung der Weltlitteratur Inhalt, Geist und Zusammenhang gegeben. Der Pessimismus verbindet Gogol, Turgenjew, Dostojewskij mit Flaubert, Daudet, Zola, mit Ibsen und Kielland, mit Verga und

Galdos. Das Widerwärtige, Häßliche, Peinliche und Empörende des Erzählten und Geschilderten soll einzig zum Beweise der These dienen, auch diese Dichter schauen die Welt im Spiegel des Ewigen. Sie rühmen sich nicht allein der Wahrheit und Zweifellosigkeit der menschlichen Thatsachen, die sie vorführen, sondern auch des ethischen Zweckes, den sie damit verfolgen. Indem sie alle Illusionen zerstören und das Elend und den Jammer auf dem Grund aller Verhältnisse und aller Existenzen zeigen, lehren sie in dem Tod den Erlöser begrüßen. In dem Weltschmerz steckte trotz seines titanischen Ansturms gegen den Himmel eine starke Ader Sentimentalität, hinzugehen wie das Abendrot — „und so im uferlosen All versinkt mein Geist und süß ist mir's in diesem Meer zu scheitern“ — war immer sein Wunsch. Anders der Pessimismus. Die buddhistische Ergebung in das Unvermeidliche, die Sehnsucht nach Nirvana, in der er sich bei seinem ersten bewußten Propheten in Europa, in Schopenhauer, erschöpfte, hätte nicht das Ferment des naturalistischen Romans werden können, erst in der Anwendung der pessimistischen Doktrin auf die Wirklichkeiten, auf den Staat und die Kirche, die Ehe und die Familie, die Gesellschaft und das Eigentum, in der Prüfung all' dieser Einrichtungen vom pessimistischen Standpunkt aus, wurde die neue Philosophie zu einer revolutionären Kraft. Zwischen der Leidenschaft der Nihilisten, dem Utopien der Sozialisten, zwischen Anarchie, Aufhebung jeglichen Eigentums und dem Pessimismus giebt es ein lebendiges Band. Dieser Sturmhauch, aus pessimistischer Stimmung und sozialistischer Schwärmerei geboren, durchweht stärker oder schwächer, schwermütiger oder verzehrender die modernste Romandichtung. Ohne die soziale Frage würde ihr die reale Grundlage, ohne die Modephilosophie der Schwung fehlen. In dem Sumpf der Alltäglichkeit, in dem Brodem

der Branntweinschenken müßte sie ersticken, wenn sie sich nicht auf den Flügeln des Pessimismus darüber emporschwänge, wie Milton's Satan mit den Riesenfittichen, die ganze Legionen hätten bedecken können, die Finsternis und den Dunst des Chaos durchbricht. Wurzelte sie aber auf der andern Seite nicht in diesem Elend, das wir kennen oder doch schaudernd ahnen und alle zu lindern und zu bekämpfen mitleidig und bereit sind, so würden ihre Seufzer wie ihre Flüche über die Jämmerlichkeit der Welt allmählig inhaltsleer werden und ihre Theorie, jede Unmittelbarkeit der Wirkung einbüßend, sich in nichtige Spekulationen auflösen.

Niemand kann sich dem beinahe dämonischen Reiz entziehen, den dieser zugleich realistische und philosophische Roman ausübt. Es ist etwas Herzerschütterndes und Atembeklemmendes darin: Luzifer, der die Schöpfung, ihre angebliche Vollkommenheit und die Allgüte, aus der sie hervorgegangen sein soll, Lügen straft. Er befriedigt die zwei mächtigsten Neigungen der Jetztlebenden: die Zweifelsucht und den Drang nach Erkenntnis. Die Verbrechen der Zeit, der Kommune-Aufstand in Paris, die irländischen Mörder, die Petersburger Bombenwerfer haben die Phantasie an abenteuerliche Überraschungen und Schrecken gewöhnt. Schlimmere Barbaren, als die Hunnen und Vandalen der Völkerwanderung, wohnen unter uns, wir alle haben die Empfindung eines ungeheuren Zusammensturzes, wir erleben den Verfall der Kirche, die Zerbröckelung jeglicher Autorität; während die Sterne, die der Menschheit so lange geleuchtet, immer tiefer und immer blasser am Horizont hinabsinken, tauchen aus dem dunklen Weltraum neue kometengleich empor. Mitleid und Furcht, wie die Zuschauer in der antiken Tragödie vor dem Fatum, bewegen uns, wenn wir unserer Sphinx, der sozialen Frage, in's Angesicht schauen. Jeder Versuch, ihr Rätsel zu

lösen, ist uns willkommen. Die Anziehungskraft, welche im Mittelalter die Schilderungen der Hölle in Predigten und Legenden, in Dante's Gedicht, in unzähligen Malereien auf die Phantasie der Gläubigen ausübten, geht jetzt von den Darstellungen der Arbeiterwohnungen, des Abeiterelends, der Kneipen, der öffentlichen Häuser, der Hospitäler und Gefängnisse aus. Farinata heißt heute Raskolnikow, Ugolino Coupeau. Keine noch so widerwärtige und abstoßende Detailmalerei erspart uns der Dichter; er ist nicht zufrieden damit, uns das Abscheuliche sehen zu lassen, er muß, soll sein Triumph vollkommen und seine Beschreibung naturalistisch sein, auch nach Möglichkeit unsere Geruchsnerven mit in Leidenschaft ziehen. Er fühlt ein aus Wollust und Ekel gemischtes Behagen, sich im Schmutz zu wälzen; an den Martern, denen er seine Helden und Heldinnen aussetzt, hat er ein grausames Vergnügen, wie die Richter in den Hexenprozessen; in der Auffindung des Verbrechers wetteifert er mit der Kriminalpolizei, in der Seelen- und Gehirn-Analyse des Mörders beschämt er die gelehrtesten und kundigsten Ärzte wie den scharfsinnigsten Staatsanwalt.

Daß diesem Packenden, Schlagenden, Brutalen des sozialistischen Romans gegenüber der idealistische wie der historische auf verlorenem Posten stehen, weiß Jeder aus eigener Erfahrung. Wie lange noch und beide werden zur Litteratur für die reifere Jugend herabgestiegen sein. Seine hohen Helden, seine romantischen Abenteuer, seine erhabenen Gesinnungen, seine Naturschilderungen, seine Gespräche über Kunst und Philosophie gemahnen den modernen Leser an Märchen und Sagen; an eine derbre Kost gewöhnt, hält er diese Speise für eine fade Milchsuppe; wie kann seine Nase, die nur noch den durchdringenden Geruch von Fusel und Petroleum, von faulenden Gemüsen und Unrat wittert, den feinen Duft der Reseda spüren? Die Kunst hat für ihn einen anderen Zweck,

als für seinen Vater: den erhob sie aus der Sphäre der Wirklichkeit, ihn soll sie darin versenken. Wer „Consuelo", „David Copperfield", „Wilhelm Meister" oder den „grünen Heinrich" liest, wird von keinem Drang des Irdischen, keiner sinnlichen Neigung gequält und gestachelt; wie in einer goldenen Wolke schwebt er über der Welt, sie ist ihm ein buntes Spiel von Gestalten und Zufällen, voll Weisheit und Anmut, voll Scherz und süßer Melancholie. Umgekehrt sucht der naturalistische Roman die Leidenschaften aufzuwühlen, alle Begierden und alle Sinnlichkeiten zu entfesseln. Ich kenne keine albernere Behauptung, wenn es keine Tugendheuchelei sein soll, als die so vieler Kritiker Zola's: seine Unflätereien entstellten seine Meisterwerke. Die Unzucht, die Erregung der Sinnlichkeit gehört zu dem innersten Leben und Wesen dieser Romane, wie die Maschine, die Not und der Schnaps. Wenn es in diesen Büchern keinen Ehebruch, keine Verführung, keine Notzucht, keine Nana gäbe, würden sie nicht nur mit einem Schlage die Hälfte ihrer Leser einbüßen, sie verlören auch ihre Wahrheit als gesellschaftliche Dokumente. Was für den idealistischen Roman die romantische Liebe, ist für sie die Unsittlichkeit, ohne dieselbe können sie nicht bestehen. Wenn man Raskolnikow haben will, muß man Ssonja mit in den Kauf nehmen: ich bin sogar überzeugt, daß man sich ohne Ssonja wenig um Raskolnikow kümmern würde; so wenig wie um den Schwächling Jean Gaussin, wenn Sappho nicht da wäre. Die Entwürdigung des Weibes ist einer der schwärzesten Punkte an dem Horizont der jetzigen Gesellschaft. Alle sehen, Alle beklagen es. Wie könnte sich darum der naturalistische Romanschriftsteller diesen Untergrund des weiblichen Elends für seine Schöpfungen entgehen lassen? Niemand wird ihm die Wahrheit seiner Schilderungen bestreiten, in mehr als einer Einzelheit werden sie immer noch hinter der Wirklichkeit

zurückbleiben, und dabei hat er den großen Vorzug vor seinem idealistischen Mitbewerber, den blasierten Leser zu kitzeln und zu betäuben. Die Nacktheit und die Pfütze sind das A und O des naturalistischen Romans: dies leugnen, heißt sein Wesen verkennen. Ich stelle mich vor dieser Notwendigkeit nicht auf den moralischen Standpunkt, im Gegenteil, ich gebe Zola Recht. Das Leben, die Gesellschaft, die Armen — sie sind so, nur ein Blinder, nur ein Tauber bezweifelt es. Hat die Kunst keinen andern Zweck als die Wiederspiegelung der Natur, so ist Daudet's pädagogische Absicht, seine Söhne, wenn sie achtzehn Jahre sind, durch die Lektüre seiner „Sappho" vor dem Verkehr mit ähnlichen Frauen zu warnen, ein überflüssiges, der Zimperlichkeit gemachtes Zugeständnis. Bedarf der Schmutzmaler einer Entschuldigung, wenn er die Unreinlichkeit naturgetreu wiedergiebt? Braucht der Pessimist seine Lehre zu verteidigen, da zweifellos Not und Schmerz auf der einen, der Trieb der Selbsterhaltung auf der andern Seite die Wurzeln des Lebens sind?

Darüber also, wenn man in den Vordersatz eingewilligt hat — und die überwältigende Mehrheit der Zeitgenossen thut es — kann kein Streit sein. Der naturalistische Roman ist nicht nur in seiner Auffassung der sozialen Frage, sondern auch in seiner Darstellung des Zuständlichen berechtigt. Eine neue Welt schafft sich neue Kunstgesetze. Was ist schön, was ist häßlich? Begriffe, die sich nach Zeit und Ort, nach dem nationalen Geschmack, nach der individuellen Stimmung wandeln. Der große Irrtum, in den Zola, seine Freunde und Bewunderer, seine kritischen Schildträger und seine Nachahmer verfallen, liegt in dem Glauben, daß sie allein die Wahrheit besäßen, daß ihr Roman die allein seligmachende Dichtung sei. In ihrem Fanatismus und ihrem Hochmut übersehen sie, daß ihre Kunst, stofflich wie formal, eine durch-

aus einseitige ist; daß sie, im Wahn, die Gesellschaft zu umfassen, nur die unterste Bulge der irdischen Hölle darstellen; daß alle ihre Bilder, die sie für Dokumente der Wahrheit halten, keine Perspektive haben und in einem luftleeren Raume zu schweben scheinen. Nach der Lektüre des Daudet'schen Romans „Fromont jeune et Risler aîné“ hat Adolf Stahr, wie Fanny Lewald erzählt, ausgerufen: „Was habe ich gemein mit einer Gesellschaft, in welcher dem einzigen ordentlichen Menschen nichts übrig bleibt, als sich vor Verzweiflung aufzuhängen?“ Dieselbe Frage beschleicht mich, wenn ich diese Bücher durchblättere. Ihre Figuren sind mir so fremd, wie ihre Laster und ihre Schicksale, sie stehen mir in ihrer Sprache, ihren Anschauungen, ihren Gewohnheiten unendlich ferner als der Vater und der Oheim Yorik Sterne's oder das Liebespaar Manzoni's. Wenn nach den Naturalisten das „Milieu“, in dem sich der Mensch bewegt, das Bestimmende für seine Ansichten, Eigenschaften und Handlungen ist, so hat mich meine Umgebung in eine Sphäre versetzt, die durch Siriusfernen von jener des „Assommoir“ getrennt scheint. Die Gesellschaft, die ich kenne, hat ihre Schwächen, Fehler, ihre kleinen und großen Dunkelheiten; aber sie beschäftigt sich mit allgemeinen Interessen, sie lebt in reinlichen Wohnungen, sie redet die Sprache der Bildung, sie hat bei all' ihrer Erwerbs- und Genußsucht einen idealen Aufschwung. Mögen holländische Maler das Zahnausreißen „lebensgroß“ darstellen, wenn sie sich nur nicht erdreisten, einer Madonna Raphael's Luft und Licht wegnehmen zu wollen. Ist ein Säufer, ein Bergmann, ein weibliches Modell ein besserer Held als ein Offizier, ein Gelehrter, eine Gouvernante? Ist der Schreibtisch eines Beamten weniger wert als die Hobelbank eines Tischlers? Neben der Hölle, welche die Naturalisten schildern, giebt es auch ein Fegefeuer und ein Para-

dies. Nicht alle Arbeiter verkommen und verderben, viele gelangen zu einer ihren Wünschen und Bedürfnissen entsprechenden Behaglichkeit, manche zu Reichtum und Ansehen, der eine und der andere wird ein großer Erfinder und Wohlthäter der Menschheit. Sterben alle Sünderinnen elend im Hospital? Giebt es nicht auch in der Wirklichkeit für sie durch Besserung und Arbeit eine Wiederherstellung? Hat nur die Finsternis Anspruch auf naturalistische Darstellung, nicht auch der Sonnenschein? Nur der Jammer, nicht auch die Fröhlichkeit und die harmlosen Vergnügungen der Tausende, welche ein Frühlingssonntag aus der Dumpfheit der Fabriksäle in's Freie, in den Wald, an den See lockt? Zwischen der Welt der Armen und der Welt der oberen Zehntausend zieht sich eine breite Mittelschicht hin, aus der, was wir Kultur und Bildung nennen, stammt. Mich gelüstet es so wenig nach den Palästen des Reichtums, wie nach den Höhlen der Armut, warum soll meine Welt der Gesittung, mein Idealismus plötzlich von der künstlerischen Darstellung ausgeschlossen sein? Sind die Bilder, die Bücher, die Erinnerungszeichen der Freundschaft und der Liebe, die mich umgeben, nicht gerade so wirklich, wie die Branntweinschenke mit ihren klebrigen Tischen, ihren langhalsigen, bauchigen Flaschen, ihren nur halb ausgespülten Gläsern, ihren Gasflammen und Fliegen? Pachtet man von vornherein schon die Wahrheit und die Kunst, wenn man in das Volk geht und sich mit ihm betrinkt? Welch' abenteuerliche Vorstellung! Wie viele von Zola's Lesern haben die Bekanntschaft der zankenden Waschweiber, der Kohlenarbeiter, der Handlungsdiener und Probiermamsells jemals im realen Leben gemacht? Sie glauben dem genialischen Schriftsteller auf's Wort und folgen ihm, weil es die Mode will, daß man sich mit der sozialen Frage und den Enterbten beschäftige.

In seinem Stoff wie in seinem Gedankengehalt ist der naturalistische Roman auf einen dürftigen Ausschnitt der Welt und des Lebens beschränkt. Absichtlich schließt er vor anderen Schichten und Zuständen der Gesellschaft die Augen: einmal, weil sie seiner pessimistischen Theorie widersprechen, und dann, weil sie seiner Darstellungsmethode unzugänglich sind. Denn wie sollte er Charaktere wie Wilhelm Meister und Natalie schildern? Die keusche Liebe eines jungen Mädchens, das im wohlhabenden Hause in der Obhut einer klugen und zärtlichen Mutter aufwuchs? Den ehrgeizigen Traum eines Helden? Alles Geheimnisvolle und Unerklärliche? Die brutalen Thatsachen, die rohen Begierden, auf die einzig die realistische Darstellung anwendbar ist, fehlen hier; das Fleisch zuckt, stönt, blutet, stinkt hier nicht, nur die Seele atmet und sinnt. Die bewunderungswürdige Kraft des Kolorits, die genaue Kenntnis aller Einzelheiten in den Beschreibungen der großen Naturalisten, die sich von der Malerei auf die Dichtung übertragen hat, kann über den Mangel an Luft, an Perspektive darin nicht täuschen. Alles erscheint auf demselben Plan, Alles riesengroß. Um einen verwilderten Garten zu beschreiben, verbraucht Zola in dem Roman „La faute de l'abbé Mouret" doppelt so viele Seiten, als Tasso Strophen, um Armidens Zauberhain zu schildern, ohne doch in dem Leser, da jeder Baum, jede Blume dem Autor gleichwertig ist und mit schmückenden Beiwörtern versehen wird, den Eindruck eines Gartens hervorzurufen. Ein Herbarium, ein Blumenkatalog kommt zum Vorschein. In der Darstellung wie in dem Inhalt offenbart sich die gleiche Einseitigkeit. Aus dem, was ursprünglich eine Skizze, eine Notiz im Polizeibericht, eine Lokalnachricht ist, wird durch die Aufbauschung des Nebensächlichen, die Ausmalung des „Milieu" die pessimistische Optik, die den einzelnen Ungücklichen zum Typus seiner Gattung

macht, eine Katastrophe zum Naturgesetz erhebt, der naturalistische Roman; aus der menschlichen Komödie der Prozeß mit allen Dokumenten und Protokollen des Armen gegen den Reichen, der Arbeit gegen das Kapital, des Verbrechens gegen die herrschende Sitte und Ordnung.

Johannes Scherr hat sich vor kurzem in seinem Buche über „Die Nihilisten" in scharfer Weise gegen den entsittlichenden Einfluß dieser Bücher gewandt und ihren Inhalt wie ihre Form verurteilt. Auch ich möchte die Kunst nicht von jeder ethischen Verpflichtung freisprechen, wäre nur eine bestimmte Grenze zwischen dem Anspruch der Sitte, die auch von der Kunst gewahrt werden soll, und den Forderungen einer seichten Moral, einer heuchlerischen Verschämtheit zu ziehen! Im letzten Grund ist der naturalistische Roman ein Produkt der moralischen Verwilderung, der demokratischen Neigung der Zeit: der Bruder Mensch in Hemdärmeln, mit ungewaschenem Gesicht, in Staub und Ruß der Arbeit, hat über den Edelmann, den Kaufmann und den Gelehrten, das Fabrikmädchen über das Fräulein triumphiert; er erzeugt nicht die Verderbtheit, nicht die Duzbrüderschaft in der Blouse, das Schnapsglas in der Hand, er bestätigt sie nur. Wer von der Lektüre dieser Bücher nicht einen üblen Geschmack auf der Zunge, etwas wie die Empfindung der Seekrankheit und einen Alpdruck auf dem Herzen behält, der wird Scherr's schneidige Worte gar nicht verstehen. Die Trostlosigkeit dieser Geschichten indessen werden Alle zugeben: nicht ein gewaltiges tragisches Schicksal zerknirscht darin einen titanisch emporstrebenden Helden und rührt den Leser, sondern der Dunst aus den Familienhäusern, der Pesthauch eines überfüllten Pockenlazarettes erstickt uns; zwischen dieser Wirkung und derjenigen, die ich von der Kunst erwarte, gähnt ein Abgrund. Andere indessen denken und fühlen anders. Das Endresultat

der Bewegung wird dennoch für die Kunst, auch in meinem Sinne, ein förderliches sein: der naturalistische Roman zwingt den idealistischen, seine Formen zu erneuern, sie inniger an die Natur anzuschmiegen, das charakteristische Element in seinen Figuren und Fabeln stärker zu betonen, der Wirklichkeit näher zu kommen, gerade wie der Materialismus die gesamte Philosophie auf eine festere und natürlichere Grundlage gestellt hat. Dann wird dieser Durchgang durch die Hölle die Dichtung nur zu kühneren Flügen himmelan gekräftigt haben.

Das Märchen.

Dezember 1885.

Weihnachten ist nicht nur das Fest der Kinder, es ist auch die Blütezeit des Märchens. In innigster Geistes- und Sinnesverwandtschaft stehen eben Kinder und Märchen. Das Märchen und das Danklied an die Götter sind die Anfänge aller Dichtkunst. In dem Gemüt und der Einbildung der jugendlichen Völker verschlingt sich die märchenhafte Vorstellung mit der religiösen Empfindung. Die hellen, segnenden Götter entsprechen den freundlichen Feen, die dunklen, strafenden den Riesen und Drachen, das schreckliche wie das holde Wunder wiederholt sich in beiden. Die Religion hat das Paradies und die Götterburg des Olympos, das Märchen die Zaubergärten und die Zauberpaläste; fährt Elias im feurigen Wagen gen Himmel, so fliegt Sindbad auf den Flügeln des Vogels Rok über Länder und Meere. Nicht einmal die Unsterblichkeit ist den Göttern besser verbürgt, als Aschenbrödel und Däumling, Schneewittchen und ihren Zwergen — „und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch."

„Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder, holdes Blütenalter der Natur! Ach, nur in dem Feenlande der Lieder lebt noch deine fabelhafte Spur" — hat Schiller den Göttern Griechenlands nachgesungen. Wenn ich die Welt betrachte, wie sie geworden ist, und die Kinder, wie sie jetzt sind, mit

mir und meinen Freunden und Freundinnen, als wir selber noch Kinder im Flügelkleide und kurzem Jäckchen waren, melancholisch vergleiche, möchte ich den Märchengestalten eine ähnliche Elegie nachsingen. Denn auch sie erblassen mehr und mehr und entschwinden aus unserer Vorstellung. Die Haus- und die Volksmärchen, Tausend und eine Nacht, die von Dichtern erfundenen, wie die aus dem Urborn der Volksphantasie entsprungenen Märchen sind auf den Aussterbe-Etat gesetzt. Sie gleichen den getrockneten Pflanzen eines Herbariums und sind Material für die Litteraturforschung und Fraß für die Motten geworden. Wir haben gut ihre Schönheit und Frische zu rühmen, nur die Kinder, die noch nicht lesen können, schenken uns Glauben. Die Größeren hören uns mit zweifelndem Lächeln zu und unterbrechen uns mit vorwitzigen Fragen, die selbst einen Baron Münchhausen zu allerlei Ausflüchten gezwungen hätten. Mit immer neuen und prächtigeren Bildern muß Dornröschens Schloß im wildverwachsenen Garten und die unterirdische Welt der Zwerge ausgestattet werden, wenn sie vor den verwöhnten Augen unserer Kleinen Gnade finden soll. Selbst die Märchenbücher verlangen eine stilvolle Ausstattung, nach Aquarellen berühmter Künstler erscheint Rotkäppchen's Wolf. „Nur das Beste ist für die Kinder gut genug.“ Mich aber ärgern diese feinen, zierlichen, unausstehlichen Bilder, die viel zu vollendet, im malerischen Sinne des Wortes, viel zu richtig gezeichnet, viel zu kunstreich gruppiert sind, um einem echten Kinde Freude machen zu können. In Wahrheit schielen sie denn auch alle mehr nach der jungen Mutter oder wenigstens dem Fräulein aus, als nach den Knaben und Mädchen, für die sie angeblich bestimmt sind. Die Grimm'schen Hausmärchen, Tausend und eine Nacht, Hauff's Märchen, wie ich sie in die Hand bekam, hatten nicht eine einzige Illustration, weder ein Lichtdruckbild

in Quarto, noch ein Meisterwerk der Holzschneidekunst über zwei Folioseiten weg. Aus den schwarzen Buchstaben allein blüte damals für uns die Märchenherrlichkeit auf und lebte und webte um uns leuchtend, rauschend, in unzerstörbaren Farben, da sie nicht mit unseren leiblichen Händen zu greifen, mit leiblichen Augen zu sehen war. Weil das Märchen in unseren pochenden Kinderherzen seine Welt selbst erschuf und wachsen und reifen ließ, weil unsere Phantasie sich frei und schrankenlos ergehen konnte. Jetzt erspart das Bild dem Kinde die Hälfte der Arbeit, aber bannt es auch an ein Gegebenes. Indem es das Unmögliche, das Wunderbare darzustellen sich bemüht, zwingt es dasselbe in die Form des Wirklichen und raubt ihm damit seinen geheimnisvollsten Reiz. All' diese Riesen und Drachen, die böse Stiefmutter und der Ritter Blaubart sind auf den Bildern der Märchenbücher häßliche oder groteske Figuren, die garnicht imstande sind, einem Kinde jenes wonnige Gruseln zu erwecken, das uns einst beschlich, wenn wir sie in unseres Geistes Augen sahen. Der Zauber der Märchen aus Tausend und einer Nacht beruht für die Kinder, die weder die Kunst in der Verflechtung des Ganzen noch die Feinheit der Übergänge aus der Wirklichkeit der morgenländischen Zustände unter den Khalifen in die abenteuerlichste und doch wieder den orientalischen Sitten und Lebensgewohnheiten sich anschmiegende Phantastik zu begreifen vermögen, im Wesentlichen auf der Fremdheit und Buntheit der Welt, die sich vor ihnen aufthut. Wie könnten ihnen jemals der schwarze Basaltkönig und der abgeschlagene Kopf, die zu sprechen anfangen, so vertraut werden, wie der gestiefelte Kater oder Hans und Grete? Aber die Papageien und die Riesenvögel, die Städte mit den weißen flachen Dächern, der Khalif, der des Abends in den Gassen mit seinem Vesir spazieren geht, die Gärten voll Palmen, die schwarzen Sklaven,

die Kameele und Dromedare locken sie an und bieten ihrer Einbildungskraft einen reichen Stoff zur Beschäftigung und Verarbeitung. Das bunte Bild zieht auch diese fremde Welt in die Alltäglichkeit herab und stellt sie halbwegs wie das Elephanten- und Giraffenhaus in den Zoologischen Gärten dar. Von der Naivetät, mit der vor fünfzig Jahren die Bibel illustriert wurde, hat sich der moderne Geschmack und mit ihm auch der Sinn des Kindes längst abgewandt. Auch für die Wiedergabe des Orients im Bilde wird Naturwahrheit und Stilrichtigkeit gefordert.

Doch nicht das Bild ist der gefährlichste Feind des Märchens. Denn wenn es ihm auf der einen Seite durch die Greifbarkeit der Darstellung einen guten Teil seiner Heimlichkeit nimmt, giebt es ihm auf der andern dafür eine gewisse Leiblichkeit und gestattet den Kindern, mit seinen Figuren wie mit Puppen zu spielen. Was dem Märchen schrittweise den Boden raubt, ist die Zunahme unserer Naturerkenntnis, die Umwandlung des Lebens, die wir durchmachen. Je weiter wir in die Geheimnisse der Natur eindringen und ihre Kräfte unserm Dienst unterwerfen, je mehr wir alle Fernen der Erde aufsuchen und sie durch Eisenschienen und Telegraphendrähte mit unserer Welt der Bildung zu verbinden uns mühen, desto mehr entschwindet die Wahrscheinlichkeit des Märchens, desto harmloser werden seine Wunder und Schrecken. So viele Orangen hat das Kind schon gegessen, nie hat es eine gefunden, aus der ein schönes Mädchen hervorgesprungen wäre. Woher soll dem neunjährigen Jungen, der jeden Morgen mit amerikanischer Sicherheit und Unbekümmertheit im Bahnhof Bellevue den Waggon der Stadtbahn besteigt, um nach Bahnhof Friedrichstraße zu fahren — er sitzt in der Quinta des Werder'schen Gymnasiums — das Gruseln kommen? In dem unheimlichen Gerassel und Gepfeife, dem

Fortgerissenwerden durch Geisterpferde, das jeden Märchenhelden in Angst und Schrecken versetzen würde, wie nur je das Fauchen eines Drachen, lernt er, gemächlich in eine Ecke gedrückt, die erste lateinische Konjugation: laudavi, laudavisti, laudavit. Alle Irrgärten und Labyrinthe in den Märchen halten keinen Vergleich mit den Schienensträngen, den Treppen, Gängen, Höfen, dem Menschengewirr des Zentralbahnhofes aus und unser kleiner Knirps findet sich ohne Fehl und ohne Sorge darin zurecht. Können ihm die Siebenmeilenstiefel irgend welchen Respekt einflößen? Er rollt in seinem Coupé oder auf seinem Dreirad mindestens ebenso schnell dahin, als wenn er sie an den Füßen hätte, und braucht sich nicht zu fürchten, mit dem Kater Hintze den Wettlauf zu wagen. Und daß ihm dies alles zum Bewußtsein kommt, daß sein Glaube an Riesen und Kobolde, an Hexen und Zaubereien — die ausgenommen, die er selber mit Hilfe des Zauberkastens vollführt — von dem giftigsten Zweifel angekränkelt wird, dafür sorgt die Schule, die Mutter, die Kameradschaft. Wie es in einer Schlacht hergeht und daß der einzelne Mann, auch wenn es der hörnerne Siegfried ist, nicht mehr viel darin ausrichten kann, weiß er aus dem Sedan-Panorama und von der großen Frühlingsparade auf dem Tempelhofer Felde her. Es ist ja möglich, daß die Dinge früher anders verliefen, denn der alte Feldmarschall Moltke würde schwerlich den Schwertkampf mit den zwei Riesenmohren bestehen können, welche die schlafende Prinzessin bewachen; aber dafür hat Moltke den Kaiser Napoleon und achtzigtausend Franzosen gefangen genommen — das sollen ihm die Märchenprinzen noch nachthun!

Ist es schon mit den Thatsachen, die das Märchen erzählt, der frühreifen Kritik eines modernen Kindes gegenüber schlimm bestellt, so steht es mit seinen Ortsangaben und Ortsschil-

derungen noch bedenklicher. „Es war einmal“ — das mag hingehen, aber nach dem Wo? verlangt jeder, der im Besitz eines Stieler'schen oder Kiepert'schen Atlasses ist, um so hartnäckiger. Wo stand die Marzipanstadt? Wo ragte das braune Pfefferkuchenhaus auf? War das Schloß, in dem Aschenbrödel im Feenschmuck tanzte, mit bengalischem oder mit elektrischem Licht erleuchtet? Die Bücher, die dem Knaben jetzt von den Wundern Ägyptens, dem Kampfe um Troja, von den Abenteuern in den Prärien, von dem Leben am Kongoflusse erzählen, fangen mit einer genauen Beschreibung des Landes an, manche haben eine Karte als „willkommene Zugabe.“ Das Unwirkliche und Nebelhafte des Märchenlandes, das keine festen Grenzen, keine rechten Berge und keine rechten Flüsse hat, der ewige Wald und die ewige Stadt, die auf keiner Karte zu finden sind, locken die Spottsucht und den Zweifel des Kindes hervor. Aus seiner Briefmarkensammlung weiß es so ungefähr, wohin man auf dieser Erde verschlagen werden kann, und das Nirgendheim und das Wolkenkuckucksheim, nach dem es keinen Telegraphendraht und keine Postverbindung giebt, sind nicht mehr nach seinem Geschmack. Die Menschenfresser würde der kleine Geograph schon gelten lassen, da auch sein Lehrer an dieselben glaubt, aber er zweifelt, daß der Menschenfresser aus dem Märchen, dessen Weib so viel Wesen mit zwei kleinen Kindern macht, bei den Fidschi-Insulanern und den Wilden im Innern Borneo's für voll angesehen würde. So sentimental und zimperlich sind die Menschenfresser nicht mehr, sagt er mit dem Ton der Überzeugung. Gerade die Elemente, aus denen sich der Kern des Märchens zusammensetzt, das Zeit- und Raumlose, das Unbewußte und Widersinnige, das Traumhafte und Verschwimmende, widerstreben der realistischen Denkweise, die das Kind jetzt gleichsam mit der Luft, viel stärker noch als durch Lehre und Unterricht, einatmet.

Mit dem Gegensatz der äußeren Erscheinung und Form zwischen der Märchenwelt und der unsrigen, hat sich durch den demokratischen Zug und das Nützlichkeitsprinzip auch der ethische Gegensatz zwischen beiden verschärft. Gewiß lag auch vor fünfzig Jahren zwischen uns Kindern und dem Märchenlande eine tiefe Kluft, aber eine Brücke führte darüber, die Sehnsucht und die Phantasie. Diese Brücke ist zur Hälfte eingestürzt. Das moderne Kind hat sich an Dinge gewöhnt, die wir in unserer Jugend für solche Chimären hielten wie die Märchenfabeln. Was damals kindlich und naiv war, ist jetzt schal und lächerlich geworden. In den Zeiten, wo die Volksmärchen entstanden, wo die Erzähler sie zuerst an dem Hofe eines indischen Fürsten, in den Bazaren zu Bagdad oder zu Kairo, in der Burg eines deutschen Ritters beim Herdfeuer, in den langen Nächten zwischen Weihnacht und dem Feste der heiligen drei Könige, kunstvoll formten, gab es viele Übergänge aus der Wirklichkeit, aus den Zuständen und Empfindungen der Menschen in die Märchenwelt. Nicht nur der Glaube vermittelte zwischen beiden; Ereignisse der Zeit, Dinge, die jeder kannte, Erfahrungen, die der fahrende Mann in fremden Ländern, der Kreuzritter im Morgenlande gemacht, erschienen wieder im Märchen. Sindbad's Geschichte ist für Harun al Raschid nichts als die wahrhaftige Geschichte eines arabischen Kaufmanns, der wie alle Reisenden ein wenig flunkert. Verirrte Kinder im Walde, die sich vor der Waldfrau entsetzen, wilde russige Köhler, die manche schwere That auf dem Gewissen haben mochten, waren jedem thüringischen Herrn, wenn er im Walde pirschte, begegnet; wie mancher hatte die Wünschelrute, von der im Märchen so oft die Rede ist, in aller Heimlichkeit nach dem von dem Urgroßvater unter dem Birnbaum vergrabenen Schatze schlagen lassen. Die schlechte Behandlung der Stiefkinder, die Versuche, sie

ihres Erbes zu berauben, waren bei jenem rauhen und halb barbarischen Geschlecht Alltagsereignisse; die glühenden Eisenschuhe, in denen die böse Königin und die Hexe im Märchen sich zu Tode tanzen müssen, waren aus den damals üblichen Strafmitteln entlehnt. Die Kasten- und Standesunterschiede der Wirklichkeit wiederholten sich im Märchen. Unsere Phantasie kann nichts ersinnen, was sich nicht wenigstens in der Grundform an die ihr bekannte Natur anschließt. Kein japanischer, kein indischer Künstler vermag den Kopf der ludovisischen Juno oder die emporschwebende sixtinische Madonna zu bilden: er hat in seiner Welt eben nichts Ähnliches, keine Anschauung, die er bis zu diesen Idealen steigern könnte. So steckt denn auch das Märchen nicht allein in dem Gemüt und der Einbildung, sondern auch in den wirtschaftlichen und politischen Zuständen eines Volkes, in der Natur seines Landes. Für unsere Jugend enthalten darum die Märchen aus der Vergangenheit gleichsam eine doppelte Unmöglichkeit; sie schildern Handlungen, die an sich unmöglich sind, und aus Verhältnissen, Moralgrundsätzen und Bedingungen heraus, die in unserm Leben als ebenso unmöglich erscheinen.

Auch der eifrigste und gläubigste Prediger ist heute nicht mehr imstande, die mittelalterliche Vorstellung der Hölle festzuhalten, ohne sich dem Achselzucken und dem Spotte seiner Zuhörerschaft auszusetzen; selbst die „Auferstehung des Fleisches“ wird er vor einer halbwegs gebildeten Gemeinde nur durch Auslegungen und Umschreibungen zu retten vermögen. Wiederholt wird er von dem Wortsinn der heiligen Schrift an ihren allegorischen und symbolischen Sinn appellieren. Es ist der Naturwissenschaft gegenüber nicht mehr möglich, einen Schwefelpfuhl, einen Pechsee, ein immerwährendes Feuer zur Strafe irdischer Sünden im Jenseits zu erdichten. Will die moderne Phantasie sich die Hölle aus-

malen, muß sie zu andern Formen und Farben als Dante und die Maler und Bußprediger des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts ihre Zuflucht nehmen. In derselben Zwangslage steckt das Märchen. Um sich Gehör zu verschaffen, muß es seinen Inhalt in ein Gewand hüllen, das besser als das alte zu unseren gegenwärtigen Anschauungen und Erfahrungen, Sitten und Gewohnheiten paßt. Andersen, der Däne, hat es zuerst versucht, das Leben, das wir leben, an die Märchenwelt anzuknüpfen. Er hatte einen feinen Sinn, die zarte Grenze, welche für die Phantasie des Kindes das Wirkliche von dem Unwirklichen trennt, den sanften Übergang aus dem Alltagsgebiete in das Wunderbare zu entdecken, und eine bewegliche, spielerische Einbildungskraft, die Gegenstände, die wir gebrauchen, von dem alten Hausrat bis zu den neuen Galoschen, zu beseelen: eine Gabe, die er mit Th. A. Hoffmann teilt, nur daß sich bei diesem die Dinge in groteske und bisweilen boshafte Kobolde verwandeln, während bei ihm die neu erschaffenen Gestalten einen idyllisch sentimentalen Zug haben. Das eigentliche Land Andersen's ist darum der Traum. Wie sich unsere Umgebung, Städte, die wir gesehen, Landschaften, die wir durchwandert haben, phantastisch im Traum zu neuen Bildungen vermischen, wie wir selber nicht nur in die abenteuerlichsten Lagen kommen, durch die Luft fliegen, durch endlos dunkle Gänge einem Phantom nachjagen, unsern Rock trotz der verzweifeltsten Anstrengungen nicht über unsere Arme ziehen können, sondern auch im Traum andere Gestalt annehmen, so wandeln sich in dem Märchen Andersen's Tisch und Stuhl, so verschwimmen die bestimmten Formen wie unter einer Nebelhülle und verklären sich unter einem Sonnenstrahl. Die Welt bleibt im letzten Grunde, wie sie ist, nur ihre Beleuchtung ist für eine Weile eine ungewöhnliche. Als ob wir sie durch rote oder gelbe

Gläser sähen. Wenn sich das Kind den Schlaf aus den Augen gerieben hat, lachen die Dinge es wieder so vertraut und so natürlich an, wie an jedem Werkeltage. Das Volksmärchen und die Märchen der Dichter, die in seinen Spuren gingen, hat einen epischen, kraftvollen Charakter: es dringt auf Handlung, That folgt auf That, es hat niemals Muße zum behaglichen Ausruhen, erst wenn es das Ziel erreicht hat, holt es Atem. Andersen's Märchen wurzelt wie die Idylle im Zuständlichen, es kann sich nie genug in der Beschreibung thun. Es freut sich an seinem eigenen Humor, es wird gerührt, wenn es Andere rühren will, mit der Kunst und Sorgfalt eines Kleinmalers malt es die Puppenwelt aus, die es zum Vergnügen der Großen und Kleinen tanzen läßt. Ich berühre da den empfindlichsten Punkt dieser Schöpfungen: um sie recht zu genießen, muß man die Kinderschuhe vertreten haben. Erst dem reflektierenden Sinne geht ihr Geheimnis auf. Für die naivere und derbere Auffassung des Kindes sind alle Figuren Andersen's Porzellanpüppchen, die am besten gelungenen haben wie die Schreipuppen wenigstens natürliches Haar und einen Ton in der Kehle, die meisten aber sind blutlos und stumm. Der poetische Hauch, der uns aus dieser Beseelung der Alltagswelt Jean Paulisch entgegenweht, umspielt die Figuren nur, sie wahrhaft zu beleben, ist er zu schwach.

Einen kühneren Versuch, wieder ein Märchenland zu entdecken, wagte ein Franzose: Jules Verne. Übertreffen die wunderbaren Maschinen unseres Jahrhunderts, die Werke, die wir mit ihnen vollführen, nicht Alles, was die alten Märchen und Sagen staunend berichten? Hat ein Märchenerzähler, ein Einzelner oder ein ganzes Volk, je etwas ersonnen, was sich an Seltsamkeit, an raschem Wechsel vom Schrecklichen zum Lieblichen mit einer Fahrt durch den St. Gott-

hard vergleichen ließe? Giebt es wildere, furchtbarere Riesen als den Dampf und die elektrische Kraft? Dunklere und tiefere Abgründe als die des Himmels, die das Teleskop um Mitternacht durchdringt und erforscht? Hier, in der Bezwingung der geheimnisvollen Naturgewalten durch den Menschen, in der Überwindung des Raumes und der Zeit, in der Ergründung der Erde und des Weltalls, in dem Auftreten seltsamer, noch unerklärlicher Erscheinungen liegt das Märchen des neunzehnten, des zwanzigsten Jahrhunderts. Das Netz von Telegraphen- und Telephondrähten, das sich sichtbar über unsere Städte und unsichtbar unter dem Erdboden und durch die Ozeane ausspannt, ist für uns das magische Netz, in dem die Wissenschaft, stärker als alle Ketten, Ringe und Zaubersprüche Salomonis, die Welt gefangen hält. An diese Errungenschaften der Naturforschung, diese Wunderwerke der Mechanik knüpfen die abenteuerlichen Reisen und Fahrten Jules Verne's an. Ihm vielleicht unbewußt hat eine moderne Leidenschaft oder Krankheit — die Reisesucht — allen seinen Erzählungen den tieferen Grundakkord verliehen. Er verbindet die einzelnen Geschichten zu einem großen Ganzen und erweckt zugleich in dem Leser bei dem Aufschlagen des Buches die rechte Stimmung. Wir sind alle, bis auf die dreijährigen Kinder, mit Reisebeschwerden und -Erlebnissen bekannt: das Schiff und die Eisenbahn, das Meer und das Gebirge sind den Knaben und Mädchen nichts Fremdes und Ungeschautes mehr. Jules Verne erhöht, verzehnfacht gleichsam nur die Vorstellungen und Erfahrungen, die Jeder hat, gerade wie das Volksmärchen die in seinem Volksstamme zur Zeit seiner Entstehung geltenden Anschauungen und Verhältnisse erhöhte und verklärte. Wie jenes den Glauben, benutzt er das Wissen zu seinen phantastischen Erfindungen. Aus dem einen wie aus dem andern Urgrunde sproßt ein Wun-

derbaum auf. Für mich ist es kein Zweifel, daß die Märchendichtung, wenn sie überhaupt noch eine Fortsetzung haben und nicht absterben soll, diese zwei von Andersen und Verne gebahnten Wege verfolgen muß. Diejenigen, die noch immer mit Feen und Nixen, mit Riesen und Zauberstäben die Kinder unterhalten wollen, gleichen den Malern, die nach Raphael und Correggio, nach Tizian und Murillo Madonnen malen, den Dichtern, die nach Shakspeare Shakspeare'sche Trauerspiele dichten. Das Kind gehört eben so wie der Mann seiner Zeit an; annähernd wenigstens muß seine Lektüre mit seinen Kenntnissen übereinstimmen.

Eine andere Frage ist es, ob das moderne Märchen je die Schönheit und den Reiz des alten entfalten kann. Oder vielmehr, es ist keine Frage. Denn unerreichbar und unvergleichlich wie die Homerischen Gedichte sind in ihrer Art unsere Volksmärchen. Fern sei es von mir, der Poesie des Geistes und des Wissens ihren Flug bestimmen zu wollen. Aber dieser Flug wird nach anderen Sphären gehen, als diejenige war, in der sich unser Märchen bewegte. Das Altkluge, das jedem Wissen und jeder humoristischen Betrachtung der Dinge anhaftet, erscheint mit der Natürlichkeit, der Einfalt und Schalkhaftigkeit Rotkäppchens und Däumlings unvereinbar. Es ist etwas anderes, im Luftballon über der Erde zu schweben und an die Hörner des Mondes anzustoßen oder im Tannendunkel am Waldsee dem Zwergkönig zu begegnen. Gewiß schlummern Geister im Klavier und in der alten braunen Holzuhr und die Äpfel aus Meran, die Trauben aus Malaga und die Birnen aus Toulouse in der kostbaren Schale aus rotem Glase auf der Mittagstafel haben gar feine Stimmchen und wissen dem Kinde allerlei süße Geschichten zu erzählen, aber es sind keine richtigen Elfen und Kobolde, so wenig wie die Klopfgeister der Spiritisten sich vor dem ehrlichen alten

Gespenst würden sehen lassen können, das meine Großmutter in jeder Neujahrsnacht leise wimmernd durch die Korridore in unserem Hause in der Poststraße schlürfen hörte. Die thaufrische, die harzduftige Schönheit des Märchens ist für immer dahin, wie der Glanz und die Innigkeit der religiösen Malerei. Beide Gattungen der Kunst haben in einer naiven, phantasievollen Zeit, bei einem gläubigen Geschlecht, das Höchste geleistet: in der klug gewordenen Menschheit haben sie keinen rechten Platz mehr, wie die olympischen Götter selber auf einem Stern, der „entwachsen ihrem Gängelbande sich durch eigenes Schweben hält", nichts mehr zu thun und nichts mehr zu suchen haben. In das große Pantheon menschlicher Ideale treten nun auch die Märchengestalten ein. Nicht die Jungen — die Alten hängen an ihnen, wie an den Erinnerungen ihrer Jugend. Mit dem Schimmer, dem Tannenduft und dem Pfefferkuchengeruch der Weihnacht verschmolz sich die Märchenpoesie zum berückenden Zauber. Maler und Bildhauer haben sich bemüht, in einer allegorischen Gestalt all' das Träumerische und Holdselige, das Sinnige und zugleich Unbewußte, das Neckische und Ernsthafte — aber wie könnt' ich alle Eigenschaften und Reize des Märchens aufzählen? — darzustellen, aber keiner ist über das Bild eines schönen Mädchens im phantastischen Aufputz hinausgekommen. Wie sollte er auch? Die Göttin der Schönheit hat bestimmte, festzuhaltende Formen, ein weltüberlegenes und siegesgewisses Lächeln, das Märchen dagegen wandelt sich vielgestaltig, wenn du die Hand nach ihm ausstreckst, aus Form in Form, jetzt ist es eine alte Großmutter und im nächsten Augenblick Königin Mab, heute Ariel und morgen „lauscht es wohl in der Gevatt'rin Glase wie ein gebratner Apfel klein und rund."

Vorbei! Wir leben in der Morgendämmerung eines neuen Weltalters. Das horazische Wort, das Kant seiner Zeitge-

nossenschaft zurief: Sapere aude! ist seit fünfzig Jahren zur Wahrheit geworden. Wir wagen es, wenn nicht weise, so doch klug zu sein und die Natur um ihr letztes Geheimnis zu befragen. Vorwärts, drängt Alles in uns — durch den grauen Nebel des Aberglaubens wie den rosigen der Dichtung. Jedes Menschengeschlecht hat seine Vorzüge und seine Schwächen; die, welche vor uns auf Erden waren, erfanden die Märchen, wir machen die Märchen zu Wirklichkeiten. Wer will entscheiden, ob sie, ob wir in Wahrheit die blaue Blume gefunden haben?

Die Dichtung der Zukunft.

März 1887.

Große Erwartungen und Weltverbesserungspläne sind die Kennzeichen unserer Zeit. Solche erstaunliche Entdeckungen sind gemacht, solche Wunderwerke ausgeführt worden, daß der Begriff des Unmöglichen sich an die äußerste Grenze unserer Gedankenwelt zurückgezogen hat. Gleichsam spielend haben Telegraphie und Eisenbahn den Raum und die Zeit überwunden. In der elektrischen Kraft glauben viele ein Mittel gefunden zu haben, die Arbeit von Millionen Menschen zu ersetzen. Ausgezeichnete Naturforscher halten die Herstellung von Nahrungsmitteln auf chemischem Wege für kein Phantasma. Die Bewegung, aus denen sich diese Erscheinungen und Thatsachen entwickelt haben, mußte sich aus der Naturforschung auch auf die Geisteswissenschaften, auf die Politik und die Religion, die Philosophie und die Kunst übertragen. Leben wir in einem naturwissenschaftlichen Zeitalter, so sind die sozialdemokratischen Lehren und die naturalistische Dichtung nur die notwendigen Produkte der Lebensluft, die wir atmen.

Bei allen Völkern und zu jeder Zeit ist die Dichtung der umfassendste Ausdruck der herrschenden Gedanken und Stimmungen gewesen. Nicht immer der vollkommenste. In der Bildhauerkunst kommen das Wesen der Hellenen und ihre

Ideale reiner und vornehmer, in der Architektur und der Malerei des Mittelalters der Inhalt des Christentums tiefsinniger, überzeugender, gemütsinniger zur Gestaltung als in irgend einem Dichtwerke. Aber die Fülle des geistigen Stromes vermochte auch damals schon nur die Dichtung zu fassen. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sind nun diese Künste sowohl in ihrer Bedeutung für den geistigen Gehalt einer bestimmten Zeit als auch in ihrem Einfluß auf die Volksmassen hinter die Poesie und die Musik zurückgetreten. Daß die Malerei und die Skulptur wieder einmal wie früher demokratische Künste und die Trägerinnen der Ideen werden können, ist gewiß nicht ausgeschlossen, denn wie die Ideale, wandelt sich auch ihre Verwirklichung, die Kunst, zunächst aber hat die Poesie die Führerschaft in dem Reich der Ideale. Ihre Jünger entwickeln denn auch die lebhafteste Thätigkeit und den stürmischsten Eifer, die große Umwälzung der Zukunft vorzubereiten. Sie wollen den gährenden Most der neuen Gedanken, Erfahrungen und Entdeckungen nicht mehr in die alten Schläuche gießen, eine Erneuerung der Poesie erscheint ihnen als eine unabweisliche Forderung. Und nicht geduldig wollen sie diese Umwandlung erwarten, sondern durch einen plötzlichen Bruch mit der Vergangenheit herbeiführen. Mit einem gewaltigen Stoße möchten sie am liebsten das Fahrzeug, das die alten Ideale der Dichtung trägt, in das Meer der Vergessenheit stürzen, um auf dem Strome des Lebens Platz für das neue Boot der naturalistischen Poesie zu gewinnen.

Während in Frankreich und Italien, in Rußland und Norwegen die Stürmer und Dränger, wie es Recht ist, mit Kunstwerken auftreten, Zola und Alphonse Daudet mit ihren Romanen, Carducci und Lorenzo Stecchetti mit ihren Gedichten, Ibsen mit seinen Dramen, Graf Leo Tolstoi mit

seinen Geschichten und Phantasien, stecken unsere deutschen Naturalisten weitaus noch in dem Programm und in der Theorie und leben von Platenidenwechseln. Die Kühnheit ihrer Programmreden, die Verachtung, mit der sie der alten, nach ihrer Meinung längst überwundenen idealistischen Litteratur begegnen, wird durch keine bedeutsamere Schöpfung entschuldigt und gerechtfertigt, es sind Danton's ohne die Erstürmung der Tuilerien und ohne die Septembermorde. Während sie schon den Naturalismus sans phrase als den einzigen Apollogott der Zukunft in dem Roman, in der Lyrik und auf dem Theater seine Hexensabbathe feiern sehen, erfahren in der Wirklichkeit bei uns nur die Bücher „für die höhere Tochter“ Auflage um Auflage. Wie in der Politik ein Parteiprogramm erst durch die Thaten, die Gesetzvorschläge, die Maßregeln der Partei lebendig wird, so auch eine poetische Theorie, und wie sich bei dem Widerstand der stumpfen Welt, bei dem harten Zusammenstoß der Dinge und Interessen von einem politischen Parteiprogramm immer nur ein kleinster Teil verwirklichen läßt, so vermag auch die verwegenste Theorie in der Dichtung die alten Formen nur wenig zu ändern. Allmählig zieht dann freilich eine Änderung die andere nach sich und ein Jahrhundert nach dem ersten Sturm zeigt die Dichtung ein Antlitz, in dem sich die Spuren der ursprünglichen Forderung kaum noch erkennen lassen. Petrarca hatte seiner Nation ein heroisches Epos, wie es Vergil's Äneide den Römern gewesen, versprochen, erst Torquato Tasso erfüllte mit seinem „Befreiten Jerusalem“ das Versprechen. So wird das Kunstwerk der Zukunft auch diesmal nicht in einem Jahrzehnt geschaffen werden. Die schöpferischen Talente der Gegenwart lehnen sich alle an die früheren Muster, entwickeln sich aus ihnen, suchen tastend vielmehr in der Richtung des Inhalts, als in der Richtung

der Form, einen Schritt vorwärts. In ihren Grundformen sind Zola's Romane von den Romanen Balzac's oder denen der Eliot so wenig verschieden, wie die Schauspiele Ibsen's von den deutschen und französischen Sittendramen: trotz aller theoretischen Behauptungen ist ein neuer Wein in die alten Schläuche gegossen. Für jeden, der ein feines Stilgefühl auch für die leisen Verschnörkelungen und Beugungen der Form besitzt, ist der stilistische Unterschied zwischen Schiller's „Maria Stuart“ und Hebbel's „Judith“ ungleich schärfer, als der zwischen den Ibsen'schen und den Iffland'schen Schauspielen. Die Lyrik hat in Carducci's Oden wohl mit dem alten italienischen Stil völlig gebrochen, formell hat sie jedoch nur das Muster, das von Petrarca bis Leopardi allgemein gültig gewesen, mit dem Vorbilde Byron's, Heine's, Musset's vertauscht. Die ursprünglichen, nur unbedeutend gewandelten Formen bergen indessen nicht mehr den früheren Inhalt. Wen kann dies Wunder nehmen? Die Interessen, die Anschauungen, die Verhältnisse der Menschen zu einander haben eine Umwälzung erfahren, wie hätte der Rückschlag auf die Litteratur ausbleiben dürfen? Durch die Politik und die Naturwissenschaften ist sie schon in das Hintertreffen der Mächte, welche die Geisterschlacht des zwanzigsten Jahrhunderts ausfechten werden, gedrängt worden: sie würde sich selbst zur Vernichtung verurteilen und gleichsam eines freiwilligen Hungertodes sterben, wenn sie die neuen Gedanken, Zustände und Gestalten, die Errungenschaften des Wissens, die Probleme der Psychologie und der Gesellschaft, den Kampf des alten Glaubens mit der modernen Erkenntnis nicht in ihren Darstellungskreis ziehen, sie nicht für die Kunst verwerten und erobern wollte. Die große Frage ist nur, bis zu welchem Grade sie es kann, ohne auf den Namen der Kunst, ohne auf das Wesen der Dichtung verzichten zu müssen.

Zwei Bestrebungen beeinflussen beinahe übermächtig die vorwärtsstrebende moderne dichterische Litteratur: die eine entspringt aus der sozialistisch-demokratischen Bewegung, die andere aus der naturwissenschaftlichen Forschung des Jahrhunderts. Die Poesie will die Armen und die Elenden, die kleinen Leute, die geistig Einfältigen, die Kranken, die Ausgestoßenen, die Verbrecher in ihr Reich aufnehmen, und sie will um jeden Preis wahr sein, wie die Natur. So hofft sie zugleich der Wissenschaft und der sich vorbereitenden gesellschaftlichen Umwälzung zu dienen. Vor hundert Jahren fragte Beaumarchais: „Was ist mir Orestes? Ich werde niemals meine Mutter ermorden. Was Priamus? Ich werde niemals Troja brennen sehen." Die Erkenntnis, daß die Schicksale der Könige und Helden von der Mehrheit des Publikums nicht wahrhaft tief empfunden werden könnten, der dunkle Drang, auch die Freuden und Leiden des Bürgerstandes auf der Bühne zu sehen, schuf die bürgerliche Komödie der Franzosen. Ehe der dritte Stand auf dem Welttheater und in der Geschichte eine Rolle spielte, wurde er in der Litteratur kunstfähig. In derselben Lage, wie vor hundert Jahren der privilegierten Klasse der Adeligen gegenüber das Bürgertum, befindet sich jetzt, nach seiner Meinung, der Arbeiterstand gegenüber der Bourgeoisie. Die bürgerliche Komödie und die französische Revolution bekämpften gemeinsam das ausschließliche Vorrecht der Geburt; die Sozialdemokratie und die naturalistische Litteratur in allen Ländern treten gegen das Vorrecht der Bildung und des Besitzes auf. Damals wie heute boten die verworrenen und zerrütteten Verhältnisse einer sich auflösenden Gesellschaft den immer sich erneuernden Stoff und Antrieb der Bewegung dar. So wenig wie Diderot, Sedaine, Beaumarchais den Bürger und die Bürgerfrau auf dem Theater erfunden haben, so wenig ist in dem Sitten-

roman der Grubenarbeiter oder der Verbrecher aus den unteren Schichten des Volkes eine Erfindung Zola's oder Dostojewskij's. Aber die Bürger und Bauern, die Molière, Destouches und Lesage in ihren Komödien hatten auftreten lassen, wußten nicht um ihren Gegensatz zu den Marquis und den Chevaliers; den Arbeitern der Eliot und den Dieben und Mördern Eugen Sue's fällt es nicht ein, sich als etwas Besonderes zu betrachten, ihre Schöpfer denken nicht daran, Experimental-Poesie mit ihnen zu treiben. Der moderne Poet dagegen vermag seine Figuren gar nicht mehr als freie und selbständige Persönlichkeiten anzusehen; sie sind für ihn das Produkt der Armut und der Not, sozialer Übel, geheimnisvoller Vererbungen von Eigenschaften, Lastern und Krankheiten, die Vertreter einer Klasse im Gegensatz zu den anderen Volksschichten. Sie haben ein Standesbewußtsein, Standesvorurteile und Standesziele. Einer ungleich schärferen Beobachtung als früher bedarf es, sie aus ihren Verhältnissen, ihrer Umgebung und Arbeit, der Enge ihres Lebens in geistiger wie in materieller Beziehung herauswachsen zu lassen, ihnen die Eigenart des Individuums zu wahren und sie doch dem Leser als Typen, ja zuweilen als Symbole vorzuführen. Die Breite der Schilderung, hier der Fabrikräume, des Malerateliers, des Kohlenbergwerks, dort einer öffentlichen Waschküche, einer Branntweinschenke, einer Arbeiterwohnung, die der Gerichtsvollzieher betritt, im Gegensatz zu dem üppigen Schlafgemach einer Verworfenen, ist ein Ergebnis sowohl des wissenschaftlichen Zuges nach Wahrheit wie der pessimistischen Stimmung und der demokratischen Erbitterung. Nicht nur der Held soll uns durch diese Beschreibungen als das Produkt seiner Umgebung bewiesen, sondern diese Umgebung, diese Lage, diese Verkommenheit den Besitzenden als Schreckbild, als warnendes Menetekel vorgehalten werden.

Mit Recht lehnt der Naturalismus jede moralische Betrachtung und Anklage seiner Schöpfungen ab. Wie könnte auch die Moral der Besitzenden, der Aberglaube der Denkträgen, die Abneigung der Satten gegen die Hungrigen — gerade die Dinge, die er angreift — über ihn das Urteil sprechen? Aber dem ästhetischen Einwand wird er Rede stehen müssen; wenn er sich dessen weigert, würde er selbst seine künstlerische Unfähigkeit erklären. Unbestreitbar ist von diesem Standpunkte aus sowohl die Dürftigkeit und Einseitigkeit, wie die Unerfreulichkeit seiner Stoffe. Der Kreis, den seine Darstellungen bisher beschrieben haben, ist hinsichtlich des Weltbildes, das er uns zeigt, der denkbar engste. Man stelle die Welt, die sich uns in George Sand's Romanen entrollt, dem Weltausschnitt gegenüber, den Zola sieht; oder die kleinbürgerlichen Verhältnisse in Flaubert's „Madame Bovary" und in der „Education sentimentale" der Fülle und der Verschiedenheit der gesellschaftlichen Kreise und Stufen, die Bulwer geschildert; die Welt- und Gesellschaftsbilder, die der deutsche Naturalismus bisher geschaffen, neben Gutzkow's und Spielhagen's Schilderungen auch nur erwähnen zu wollen, hieße ihnen eine Bedeutung geben, die sie wohl selber nicht beanspruchen. In der Weite des Blicks, in der Beherrschung des Rohstoffs ist der alte, idealistische oder romantische Roman dem naturalistischen noch unendlich überlegen. Eine Dichtung, wie der „Zauberer von Rom", wo die katholische Hierarchie von dem Papste bis herab zu dem letzten Kirchendiener in charakteristischen Figuren auftritt, in der ihre Beziehungen zu den Geschicken einzelner Familien wie zu der Politik und Entwickelung Deutschlands, Österreichs und Italiens künstlerisch gestaltet werden; oder „In Reih und Glied", wo die ganze gesellschaftliche Pyramide von der Spitze, dem Könige, durch alle Stufen hindurch bis zu der breiten Basis,

dem namenlosen Volke, vor uns erscheint, hat der Naturalismus nicht aufzuweisen. Seine bisher großartigste und umfassendste Leistung, Zola's „Germinal", kommt über den Bergwerks-Bezirk, innerlich wie äußerlich, nicht hinaus. Der Enge des Weltbildes entspricht die persönliche Unbedeutendheit des Helden. Mit Vorliebe wird er aus den unteren Volksschichten entnommen und mit geringen Gaben ausgestattet. Selten steigt er aus der Umgebung, wohin ihn die Geburt gewiesen, empor. Gelingt es ihm dennoch, so möchte der Dichter ihm am liebsten einen Fußtritt geben, weil das Glück der „Excellenz Eugen Rougon" und der blonden „Nana" eine Beleidigung und Verhöhnung des armen Volkes ist; er kann darum die Emporkömmlinge nicht erbärmlich und nichtswürdig genug schildern. Eine gewisse Monotonie der Helden und Heldinnen, ihrer Zustände und Geschicke geht öde und müde durch die gesamte naturalistische Dichtung. Die immer wiederkehrende Schilderung der Not auf der einen, des Lasters auf der anderen Seite, die Absicht, das Dasein in den Fabriksälen, den Arbeiterwohnungen, den Gefängnissen und Hospitälern dunkler und schlimmer darzustellen, als das der Verdammten in den Bulgen der Dante'schen Hölle, erzeugt in dem Leser bald das physische Unbehagen der Seekrankheit, bald eine herzbedrückende Trostlosigkeit des Gemüts. Mit einer oft bewunderungswürdigen Kunst in der Detailmalerei wird das Ekelhafte und Widerliche beschrieben; wie der Idealismus das Erhabene, übertreibt der Naturalismus das Gemeine.

Glaubt die neue Schule nun ihr Ideal in diesem äußerlich beschränkten und innerlich freudlosen Stoffgebiet beschlossen, so wird sie auf kein langes Leben, auf keine Zukunft rechnen dürfen. Denn die Vorfälle in dem Dasein und Schicksal der Arbeiter, der Armen und der Vagabunden ent-

behren eben so sehr der Mannigfaltigkeit, wie die aus ihnen entnommenen typischen Figuren der beweglichen Physiognomie, der feiner und reicher ausgeprägten Persönlichkeit des gebildeten Menschen. Die Umgebung des Helden, auf deren Darstellung der Naturalismus einen so großen Wert legt, ist im vierten Stande eine viel gleichmäßigere, als im dritten, sie wiederholt sich mit der Volksküche, der Branntweinschenke, der sozialdemokratischen Versammlung, der Gemeindeschule und dem Krankenhause beinahe in jeder Romanfabel, welche die Phantasie für ein Arbeiterleben zu ersinnen vermag. Der Reiz, den die Verschiedenheit der Landschaften und der Naturerscheinungen den Dorfnovellen giebt, ist den Geschichten, die ihrem Wesen nach in großen Städten oder Fabrikdistrikten spielen müssen, von vornherein versagt. Nun existiert freilich eine ganze Reihe physiologischer Vorgänge und körperlicher Zustände, mit denen der Naturalismus noch nicht poetisch experimentiert hat, aber ich bezweifle, daß er es jemals versuchen wird; er würde damit sein Prinzip selber zu Tode hetzen. Die Zukunft des Naturalismus in der Kunst beruht auf der Erweiterung seines Stoffgebiets, nur wenn er aus der dumpfen und stickigen Atmosphäre, in der er sich bisher bewegt hat, in die Freiheit der Natur, in die Weite der Welt, von häßlichen und verkommenen zu edeln und schönen Gestalten, von der Rohheit zur Bildung, von dem immer sinkenden zu dem immer aufwärts strebenden Menschen sich rettet, wird er eine neue Phase in der Entwickelung bilden. Genau, wie die sozialistischen Ideen nur dann eine Zukunft haben, wenn ihnen der Ausgleich und die Verschmelzung mit den bestehenden Gesellschaftsformen gelingt. Nicht das Christentum der Urgemeinden — das Christentum, das sich mit den Resten der antiken Kultur, mit der herrschenden römisch-griechischen Gesellschaft zu vereinigen und dieselbe mit seinen

Anschauungen zu durchdringen wußte, ist zur Weltreligion geworden.

Während der Naturalismus auf der einen Seite sein Stoffgebiet erweitern, muß er auf der anderen seine Forderung nach Wahrheit einschränken. Nicht Wahrheit, Wahrscheinlichkeit verlangt die Kunst. Aus dem einfachen Grunde, weil sie der Zustimmung, des Beifalls, der Bewunderung des Zuschauers, des Hörers, des Lesers bedarf. Eine mathematische, chemische, physikalische Wahrheit kann bewiesen werden; der Experimental-Roman, das Problem-Drama sind nur für den da, der an dies Experiment, an dies Problem und die von dem Dichter gegebene Lösung glaubt. Wenn ich an die Wirklichkeit und Lebendigkeit eines Menschen, wie ihn mir Zola, Tolstoi oder Ibsen schildern, nicht glaube, giebt es kein Mittel mich meines Irrtums zu überführen, während mich jeder Schüler von der Wahrheit des Pythagoräischen Lehrsatzes, von der Richtigkeit einer chemischen Zersetzung oder Verbindung überzeugen kann. Scharf scheidet sich so die objektive Wahrheit der Wissenschaft, die aus der Natur der Dinge entspringt, von der subjektiven Wahrheit der Kunst, die an die Voraussetzungen des Gemüts, der Phantasie, der Übereinkunft gebunden ist. Den konventionellen Charakter der dramatischen Kunst bestreitet Niemand, er findet sich ebenso in dem chinesischen wie in dem griechischen, dem mittelalterlichen wie dem modernen Drama. Man kann an ihm bosseln und modeln, aber ihn brechen, hieße das Theater zerstören. Der Roman bewegt sich ein wenig freier, doch auch ihn leitet das in ihm waltende Gesetz an seinem Gängelbande. Er ist immer nur ein arg verkürztes, zusammengezogenes und verstümmeltes Abbild des Lebens. Unmöglich, daß er auch nur einen einzigen Tag aus dem Leben seines Helden in vollständiger Ausführlichkeit und absoluter Naturtreue zu schildern im

stande wäre: alle Eindrücke, die jener empfangen, alle Nervenbewegungen, die sie erzeugt, alle physiologischen Vorgänge, die sich in ihm vollzogen, alle Einflüsse, welche dieselben auf seinen Willen ausgeübt. Wie sollte nun der Dichter die ganze Entwickelung eines Menschen mit der Sicherheit darlegen und beschreiben können, mit der sich ein chemischer Prozeß vor unseren Augen abspielt? Hier wird er das nach seiner Meinung Gleichgültige fortlassen, dort einen Zug stärker betonen, diese Gedankenreihen wegwerfen, jene hervorheben: er wird die ihm bekannten Thatsachen und Modelle als Marmorblock behandeln, aus dem er seinen Helden und — was für den naturalistischen Roman noch wichtiger ist als für den romantischen — seine Tendenz herausarbeitet. Durch diese seine Arbeit beweist er sich als Künstler, aber zugleich verliert die Schöpfung durch diese seine subjektive Thätigkeit die Wahrheit eines Naturproduktes. Als menschliches Produkt hat sie alle Mängel und Einseitigkeiten, alle Tugenden und alle Schwächen, alle Vorurteile und alle Schrullen ihres Urhebers; von einem Shakspeare oder Goethe, einem Phidias oder einem Raphael herrührend, kann sie „wahrer" sein, als alles wirklich Vorhandene derselben Art, indem sie die Urform dieser Art in vollendeter Weise zeigt, wahr im Sinne der exakten Wissenschaft wird sie niemals sein können, weil sie, und wenn sie nur eine Waschfrau oder ein halbverrückter Badearzt wäre, außerhalb der Wirklichkeit im Äther schwebt — in demselben Phantasie-Äther, in dem Consuelo und Wilhelm Meister leben. In dem Augenblick, wo ein Kunstwerk zu einer mathematischen Aufgabe, einer Vivisektion, einer chemischen Analyse würde, höbe es sich selbst auf.

Jeder bewundert die Energie und den Fleiß, die Zola daran setzt, Herr seiner Stoffe bis in ihre Einzelheiten zu werden; die eindringende, bisweilen ätzende Schärfe, den psycho-

logischen Tiefblick in das menschliche Herz, die manche russische und norwegische Dichtung auszeichnet. Diese Errungenschaften werden der Dichtung der Zukunft nicht verloren gehen, sie sind ohne Zweifel ein großer Fortschritt über die bisherige flüchtige und oberflächliche Darstellung bald der psychischen Vorgänge, bald der äußeren Dinge. Hier wird sich Niemand mehr, der auf den Namen eines Dichters Anspruch erhebt, mit der Umrißzeichnung, mit dem ungefähren Wissen begnügen dürfen. Die Genauigkeit der Schilderung, die Sorgfalt in der Ausführung wird fortan nicht nur eine gerechte Forderung des Lesers an den Erzähler, des Zuschauers an den Dramatiker sein, sondern der Dichtung jenen warmen Ton des Lebens, jenes Lokalkolorit verleihen, das unsere deutschen Romane und Schauspiele nur allzusehr vermissen lassen. Aber so klar diese Vorzüge sind, so nahe liegen doch auch die Schäden und Gefahren. Um „wahr" zu sein, vertieft sich der Dichter in technologische Werke, in Fabrikordnungen und Gärtnerei-Kataloge; um „wahr" zu sein, pfuscht er hier dem Advokaten, dort dem Dachdecker, heute dem Arzte, morgen dem Ingenieur in's Handwerk. Sein Werk schwankt beständig zwischen dem Polizeibericht, der Gerichtsverhandlung und irgend einer wissenschaftlichen oder fachmännischen Abhandlung. Da er gar nicht in der Lage ist, alles aus eigener Kenntnis, als Augen- und Ohrenzeuge zu berichten und zu beschreiben, ist er gerade wie der so arg verketzerte und geschmähte Erzähler historischer Romane auf Bücher und Urkunden angewiesen. Sowohl in Bezug auf das Äußerliche wie hinsichtlich der Darstellung des Psychologischen. Nur einer unter tausend Poeten wird ein großer Arzt sein, nicht jeder, der eine Seele rettet, wird Genaueres von den Molekularbewegungen, von dem großen und dem kleinen Gehirn wissen. Hinter dem Schilde der Wahrheit verbirgt der Natu-

ralismus nur zu oft seine poetische Unfähigkeit und seine Wissenschaftsschwindelei. Statt der dünnen Wassersuppen des Idealismus setzt er uns unverdauliche Brühen populärer Medizin und Chemie vor.

Litteraturen entwickeln sich langsam, von Sprüngen kann in ihnen so wenig wie in der Natur die Rede sein. Die Einkehr der Dichtung in die tieferen Volksschichten, in das Alltagsleben der Massen; ihre Versuche, die Fragen und Probleme der Zeit aus der Debatte in die Kunst zu verklären; ihr Drang nach Wahrheit — es sind eben so viele fruchtbare Keime, die in der Zukunft ihre Ähren und Trauben tragen werden. Über die inneren wie über die äußeren Schranken der bisherigen Dichtung deuten sie einen Fortschritt an. Schon der stärkere internationale Zug, die lebhafter empfundene Gemeinsamkeit aller Litteraturen verheißen jeder einzelnen eine neue Entwickelung. Keineswegs aber werden die Früchte allein dem Naturalismus verdankt werden. Als in den vierziger Jahren die Dorfgeschichte, das Wort im weitesten Sinne gefaßt, in allen Ländern Mode wurde, nicht blos Auerbach und der Jäger Turgeniew, sondern auch George Sand und George Eliot unter die Bauern gingen, galt der dörfliche Hintergrund für das Paradies der Poesie. Aus ihm sollte sich die neue Dichtung entwickeln und die Poesie des Geistes, die Salonnovelle, das phantastische Gedicht, den historischen Roman, die Tragödie der Leidenschaft, für immer verdrängen. Jetzt ist die Dorfgeschichte längst aus dem Vordertreffen wieder auf den bescheidenen Platz zurückgekehrt, der ihr gebührt, und die anderen Gattungen der Poesie sind nicht gestorben und verdorben. Dem naturalistischen Roman aus der Arbeiterwelt, der Problemlitteratur mit dem Stich in's Pessimistische und Atheistische wird es nicht besser ergehen, nach einem Menschenalter wird all der Lärm, der heute um sie

tobt, eine Anregung gewesen sein. Die großen Formen der Dichtung sind unzerstörbar. Lyrik, Epik, Dramatik folgen unwandelbar den ihnen innewohnenden Gesetzen, man kann dieselben verletzen, aber nicht umstoßen. Und wie mit den Formen ist es im letzten Grunde auch mit dem Inhalt der Dichtung; er kann immer nur sein, was er stets gewesen: eine Verklärung des Menschlichen. Mit der Wahrheit allein vermag Niemand eine Dichtung zu schaffen; ohne die Sehnsucht aus der Wirklichkeit heraus in die Welt, die wir ahnen; ohne die Melancholie über die Welt, in der wir leben und die wir allein zu begreifen vermögen, giebt es keine Dichtung. Kein Wissen, weder ein Teleskop noch ein Mikroskop kann diese Eigenschaften ersetzen. Von all' dem Kram, den jetzt der Dichter wissen soll, nicht um im Sinne seiner Zeit ein gebildeter Mann, sondern um ein Dichter zu sein, wußten die Sänger, welche die Lieder von dem Zorn des Achill und den Irrfahrten des Odysseus sangen, aber auch gar nichts; sind die Iliade und die Odyssee darum weniger vollendet? Kein verständiger Mensch glaubt mehr an Gespenster: hat es je einen Zuschauer im Theater gegeben, der über den Geist des alten Hamlet gelacht, oder der daran gezweifelt hätte, daß Macbeth den blutigen Banquo auf seinem Stuhl sitzen sieht? So hinfällig sind alle diese naturalistischen Forderungen für den schaffenden Dichter, wie für den empfangenden Zuschauer oder Leser. Welche Stoffe im Einzelnen die Dichtung um das Jahr 1920 gestalten wird — wer weiß es? Aber im Großen und Ganzen wird sie den einen Urstoff haben, den Homer, Dante, Shakspeare und Goethe gehabt: den Menschen, und sich in den Formen bewegen, die nicht eine blinde Willkür, sondern ihr eigenes Wesen ihr vorgeschrieben. Daran wird keine Theorie und keine litterarische Revolution auch nur ein Titelchen geändert haben.

Die Alten und die Jungen.

Oktober 1888.

„Doch was hör' ich? Welch' ein Schall überbraust den Wasserfall? Sauset heftig durch den Hain? Welch ein Lärmen, welch ein Schrei'n? Ist es möglich, seh' ich recht? Ein verwegenes Geschlecht dringt in's Heiligtum herein!" Lebhaft fielen mir diese Verse aus Goethe's Gedicht „Deutscher Parnaß" dieser Tage wieder ein: denn unsere jungen Stürmer und Dränger haben es einmal wieder für nötig gehalten, sich der Welt durch laute Fanfaren in's Gedächtnis zu rufen, sich gegenseitig durch Zuruf zu ermutigen, unerschrocken fort zu trommeln und fort zu blasen, bis die Mauern des alten Jericho, der idealistischen Litteratur, zusammenstürzen, über ihre eigenen jugendlichen Häupter das Weihrauchfaß zu schwingen und uns Alte zu den Toten zu werfen. Es wäre unhöflich, wenn wir, die alten Herren, uns nicht von Zeit zu Zeit die neuen Titanen und Giganten aus der Nähe ansehen wollten — ich wenigstens in der sicheren Hoffnung, daß gar manche von ihnen, noch ehe ihre blonden Haare grau geworden sind, als „gute Pilger" unter „tiefgefühlten Reueliedern" den Parnaß hinansteigen werden.

Für den Litterarhistoriker hat die Bewegung, die den Teilnehmern, wie es nicht anders sein kann, als eine Revolution, ein Himmelssturm, eine Erneuerung der Kunst erscheint, nicht das Geringste, was ihn überraschen könnte, weder durch die Losung der Schwärmer: Wahrheit und Natur um

jeden Preis, noch durch die Eigenart ihres Talentes. Nach einem Naturgesetz, von dem auch die Litteratur nicht ausgeschlossen ist, ändert sich in je zwanzig bis dreißig Jahren mit dem Menschengeschlecht die Anschauung, die Neigung und der Geschmack. Auf die Periode Klopstock's und Lessing's folgte von dem „Götz“ und „Werther“ bis zu den „Räubern“ Sturm und Drang, auf Schiller's und Goethe's ideal-weltbürgerliche Kunst die Romantik, auf diese Jung-Deutschland; als in den fünfziger Jahren Gutzkow, Auerbach, Laube, Hebbel, Freytag und Julian Schmidt ihre Kernschüsse gethan, traten in Paul Heyse, Herman Grimm, Gottfried Keller, Victor von Scheffel, Friedrich Spielhagen neue, eigentümliche Kräfte hervor. Welches Wunder soll es nun sein, daß seit 1880 sich die Stimmen von Hermann Heiberg und Karl Bleibtreu, von Max Kretzer und Conrad Alberti auf dem deutschen Parnaß vernehmen lassen? Nicht nur unsere „akademischen“ Kenntnisse, die uns die neueste Schule immer so verächtlich vorwirft, unsere eigene Jugend müßten wir vergessen haben, wenn wir über diese „weltgeschichtliche That“, daß junge Leute dichten, in ein ungemessenes Staunen geraten sollten. So wenig wunderbar die Erscheinung, so wenig schreckhaft ist die Losung. Denselben Kultus der Wahrheit und Natur, den sie predigen, feierten der junge Goethe, Wagner's „Kindesmörderin“ — Gerhart Hauptmann könnte das Stück geschrieben haben — Klinger und Lenz; mit sochem Aufschwung, solchem Löwengebrüll des entrüsteten Gefühls wie Schiller wirft Keiner von ihnen dem „tintenkleckſenden Säkulum“ seine Verachtung in's Gesicht. Entlockten die Jungdeutschen, Heine, Gutzkow, Laube, in den dreißiger Jahren etwa andere Töne ihrer Leier, als die Jüngstdeutschen? Wollten sie die Befreiung der Menschheit von den Fesseln der Religion nicht auch und der „falschen“ Sittlichkeit? Eiferten sie nicht gegen

die „konventionellen Lügen“ fünfzig Jahre vor Max Nordau? Sind Auerbach’s Dorfnovellen ihrer Absicht nach etwas anderes als die heute beliebten Arbeiternovellen, führten sie nicht eine „neue Volksschicht“ in die Litteratur ein? Hat Gustav Freytag nicht vor den jungen Leuten das Volk bei seiner Arbeit aufgesucht? Karl Gutzkow nicht vor ihnen die Mädchen aus dem Volke und die Diakonissinnen zu Heldinnen seiner Erzählungen gemacht? Natürlich hat jede Predigt für Wahrheit und Natur ihren besonderen Accent: 1773—1784 den Rousseau’schen, 1833—1848 den französich-sozialistischen, eine Mischung aus den beiden Tonarten George Sand und Lamennais, 1888 den sozial-demokratischen und pessimistischen, Mischung aus Schopenhauer, Zola und Ibsen. Aber der andere Klang kann einen erfahrenen Mann doch nicht über den Grundakkord täuschen, dem er entspringt. Die Jugend fühlt sich, sie will auch leben, genießen, sich bethätigen. Die alte Litteratur ist ihr so hinderlich wie die alte bürgerliche Ordnung den Sozialdemokraten. Sie hat die Empfindung, daß vieles von dem Bestehenden und Gültigen veraltet ist, daß den neuen Zuständen, Geschmacksrichtungen und Vorstellungen eine Wandlung in der Kunst und in der Litteratur entsprechen muß, und macht sich, wie es ihr gutes Recht ist, zum Herold dieser Ansicht. Daß sie dabei die Kraft ihrer Lungen überanstrengt, jeder Herold thut es; daß sie das Alte bis auf den letzten Stein zu vernichten schwört — wer will es ihr verargen? Es ist der Rausch und das Geschrei, womit sie sich zur Schlacht ermutigt. Jede Litteraturbewegung braucht ihre Marseillaise. Daß sie ihren Zuhörern eine wunderherrliche Zukunftsdichtung verspricht — „die Dichtung“, ruft Edgar Steiger aus, „wird eine Weltmacht sein, die kraft der Wahrheit, die sie verkündigt, die Völker und den Einzelmenschen erlöst und läutert!“ — scheltet sie nicht, jeder

politische Kandidat verheißt den Urwählern die goldene Zeit, wenn sie ihn wählen.

In dieser historischen Betrachtung verliert die Bewegung jedes Außerordentliche und tritt bescheiden in die Reihe natürlicher und gesetzmäßiger Erscheinungen zurück. Selbst die Rücksichtslosigkeit, die Aufgeblasenheit, die Verachtung jeder Autorität, das „Geflunker künftiger Unsterblichkeit", die empfindlichere Ohren in dem Auftreten der Jugend so oft verletzen, sind eben nur Zeichen einer Zeit, in der die Duzbrüderschaft in Hemdärmeln und der Schwulst das große Wort führen. David Friedrich Strauß und Karl Gutzkow haben schon vordem die eine und den andern geschildert, es sind die notwendigen Folgen des sozialdemokratischen Zuges der Menschheit und des zunehmenden Autodidaktentums in der Litteratur. Noch ein Jahrzehnt weiter — und die regelrechte akademische Bildung eines Schriftstellers, die jetzt nur als chinesischer Zopf verspottet wird, gilt dann als Schande. Es ist für die neueste Entwickelung der „Weltlitteratur" bezeichnend, daß Ibsen, Zola und Max Kretzer keine „lateinische" Bildung genossen haben. Der grobe Ton, in dem sich die Jugend gefällt und den sie als besondere Kraftprobe ihres Originalgenies pflegt, ist kaum zur Hälfte Temperamentssache: sie pfeifen die Weise, die heute von allen Bäumen schallt. Wer einzig und allein die Wahrheit will — natürlich die Wahrheit, wie er sie versteht — kann in der Gesellschaft, die auf Schicklichkeit beruht, nur ein Grobian sein. Unverständlicher als ihr Hohn gegen Spielhagen und Heyse, Paul Lindau und Oscar Blumenthal ist mir ihr zwischen Zorn und Klage hin und herschwebender Jammer über den Mangel an Anerkennung, über die Schwierigkeit zu Worte zu kommen, über die Bosheit der Alten, ihre Werke totzuschweigen. Vergleicht man unbefangen die Stellung der jungen noch namenlosen

Schriftsteller in dem Jahrzehnt von 1850 bis 1860 mit der Stellung, die das jüngste Deutschland jetzt schon einnimmt, so ist die vorteilhafte Wandlung, die für den Schriftsteller nach der materiellen Seite hin eingetreten ist, unbestreitbar. Die Zeitungen, die Zeitschriften, die Theater haben sich seitdem verdoppelt und verdreifacht, nicht mehr hängt wie in jener Zeit blindwüthiger und kleinlich gehässiger Reaktion ein Damoklesschwert über jeder kühneren Rede. Wenn Bleibtreu und Alberti jemals den Pascha Hinckeldey und seine Preß-Mamelucken gekannt hätten, jeden Morgen und jeden Abend würden sie die Freiheit segnen, in der sie jetzt atmen, schreiben und fluchen können. Nicht eine Zeile der gesammten jüngst-deutschen Litteratur wäre in den damaligen Preßzuständen veröffentlicht worden. Den jüngeren Schriftstellern fehlt darum weder die Freiheit noch die Tribüne sich auszusprechen. Sie besitzen in der „Gesellschaft" eine in ihrem Sinne geschickt geleitete Wochenschrift, wo nicht nur die Flammen für kühne vorurteilslose Geister, sondern auch die Scheiterhaufen, auf denen die alte Litteratur verbrannt wird, lustig lodern. Darüber hinaus steht ihnen jede Zeitung, jede Zeitschrift, jede Bühne offen, so oft sie denselben mit einer Gabe nahen, die in den Rahmen des entsprechenden Blattes oder Theaters paßt. So grün sind sie ja doch nicht mehr, daß sie im Ernst verlangen könnten, auf der Bühne des Schauspielhauses sollte die Guillotine für Ludwig XVI. aufgerichtet werden oder die „Gartenlaube" Erzählungen von Oskar Welten drucken. Eines schickt sich nicht für Alle — auch nicht im sozialistischen Staat und in der „gemütlichen Anarchie." Die Schranke aber zugegeben, kenne ich keinen Beschluß eines politischen oder litterarischen Areopags, der die Schriften des jüngsten Deutschlands verfehmte und schon in der Geburt erstickte, wie es der Bundestag seiner Zeit mit den Schriften des jungen

Deutschlands gethan hat. Statt zu schmählen und zu klagen, sollten sie dankbar das Glück der Gegenwart preisen, in der es keinen Bundestag und keinen Menzel, den Denunzianten und Franzosenfresser, giebt.

Wie wenig ihre Klage indessen auch den wirklichen Zuständen entspricht, so kann ich sie ihnen doch nachfühlen. Sie möchten eben in jedem Blatte und von jedem Dache herab ihr Anathem gegen die alte, ihr Hosiannah für die neueste Litteratur anstimmen und dadurch die kleine Gemeinde ihrer Gläubigen ausdehnen. Ihre Werbetrommel klingt nicht weit genug durch die Lande, sie brauchen einen größeren Bezirk: jeder, der einmal als Anfänger in ihrer Lage war, hat so wie sie empfunden und über den Stumpfsinn des Publikums, über den Hochmut und die Dummheit der Redakteure und die Hartherzigkeit der Verleger geklagt. Welchen Zorn hat Gutzkow, welche Verachtung Hebbel gegen die „Hoftheater-Intendanten" laut werden lassen, die ihre Schauspiele nicht aufführen wollten! Ganz unbegreiflich aber ist für mich ihr geflügeltes Wort, daß sie totgeschwiegen würden. Sie, die jährlich zwei oder drei Broschüren über einander veröffentlichen, totgeschwiegen! Sagen sie einander nicht, immer im Superlativ, daß der eine der „deutsche Zola", der andere der erste Dramatiker dicht hinter Shakspeare ist? Feiert die Ibsen-Gemeinde die Vorstellungen seiner Dramen nicht wie eine Art Kultus? Und trotzdem würden sie totgeschwiegen? Denn im Ernst kann ich doch nicht annehmen, daß die Titanen ärgerlich sind, weil die alten Herren, diese Perücken und Haubenstöcke, ein hartnäckiges Stillschweigen über sie und ihre Werke bewahren? Was ist ihnen, denen die Zukunft gehört, das Lob oder der Tadel all' der Schriftsteller, die sich längst überlebt haben? Was kümmert die Originalgenies die Meinung der Akademiker? Alphonse Daudet würde sich selber

in's Gesicht schlagen, wenn er darüber seufzte, daß Octave Feuillet und Augier schweigend an seinem „Unsterblichen" vorübergehen. Pocht man auf sein Talent und spielt sich als Apollo auf, der den Marsyas schindet, muß man es auch gelassen hinnehmen, daß die andern Marsyasse das Weite suchen. Dann, neuer Apollo, fiedele oder trompete in deiner Königseinsamkeit allein! Mit dem guten Rechte der Selbsterhaltung lehnt ein Jeder, der Durchschnittsleser wie der Kritiker, die Lektüre eines Buches ab, das ihm nicht behagt, Niemand ist verpflichtet, ein Buch, ein Bild, ein Musikstück zu loben oder zu tadeln, das ihm gleichgültig oder widerlich ist. Die politischen Jakobiner schlugen den Aristokraten und den Girondisten wohl die Köpfe ab, aber sie zwangen sie nicht, die Reden Robespierre's vorher zu lesen: unsere litterarischen Jakobiner dagegen köpfen in ihren Büchern nicht nur nach Herzenslust die älteren Schriftsteller, sondern verlangen von ihnen aufrichtige Bewunderung dafür. Solche Narren sind wir nun eben nicht, wir verhalten uns ihren Dichtungen gegenüber schweigend und lassen die Zeit walten, die auch ohne unser Zuthun die Spreu von dem Weizen sondern wird. Ist ein Schiller unter der Jugend, um so besser für unsere Litteratur! Friedrich Schiller hat es Goethe nie nachgetragen, daß er sich von den „Räubern", von „Fiesko" und „Kabale und Liebe" vornehm abgewandt; trotz all' des Sturmes und des Dranges war er sich des Gegensatzes bewußt, der sein Wesen und seine Weltanschauung von dem Genius Goethe's trennte und stolz und siegesfroh genug, auch die Abneigung des älteren Mannes zu ertragen. Wie genialisch die Schöpfungen des jungen Goethe waren, Lessing hat über „Werther" und „Götz", über „Stella" und „Clavigo" keine Kritik geschrieben, kaum daß er sich gelegentlich in einem Briefe darüber äußert. Er ging seinen Weg und seinen Studien und Neigungen nach

und störte die Kreise der Andern nicht, seinem Bruder Karl schreibt er: „Deine Kritik über die neue Arria ist recht gut. Aber, wenn ich Dir raten soll, gieb Dich nicht mehr mit diesen Leuten ab.“

Die Toleranz des achtzehnten Jahrhunderts ist der zweiten Hälfte des neunzehnten in der Politik, in der Religion und nun auch in der Litteratur abhanden gekommen. Der Fanatismus der Partei hat sie verdrängt. Das Recht und die Freiheit der Persönlichkeit gilt den Radikalen als ihr gefährlichster Gegner; die Sozialdemokraten wollen sie auf dem wirtschaftlichen, die Jüngstdeutschen auf den litterarischen Gebiete vernichten. Derselbe Arbeitskittel und dasselbe Buch für Jeden und Jede. Die „hundert besten Bücher“ werden durch ein Triumvirat bestimmt, wehe dem, der sich bei der Lektüre eines Romans von Georg Ebers ertappen läßt! Auf das Genaueste entspricht diese Vorstellung dem sozialistischen Staat; er ist auf die Dauer unmöglich, wenn er nicht auch die Lektüre seiner Bürger regelt und die Presse und die Bühne in seine Zucht nimmt. Bis dahin aber werden sich die jungen Herren noch darin fügen müssen, daß Jeder die Bücher liest, die ihm gefallen, und nicht diejenigen, die sie ihm anpreisen. Wenn sie nicht für die Myriaden Philister schreiben wollen, so mögen sie dies Geschäft Anderen überlassen. Niemand hindert G. Conrad und Wilhelm Walloth ihre Freunde zu unterhalten, warum entrüsten sie sich so sehr über Paul Lindau und Oscar Blumenthal, die im Theater die „erbärmliche Bourgeosie“ unterhalten? Keinen ihrer kritischen Artikel, keine ihrer Broschüren kann man lesen, ohne die heftigsten Ausfälle gegen die „Gartenlaube“ darin zu finden; aber hat sich je ein Kritiker der „Gartenlaube“ ein böses Wort über die „Gesellschaft“ erlaubt? Sollte hinter diesem Zorn, hinter dieser pessimistischen Aesthetik, diesem Gedrohe mit der Revo-

lution sich im Grunde nur der blasse Brotneid verstecken, daß die alten Perücken mehr Leser, mehr Zuschauer, mehr Freunde haben, als die Titanen? Das heimliche Gefühl des Verdrusses und der Ohnmacht, daß all der Lärm in die leere Luft verhallt? Denn im Ernst vermag sich doch auch ein jüngerer Mann nicht der Einsicht zu verschließen, daß die litterarischen Bedürfnisse des Publikums, seine Geschmacksrichtungen und Neigungen nicht über einen Leisten geschlagen werden können. Der eine verehrte zu Anfang des Jahrhunderts Schiller, der andere Iffland, zwischen den Gegensätzen stand die überwältigende Mehrheit derer, die heute die „Räuber" und morgen „Die Hagestolzen" bejubelte; so viele gutmütige Lacher hatte Goethe nie auf seiner Seite, wie Kotzebue, nicht die Hälfte der Thränen, die Eulalia den schönsten Augen in Deutschland und Frankreich entlockte, ist seinem Gretchen geflossen. Die Novellen und Romane der George Sand und der Eliot wurden nur gelesen, die Erzählungen der Hanke, der Bremer, der Marlitt verschlungen. Alle Leser Lord Byron's, von dem Erscheinen der „Pilgerfahrt Childe Harold's" bis auf den heutigen Tag, sind vermutlich nicht der fünfte Teil der Millionen, die diesseits und jenseits des Oceans „Onkel Tom's Hütte" gelesen haben. Diese Thatsachen sollten doch die Gelehrten unter den Stürmern von der Notwendigkeit der „Talmi-Größen" in der Litteratur überzeugen, es geht in der Wirklichkeit nicht allein mit den Shakspeare's, Schiller's, Goethe's und Byron's, mit den Bleibtreu's, Kretzer's und Conradi's vorwärts — es muß auch in der Litteratur Handwerker geben, wenn die Könige bauen wollen. In der Phantasie und der Legende macht der Sieger von Marengo eine stattliche Figur, ohne Desaix und Kellermann aber wäre er ein geschlagener Mann gewesen. Was sollte aus dem „deutschen Dichterwald" werden, wenn alle Kehlen einzig auf

die „Drangweise" gestimmt würden! Darum schlage ich vor, einen großen Kreidestrich zu ziehen — die „Talmi-Größen" und das ganze alte Eisen der deutschen Litteratur bleiben hüben und die grollenden Titanen drüben, Jeder singt, wie es ihm ein Gott in die Seele gelegt, und achtet den Gesang des andern, das Publikum ist der Richter. Wer durch Ungezogenheiten Tannhäuser's Sturmlied oder Wolfram's sentimentale Abendstern-Melodie — Butzenscheibenlyrik — stört und unterbricht, wird von den Wächtern der Ordnung hinausgewiesen. Nach dem Tode der Alten setzen sich die Jungen auf die leer gelassenen Stühle und plötzlich, ohne daß sie es recht gemerkt, sind die Heißsporne von gestern graue und steife Akademiker geworden, die sich einer tobenden, brüllenden, trommelnden Jugend gegenüber befinden — sie wissen selber nicht wie. Denn sicher ist auch in der Litteratur nicht der Ruhm und die Unsterblichkeit, sondern das Alter, das Verblassen gewisser Farben, das Verschwinden gewisser Anschauungen, das Verstummen geliebter Melodien und das Emporkommen neuer Menschen mit neuen Meinungen und neuen Idealen.

Blättert man unbefangen in den Dichtungen der jüngsten Schule, so wundert man sich über die geringe Verschiedenheit zwischen diesen und den Werken der Alten. Gedichte, Dramen, Romane — es ist die alte Welt, nur gesehen mit jungen Augen. An revolutionärem Schwung halten ihre Gedichte nicht entfernt einen Vergleich mit Herwegh's und Freiligrath's Liedern aus, ein so gewaltiges und so klangvolles Wort, wie das vielberufene „Reißt die Kreuze aus den Erden, alle sollen Schwerter werden!" ist keinem dieser Dichter gelungen. Um auf dem Gebiete der dramatischen Kunst den „Talmi-Größen" überhaupt nur einen Namen entgegenstellen zu können, müssen sie zu dem Norweger Ibsen greifen. Die

Dramen von Bleibtreu, Hart, Alberti, Walloth sind talentvolle Versuche, die sich völlig in dem Rahmen des alten Schauspiels bewegen, und in die Notwendigkeiten einer theatralischen Aufführung gezwängt, welche die Redseligkeit ihrer Helden um ein Drittel kürzte und manche Ungeheuerlichkeit beseitigte, würde sich ihre Ähnlichkeit mit den gewohnten Bühnenstücken noch deutlicher herausstellen. Ich wünschte wohl, daß eins unserer vielen Theater eine solche Vorstellung wagte: sie würde die beste Schule für den Autor sein, in moralischer wie in künstlerischer Hinsicht. Tritt uns in den Romanen, wenigstens in den modernen, der Stürmer eine stärkere Eigenart entgegen, so hat daran mehr, als sie zugeben wollen, die veränderte Lage, die Wandlung der Gesellschaft den entscheidenden Anteil. Nicht einzig ihre Erfindung, ihr Temperament und ihr Pessimismus, daß wir 1888 schreiben, macht den größten Unterschied, äußerlich und innerlich, zwischen der älteren und der neuesten Erzählungslitteratur aus. Wir Schriftsteller von 1855 sind aus der Pflege der Geisteswissenschaften, aus der idealistischen Philosophie und der deduktiven Methode hervorgegangen, die Neuesten aus dem Materialismus, der induktiven Methode und den Naturwissenschaften. Das ist nicht ihr Verdienst, sondern der Umschwung der Zeit. Wie es vor dreißig Jahren keine Kaiserstadt Berlin, so gab es auch keine sozialdemokratische Partei, keine Strike's, keine anarchistischen Unthaten. Niemand suchte die „Männer der Zukunft“ ausschließlich in dem Arbeiterstande, seine „Ideale“ in der Darwinistischen Weltanschauung. Man wußte wohl von dem Cäsarenwahnsinn der römischen Imperatoren, aber der Größenwahnsinn war noch keine Krankheit der Zeit. Die Heilung und die Bekämpfung der Branntweinssucht überließ man den Ärzten und Philanthropen und glaubte nicht, daß sie ein passender Stoff für eine Dichtung

sei. Nicht durch die Schriftsteller ist in allen diesen Dingen eine Änderung eingetreten: die Zeit hat die Blicke, die Meinungen und Vorstellungen der Menschen von dem Leben und den Zuständen der oberen Zehntausend den Mühseligen und Beladenen zugewandt. Daß diejenigen, die unter dem Wehen dieses neuen Windes groß geworden sind, in seiner Richtung und mit der Strömung segeln, ist kein Verdienst, sondern eine Notwendigkeit. Der Grundstoff der Kunst wird immer der Mensch bleiben, aber freilich sieht der nackte Mensch anders aus, als der Mensch im Gewande, und dieselbe Persönlichkeit, Egmont z. B. erscheint Goethe ganz anders, als Schiller. Der künstlerische Unterschied zwischen der alten und der neuen Schule liegt in der Verschiedenheit des Gesichtswinkels, unter dem sie Dinge und Menschen betrachten; wir sahen sie aus einer gewissen Entfernung, in der nur die großen Züge und die starken Schatten und Lichter zur Geltung kamen, sie nehmen sie unter das Mikroskop. Ich vermute, daß beide Betrachtungsweisen in der Wissenschaft und in der Kunst, wie sie immer bestanden haben, auch in alle Zukunft bestehen und im ewigen Wechsel sich in der Gunst der Menge ablösen werden.

Eine ungleich wichtigere Frage, als diese formalistische, die sich der Litteratur aufdrängt und ihre Lösung immer dringlicher fordert, wird von der neuen Schule nicht gestreift, vielleicht nicht einmal geahnt. Wie, mit welchen Schöpfungen, aus welchem Stoffgebiet, in welcher Darstellung vermag die Kunst das Lesebedürfnis der Massen zu befriedigen? Hier liegt die Zukunft der Dichtung beschlossen. Weder für das Buch noch für die Bühne ist das Publikum des gebildeten Mittelstandes mehr vorhanden, dem von 1750 bis 1870 unsere Litteratur gewidmet war. Dies Publikum, von dem Fürsten bis zum Kleinbürger, vergrößerte sich wohl im Laufe des

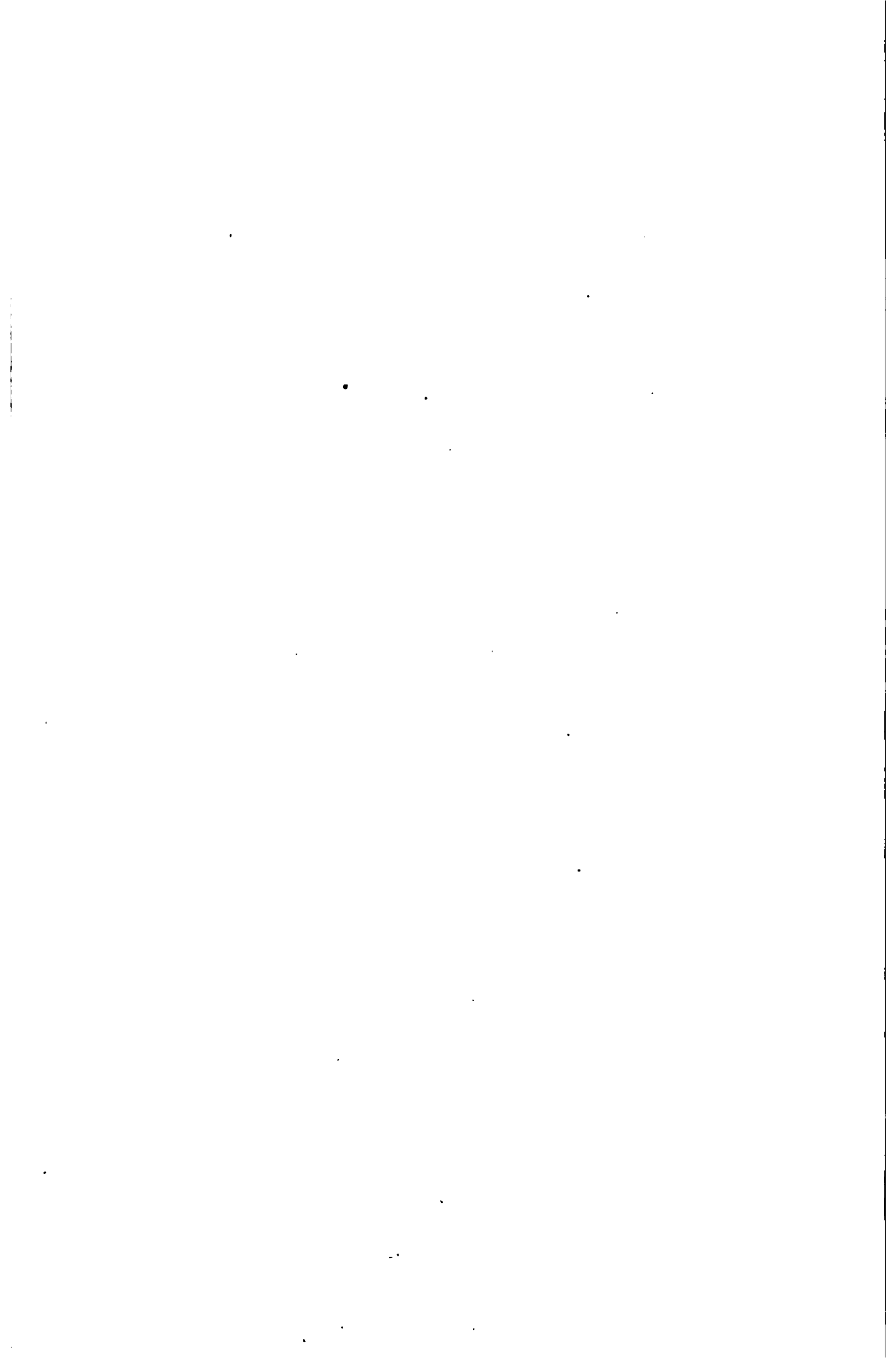
Jahrhunderts, aber in seiner Wesenheit blieb es dasselbe. Dafür, nicht für die Fabrikarbeiter und die Tagelöhner, nicht für den vierten Stand, haben unsere Schriftsteller geschrieben. Wer aus jenen tieferen Schichten sich zur Lektüre Lessing's, Goethe's und Schiller's erhob, gesellte sich dadurch eben zu der Bildung des Mittelstandes. Jetzt ist dieser Mittelstand überall von der breiten Volksmasse durchbrochen und zersetzt. Millionen haben das politische Stimmrecht, Millionen können und wollen lesen, Hunderttausende hungern nach Bildung, Zehntausende nach theatralischen Genüssen. Daß uur ein Bruchteil unseres klassischen Bücherschatzes diesen Ansprüchen genügt, leuchtet ein, die Klassiker stehen in einer Bildungs- und Empfindungssphäre, die von den Gefühlen, den Bedürfnissen und der Bildung jener Massen weit abliegt. Auch ist es nicht möglich, beständig von altbackenem Brot zu leben, der Mensch sehnt sich nach frischer geistiger Nahrung. Hier aber lassen die Stürmer und Dränger das Volk ganz im Stich. Unmöglich, daß ihre langatmigen Romane von drei und zwei Bänden, im Stil und in der Gewohnheit der alten Schule, auf die Arbeiter und Arbeiterinnen, die eine Stunde der Muße einer sie an- und aufregenden Lektüre widmen wollen, den geringsten Eindruck machen könnten. Jede Näherin wird lieber die Abenteuer einer ägyptischen Prinzessin, als die eines Berliner Dienstmädchens lesen. Der Droschkenkutscher im Kampf um das Recht, der verkommene Litterat, der vom Größenwahnsinn ergriffene Künstler oder Arzt, der Assessor-Streber, die schriftstellernde Frau — das alles sind Figuren und Stoffe, die sich an die Bildung, aber nicht an das Volk richten. Weniger als bisher irgend eine neu aufsteigende Richtung in unserer Litteratur hat das jüngste Deutschland Fühlung mit der Masse, Witterung der Zukunft. Kurze, knappe, volkstümliche Geschichten, Lassalle'sche Stand-

reden, Herwegh'sche Gedichte, Volksschauspiele wie die „Räuber" und „Wilhelm Tell", Lutherfestspiele, zwischen Sozialdemokratie und Sentimentalität schwebende Stoffe: danach verlangt die Zeit. Aber zu der Darstellung dieser Dinge fehlt den jungen Schriftstellern der breite Ton und der Alfreskostil, die allein die Masse bewegen und ergreifen; viel mehr, als wir Alten es jemals gewesen sind, die wir stets ein außerhalb der Litteratur stehendes Publikum im Auge hatten, wären es auch nur Philister oder empfindsame Frauen gewesen, sind sie eine litterarische Clique. Keine talentlose — im Gegenteil; nur leider eine Apostelschaar, die sich in Eigensinn und Programmen, in Dünkel und Geniesucht täglich mehr verbittert und durch einen zur Schau getragenen und beständig ohne jede künstlerische Notwendigkeit betonten Cynismus die ihr fehlende innere Anmut zu ersetzen sich müht. Wir sind nicht das Ende und sie nicht der Anfang der Litteratur, in der unabsehbaren Kette der Dichtkunst greifen alle Ringe ineinander, wohl sind die einzelnen nicht gleichwertig, aber erst ihr Zusammenhang bildet die Kette. Wie wir von Heine und Börne, von Gutzkow und Laube, so sind sie von uns abhängig, sie mögen sich dagegen sträuben, so viel sie wollen. Erst wenn sie ihren Schmollwinkel verlassen haben und in Reih und Glied mit den Andern getreten sind; wenn sich ihnen die wahre Aufgabe der Litteratur in der Gegenwart an einem Tage von Damaskus offenbart haben wird — die Aufgabe nämlich, die Sphäre der Bildung mit der Sphäre des Volkes zu versöhnen und zu verschmelzen — dann werden sie auch, was sie jetzt so schmerzlich vermissen, ein Publikum außerhalb des Kaffeehauses sich erobern und ihre Bücher in den Händen der Alten wie der Jungen sehen: „wenn sich der Verirrte findet, freuen alle Götter sich."

III.

Strömungen:

b) Religiöse.



Ein ägyptisches Märchen.

Juni 1868.

Es war zur Zeit des Kaisers Augustus, siebenhundertsechzig Jahre waren seit der Gründung der römischen Stadt verflossen und in diesem Jahre verwalteten Sextus Pompejus und Sextus Appulejus das Consulat.

Eine Anzahl vornehmer Römer, Jünglinge und ältere Männer, waren vor einigen Tagen in Alexandrien an das Land gestiegen, um eine Reise durch Ägypten zu machen, die Pyramiden zu sehen und die Memnonssäule im Morgenrot klingen zu hören. Seit dem Siege des Augustus über Antonius und Cleopatra, seit seinem ägyptischen Triumphzuge, wo zum erstenmal dem römischen Volke durch die Gefangenen, die Beute, die Kunstwerke und die Bilder von den Landschaften am Nil jenes Reich der Wunder und Geheimnisse sich erschlossen hatte, war das Verlangen, Ägypten kennen zu lernen, von Jahr zu Jahr unter den Gebildeten in der Hauptstadt der Welt gestiegen. Schnell verbreiteten sich die seltsamsten Sagen über das Nilthal und seine Bewohner, die Bauwerke, die sie aufgeführt hatten, die Götter, die sie verehrten, in der Stadt. Aus Ägypten selbst kamen Zauberer, Schlangenbändiger, Geisterbeschwörer, Priester der Isis und des Serapis nach Italien, die noch tiefere Geheimnisse besaßen und in den Landhäusern der Vornehmen, in

schweigender Nacht, bei dem Glanz des Vollmonds nie erhörte Bräuche vollzogen. Wer den Klang der Memnonssäule vernehme, so hieß es, der würde hundert Jahre alt, und wer den Ring des Pharao Sesostris mit dem Opalstein fände, der hätte Macht über alles Sichtbare und Unsichtbare, über die Geister in den vier Elementen.

Die Gesellschaft freilich, der soeben der Prätor von Alexandria in seiner Halle ein kostbares Gastmahl gab, glaubte an diese Mythen nicht und schüttelte spöttisch den Kopf, sobald das Gespräch auf die Götter Ägyptens kam. Die Einen von ihnen neigten sich zur Ansicht des Epicurus, daß dem Menschen hienieden nichts übrig bliebe, als in dem rastlosen Wechsel der Dinge, der beständigen Veränderung der Stoffe, der Gewißheit des Todes, dem Alles anheimfiele, jeden Augenblick des Lebens zu genießen, sich des Sonnenlichtes zu freuen und alle Rosen zu pflücken, die sich ihm böten. Strenger gesinnt befolgten Andere die Grundsätze der Stoa, ernst von Angesicht, in ernsthafter Entsagung immer bereit, die Tugenden dem Vergnügen vorzuziehen, Männer, die eine große Herrschaft über ihre Leidenschaften erlangt hatten und den Tod nicht fürchteten. Alle aber waren von derselben Neigung ergriffen, in das Innere der Natur zu dringen und ihre Rätsel zu lösen.

Die hochgelegene Halle, in der sie auf weichen Polstern um die Tischen von Cedernholz lagen, öffnete sich nach dem Meer. Die Sonne war gesunken und am dunklen Himmel traten die Gestirne hervor. Unabsehbar in den Schatten der Nacht dehnte sich das Meer aus; zwei Unendlichkeiten schienen mit einander zu verschmelzen, die der See und die des Himmels. Ein silberner Streifen, der Widerschein des Mondlichts, glitt über die Oberfläche des Wassers, leise zitternd. Nur dumpf und in seltenen Zwischenräumen drang zu dieser Höhe das

Rauschen der Wellen empor. Mehrere Ampeln und Leuchten erhellten doch nur dämmerig die weite Halle. Sklaven gingen leisen Schritts über den bunten Marmor des Bodens, Mischkrüge in der Hand, und schenkten den Gästen griechischen Wein in die goldenen Becher. In der Wand des Hintergrundes befand sich eine halbrunde gewölbte Nische, in der auf schwarzem, glänzend polirtem Basaltstein ein Standbild der Isis sich erhob. Blau gemalt und mit Sternen besäet war die Wölbung der Nische, um das Bild des Himmels nachzuahmen. Der Schmuck der Wände und der Pfeiler, die buntbemalten Säulen, die Verzierungen der Gerätschaften konnten den neugierigen Römern schon einen Einblick in ägyptische Formen und Sitten gewähren. Erschien ihnen in diesen Malereien ein und das andere Bild unerklärlich, wollten sie den Sinn der hieroglyphischen Zeichen wissen, die am obersten Rand der Wände entlang liefen, so waren der älteste Priester des Serapis-Tempels und der weise Grieche Apollonius, der Vorsteher der Bibliothek des Museums, die beide der Prätor zu dem Festmahl eingeladen hatte, gern bereit, auf alle Fragen der Gäste Auskunft zu geben.

Eben verstummte der Gesang der schönen Sängerin Chloe, die mit silberner Stimme zur Leier ein Lied der Sappho gesungen, und ehe die ägyptischen Tänzerinnen, die draußen warteten, in ihren durchsichtigen Gewändern, die klingenden Becken in der Hand, in die Halle traten, um mit ihren üppigen Tänzen die Festgenossen zu erheitern und zu berauschen, ließ der Prätor noch einmal die Becher füllen. Und plötzlich, Niemand wußte, woher es gekommen, wurde ein künstlich nachgeahmtes Mumienbild herumgereicht, von Hand zu Hand, und der weise Apollonius gab es dem neben ihm liegenden jungen Piso mit den Worten: „Trink und sei fröhlich, schau diese Mumie an, so wirst auch Du nach Deinem Tode sein.“

Piso trank und antwortete lachend: „O Apollonius, der Anblick des Todes kann mich weder erschrecken noch zum höheren Genuß des Lebens ermutigen; ich fürchte weder den einen, noch liebe ich allzusehr das andere. Das Leben ist eine harte Arbeit und wenn sie vollendet ist nach dem Schluß des Schicksals, werde ich ruhen."

Über das Gesicht des hundertjährigen Manetho, der dem Serapis diente, ging eine kaum merkliche Bewegung hin, er fuhr mit der Hand in den langen weißen Bart und der Mondschimmer, der gerade jetzt auf ihn fiel, gab ihm etwas Geisterhaftes. „Was weißt Du, junger Fremdling," sagte er mit einer dumpfen Stimme, die fernher aus einer gewaltigen Tiefe zu kommen schien, „von den Geheimnissen des Todes? Bist Du so sicher, daß Dich die Götter ruhen lassen und nicht im ewigen Wirbel umhertreiben werden?"

„Was sind Deine Götter, alter Mann?" fragte Calpurnius, der in Rom als ein großer Kenner der Natur berühmt war und die Leichname der Verbrecher aufkaufte, um, sie zerstückelnd, die innere Bauart des menschlichen Körpers und die Sitze der Krankheiten kennen zu lernen. „Der Apis, der Ibis, das Krokodil und Deine heilige Katze, alle Deine Tiergottheiten, sterben sie nicht? Ich weiß wohl, daß Du und Deinesgleichen — ich meine nicht Deine Person, ehrwürdiger Manetho, sondern Deinen Stand — daß ihr in alter Zeit dies Land beherrscht habt. Ein Grieche, den Du kennst, Herodot, hat es zum Staunen der Nachkommen aufgezeichnet, wie noch in seinen Tagen im Thal des Nils die Priesterschaft, unter dem Vorgeben, der unfaßbaren Gottheit näher zu stehen, als die anderen Menschen, das Volk und die Könige bedrückte. Gar seltsame Dinge erzählt jener Grieche von der Allmacht der Priester, von dem Aberglauben des Volkes. Wahrscheinlich aber war in der grauen Vorzeit die eine noch größer, der

andere noch blinder. Jetzt hat sich die Welt verändert, die Wissenschaft und die Philosophie zerstreuen die Finsternisse, Deine Tempel sind dem Untergange nahe, schon bricht aus ihren Mauern Stein um Stein. Vor dem Adler des Imperators müssen sich Deine Götter verkriechen" — und den Becher erhebend, sprach er mit voller, wohltönender Stimme, die mit dem von unten jetzt stärker heraufschallenden Meeresrauschen harmonisch verschmolz, die Verse des Lucretius:

„Thoren, die ihr verblendet, vom Schrecken des Todes gefoltert,
Täglich die Tempel bestürmt, an allen Altären zu beten,
Vielmals mit Opfergelübd' und dem rinnenden Blute der Stiere,
Hoch mit erhobenen Händen die nie euch hörenden Götter
Anfleht! — Klägliches Thun! Von der Zinne des Denkens das Weltall
Still mit beruhigtem Geist anschau'n, heißt weise und fromm sein!"

„Der große Pan ist tot!" rief Piso. „Über das griechische Meer hin scholl eine mächtige klagende Stimme an einem Sommerabend zu den Schiffern: Der große Pan ist tot! Wie sollten Deine Götter leben?"

Darüber hatte sich Manetho von seinen Polstern aufgerichtet und stand aufrecht da, in seinen weißen Gewändern, seinen weißen Haaren einem Steinbilde vergleichbar und so unbeweglich wie dieses.

Langsam streckte er den mit heiligen Zeichen bedeckten Schlangenstab aus — und das Licht in der Halle erlosch. Dafür ging von dem Isisbilde in der Nische ein bläulicher Schimmer aus, der bald den ganzen Raum mit einer magischen Dämmerung erfüllte. Und diese Nische öffnete sich, weit und weiter, sie wurde zu einem breiten, von Sphinxen eingefaßten Gang, der sich in das Unendliche zu dehnen schien. Dreiundneunzig Sphinxe zählte Calpurnius erstaunten Blicks auf jeder Seite, und diese seltsamen Gebilde wuchsen, je länger er sie betrachtete, mehr und mehr in das Riesenhafte.

In den Augenhöhlen glänzten ihnen Rubinen, von denen ein eigentümlich rotes Licht ausging, wie Flammen durch die bläuliche Dämmerung zuckend. Am Ende der Sphinxreihe erhoben sich Obelisken, dann wurden Pylonen, buntbemalte Pilaster sichtbar. Könige brachten in diesen Bildern dem Stiere Apis ihre Huldigungen und Opfergaben dar; ein Tempel türmte sich auf, so gewaltig, daß sein Dach in den Wolken des Himmels verschwand. Aus der Ferne erklang eine Musik, ein Chorgesang zu den Tönen von Blasinstrumenten, die etwas Feierliches und Betäubendes zugleich hatten. Während dieses Gesanges sprangen die Tempelthore auf, ein langer Zug von Priestern in roten, violetten und weißen, mit rot-goldenen Stickereien verzierten Gewändern trat daraus paarweise hervor, Knaben schritten in ehrfurchtsvoller Entfernung, in gemessenen Zwischenräumen ihnen zur Seite; die Einen trugen Palmenzweige, die Anderen schwangen Rauchgefäße, aus denen der Duft des Ambra drang. Eine Wolke legte sich um Alle. Plötzlich erdröhnten die Zinken und Posaunen stärker; auf einem goldenen Sessel wurde ein Priester aus dem Tempel getragen, das Haupt geschmückt mit einem dreifach gewundenen, kronenartigen Stirnband, wie einer der Römer, Cäcilius Metellus, der als Bote des Imperators zu den Parthern gegangen war, es auf dem Haupte des Phraates, des Partherkönigs, gesehen hatte. Von kostbaren Perlen und Edelsteinen glänzte diese Mütze. Am Finger des Priesters, der unter den Anderen ein König zu sein schien, schimmerte ein Ring, in dessen Stein, wie Calpurnius später behauptete, ein Fisch von seltsamer Form eingeschnitten war.

Jetzt hielt der Zug. Ein unzählbares Volk lag ringsumher auf den Knieen. Der Priesterkönig winkte und aus der Menge trat ein Mann, schritt vor, zwei Schreiber folgten ihm, Speerträger bildeten einen Halbkreis, und eine Papyrus-

rolle entfaltend, las er mit deutlicher Stimme: „Phra, der Herr der beiden Welten, der Vater und König der Götter, warf einen Strahl seines Lichts auf eine Kuh, die noch kein Kalb geboren, und sie brachte den Apis, den Stier ohne Fehl, zur Welt. Wir erkennen aber den Apis an seiner schwarzen Farbe, dem weißen Fleck auf der Stirn und dem Gewächs unter seiner Zunge, welches die Gestalt des Goldkäfers hat. Zu unserer Heiligkeit, der wir im Mittelpunkt der Welt, zu Memphis, den Dienst des Apis verwalten und vom Oberrichter Osiris den Schlüssel zu den Pforten des Totenreichs empfangen haben, ist die Kunde von einem gottlosen und boshaften Volke gedrungen, das jenseits des dunkelfarbigen Meeres in finsterer nordischer Nacht lebt. Unter diesem Volke sollen sich seltsame, ungeheuerliche, unheilige Meinungen verbreitet haben; daß es keine Götter gäbe, daß die Welt aus Atomen zusammengesetzt sei, die sich im unermeßlichen Raume in kreisender Bewegung drehten, und daß die heiligen Ochsen nicht die Zukunft vorhersagen könnten. Barbarische Namen Derer, die solchen Wahnsinn zuerst gelehrt haben, sind uns genannt worden: Democritus, der die Atome erfunden; Aristoteles, der die heiligen Tiere zerschnitt; Epicur, der die Götter leugnete. Schon diese Namen können Dir ein Beweis sein, frommes, die Götter fürchtendes Volk des glückseligen Ägyptens, daß die Menschen, die sie führten, keine Menschen, sondern Kot-Ungetüme des Schlammes, Geister der libyschen Wüste und häßliche Affen aus den äthiopischen Wäldern gewesen sind. Aber wehe! Diese Irrlehren fangen an, sich auch im gelobten Thal des Nils auszubreiten und den Sinn der Unmündigen zu verwirren. Zu der falschen Wissenschaft gesellen sich zuchtlose Darstellungen in den Theatern und die Lieder eines gewissen Homer, um die Herzen des Volkes dem Dienste der Götter abwendig zu machen. Immer tiefer in

Sünde und Verderben stürzen die armen Menschen, wenn wir, der Oberpriester des Apis im Verein mit euch, den geliebten Brüdern und Dienern der Götter, sie nicht durch unsere Gebete retten. Der Säckel der Tempel ist leer, wenige Spenden werden dem Osiris und der Isis, dem Phra und Ptah, dem Horus und dem Anubis zu Teil. Schon brüllen die Frevler, wie die Löwen des Nachts in der Wüste, daß den Tempeln ihre Schätze und den Dienern der Götter ihr Eigentum, ihre Kornfelder und ihre Häuser genommen und den Kriegern, den Maurern, den Steinmetzen und den Nilschiffern gegeben werden müßten. Aber noch leben die Götter, sie reden durch unseren Mund. Und damit allen Ländern und Völkern offenbar werde die ewige, lautere Wahrheit, die echte Unterweisung und Wissenschaft, laden wir Alle, die Sperberpriester von Heliopolis und die Stierpriester von Memphis, die Katzenpriester von Bubastis und die Widderpriester von Theben, die Hundepriester und die Kuhpriester, die Storchpriester und die Ziegenbockpriester von Mendes, Alle, so viel ihrer wohnen im heiligen Raum, wo der Nil im Süden durch das Felsenthor tritt, bis zum Norden, wo er siebenarmig in das Meer fließt, nach Memphis ein, in diesen Tempel, zu beraten und zu beschließen, die Fehllosigkeit des Apis, die Rettung der Menschen aus dem Abgrund der Ruchlosigkeit und des Unglaubens, zur Bewahrung ihrer Seelen vor den unterirdischen Feuern."

Als der Vorleser geendet, hob auf's Neue der Gesang an, jubelnder, begeisterter, als gälte es einen Triumphator zu begrüßen. Mächtiger dampfte in den geschwungenen Gefäßen der Weihrauch, wunderseltsame Formen gewannen alle Gestalten. Betäubend war das Geschrei des Volkes. Feierlich wandte sich der Zug wieder zurück und verschwand allmählig in der Tiefe des Tempels. Krachend flogen die Pforten zu.

Wie durch Zauberei versanken die Obelisken und die Sphinxe mit den drohenden Rubinenaugen, oder waren sie in die leere Luft zerflattert? Es zerrann der bläuliche Schimmer ....

Starr, verwundert, erschreckt blickten die Römer umher. Nichts in der Halle hatte sich verändert, nur der alte Manetho war nicht mehr an seinem Platze. Ihm war es, sagten die draußen harrenden Sklaven, zu spät geworden und seine Augenlider waren ihm vor Müdigkeit zugefallen, er hatte sich von seinem Diener nach dem Tempel des Serapis heimführen lassen.

„Der alte Zauberer!" lachte Calpurnius, der zuerst von Allen zur ruhigen Überlegung zurückkehrte, „er hat uns mit einem Schattenbilde genarrt. Sage uns, Lentulus", wendete er sich an den Wirt, der ein ebenso verwundertes und bestürztes Gesicht machte wie seine Gäste, „treibt er öfters solche Possen?"

„Niemals," erwiderte der.

„Sollten sich in Ägypten noch Unwissende finden," hob Piso an, „die den alten Priesterfabeln vom Tode des Osiris, von der Auffindung und Wiederbeseelung seines zerstückten Leichnams Glauben schenken? Und wird der römische Adler dulden, daß sie verbreitet werden?"

„Ereifert Euch doch nicht um Dinge, die nicht zu ändern sind," sagte, dem Eifer des Jünglings wehrend, der weise Grieche. „Euer Schwert, o ihr Römer, vermag die Natur der Menschen nicht zu verwandeln. Die größere Anzahl derselben wird immer, wie heute und vor tausend Jahren, sich vor den Priestern demütigen, die zwischen dem Irdischen und dem Überirdischen in der Mitte zu stehen scheinen. Vor dem Bilde der Isis zu Sais hängt ein Schleier, den Niemand anrühren darf. So verhüllt sich die Natur in einen Schleier, den die Wissenschaft trotz des Verbots leise, sanft und langsam

zu heben sucht. Einmal wird vielleicht der Tag kommen, wo sie ihn ganz gehoben hat, wo in dem All, das uns umgiebt, kein Rätsel, kein Geheimnis für den Geist des Menschen mehr vorhanden sein wird, Du aber, o Piso, und Deines Geschlechts tausendster Enkel — ihr werdet diesen Tag nicht sehen! Die Haut des Aberglaubens und der Rohheit, welche dem Menschen anhaftet, wechselt ihre Farben und ihre Flecke oft im Lauf der Zeiten, und wir glauben thöricht, wir hätten sie abgestreift, während sie doch nur aus einer grünen zu einer grauen geworden ist. Das Leben des Weltalls und der Wandel der Geschlechter der Sterblichen in ihm gleicht einem, Brunnen mit zwei Eimern: in den einen wirft die Natur werfen wir alles Tote und lassen es nieder in die Tiefe fahren, und siehe da, blühend und farbig und neu steigt dies Tote in dem andern Eimer wieder zur Oberwelt. Warum nennt ihr, was der Ägypter an der Wand euch zeigte, ein Possenspiel? Ernsthaft, erhaben und heilig war eine solche Priesterversammlung vor tausend Jahren; wer sagt euch, daß dies Schauspiel sich nicht nach wieder tausend Jahren heilig, erhaben und ernsthaft erneuern wird?"

„Wird die Welt bis dahin nicht klüger geworden sein?"

„Wir wollen es hoffen, o Calpurnius! Aber die Dummheit ist wie das zäheste Leder, wie die Haut des Nilpferdes, nur allmählig kannst Du sie mit dem Messer durchschneiden. So vermag auch Helios nichts gegen die Nacht mit einem Streich, nur schrittweise verdrängt er sie von dem Gewölbe des Himmels."

„Horch — da klingen die Becken der Tänzerinnen! Da sind sie! Nun redet nicht mehr von den Priestern, gedenkt des Lebens!"

„Das ist es! Wenn Ihr nicht mehr Acht auf sie habt," rief Apollonius, „sterben die Priester und die Götter an der

Schwindsucht. Was ist im Himmel? Was ist in der Unterwelt? Kein Sterblicher weiß es und kein Lebendiger wird es erfahren. Aber seht ihr die Sterne dort über dem Meer? Sie zeigen den Schiffern die Straße durch den Ocean. Solchen Sternen sollen auch wir auf dem ungewissen Wege unseres Lebens folgen, der Tugend und der Wahrheit. Thue Jeder seine Pflicht an der Stelle, wo er steht. Empfängt uns dann jenseits des Grabes der Richter Osiris, so kann unsere Seele heiter lächelnd zu ihm aufblicken und sagen: Viel hab' ich gefehlt, aber Du weißt, daß nicht ich, sondern das Schicksal Herr meiner Thaten war; viel hab' ich auch gebüßt, das Leben auf Erden gleicht einem Ringkampf. Ich liebte die Tugend und suchte die Wahrheit. Glaubt ihr, daß Osiris eine solche Seele in die Finsternis verstoßen wird? Erwartet uns jedoch nach dem Tode statt des Gerichts der Götter nur Schweigen und Vergessenheit, Ruhe und Dunkel, welche Larven könnten dann den Schlaf des tugendhaften Mannes stören?"

Und die Saiten der Leier rührend, sprach die Sängerin die Verse des göttlichen Homer:

„Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht, dies wächst und jenes verschwindet."

Götterdämmerung.

Oktober 1872.

Nahen sich die letzten Dinge? Stehen wir am Vorabend des Weltuntergangs? Rüstet sich der Fenrirwolf und die Midgardschlange, wie die alten Germanen es träumten, zum Kampf wider die Götter des Himmels? Hat sich, nach der christlichen Anschauung, der Antichrist erhoben? Ist es doch, nach der Denkschrift der deutschen Bischöfe, keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der neue deutsche Staat, herrschgieriger, weltlustiger und gewaltthätiger, als das Reich der Nero's und der Diocletian's, die Kirche unterdrücken und verschlingen will. Nichts soll fortan noch „geistlich", Alles soll „weltlich" sein und werden: das Haus und die Schule, das Denken und das Leben. Scheinbar, urteilt die philosophische Betrachtung dagegen, ist der Streit seit gestern ausgebrochen, in der Stille währt er nun schon beinahe zweihundert Jahre. Mit der Aufhebung des Edikts von Nantes und der Vertreibung der Hugenotten aus Frankreich durch die Dragonaden Ludwig's XIV. auf der einen, mit dem Sturz der Stuart's und dem ersten Aufschwung des preußischen Staats auf der anderen Seite; mit Spinoza, Locke und Newton ist die europäische Menschheit endgültig und unverrückbar in das Zeitalter der Vernunft eingetreten. Seitdem beginnt der Stern

der Kirche sich unablässig zu neigen, langsam, mit immer schwächer werdendem Strahl. Der alte Glaube verliert nicht nur seine wunderwirkende Kraft, auch das Gebiet, in dem er sich noch mächtig erweist, wird selbst für den Gläubigen immer enger und kleiner. Die Erkenntniß des Weltgebäudes stürzt Himmel und Hölle; oben in der Höhe ist kein Raum mehr für den von Engelslegionen umschaarten und umglänzten Thron Gottes, unten vermöchte kein Tertullian, keine Phantasie Dante's oder Milton's mehr die Höllenkreise zu finden.

In diesem langen Streit zwischen Glauben und Wissen, Schwärmerei und Vernunft hat es Pausen gegeben, wo auf beiden Seiten die Waffen ruhten; zuweilen gewannen sogar, durch die Zeitumstände begünstigt, die alten Vorstellungen und Anschauungen einen Erfolg: aber es war eben nur ein vorübergehender Triumph, mehr Schein als Wahrheit. Mit derselben Unwandelbarkeit, mit der von unsichtbaren Mächten fortgestoßen die Barke des heiligen Petrus immer weiter und weiter in das Meer der Vergessenheit hinausschwankte, dehnte die Vernunft — der Antichrist, nach dem Ausdruck des alten Glaubens — ihr Reich aus. Die Eisenbahn, der elektrische Telegraph, das Mikroskop wie das Fernrohr, die politischen Umwandlungen, die Zunahme des Handels und des Reichtums, die Ausbreitung der Bildung: Alles trug und trägt in gleicher Weise zwar nicht zur Vernichtung, aber doch zur Umwandlung der religiösen Vorstellungen bei. Im Grunde sollte das Niemand, zuletzt die Priester verwundern. Das Zerstörungswerk, welches in den vier ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung das Christentum gegen die Götter Griechenlands, Roms und Ägyptens ausübte, wird jetzt gegen seine Schöpfung vollzogen. Hat es nicht damals die luftige Burg des Olympos gestürzt, die goldenen Tische der Götter umgestoßen, dem Zeus seinen Blitz und dem Apollo seine Leier genommen?

Es ächtete und verbannte die heiteren schönen Gestalten und verwandelte sie in häßliche Unholde.

„Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordens schauerlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter allen
Mußte diese Götterwelt vergeh'n."

Jetzt erreicht diesen „Einen" das ewige Gesetz der Vergänglichkeit. Einst hatte er alle Götterbildungen der Jahrtausende vor ihm verschlungen, er der einzige, persönliche außerweltliche Gott; jetzt verschlingt ihn das All. Im Thal und auf den Höhen fanden die Christen keine Spur weder von der pfeilfrohen Diana noch von der segnenden Ceres, so findet jetzt in der ganzen unendlichen Natur die Wissenschaft keine Spur eines Gottes mehr. So die Philosophie.

Eine Weile schien es, als würde die neue Weltanschauung sich langsam weiter verbreiten, sich innerlich befestigen und nach außen hin schrittweise vorrücken, bis eines Tages von dem stolzen Hochbau des alten Glaubens nichts mehr übrig sein würde, als eine romantische Ruine; bis alle seine Helden und Heldinnen, seine Heiligen und Engel unter der Glorie der Dreieinigkeit still und selig in das Reich der Kunst hinübergeschwunden wären, um dort neben den Göttern Homer's ein ewiges Leben zu führen, von keinem Atheisten mehr geleugnet, von keinem Spotte mehr verfolgt, unverwundbar und gefeit gegen alle Secirmesser kritischer Theologen. Dies war ein großer Irrtum. Hochmütiger, streiteifriger als je haben sich die berufenen Vertreter des alten Glaubens, die Priester, Prediger, Rabbiner, erhoben, um den Kampf wider den Fürsten dieser Welt zu wagen. Aus einer trügerischen Waffenruhe ist man auf beiden Seiten zur Schlacht gerüstet herausgetreten. Die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit ist der Signalruf für beide Parteien geworden: etwas, wie der Posaunenstoß zum jüngsten Gericht.

Denn darüber besteht ja bei den Denkenden kein Zweifel, daß hinter dem Zusammenstoß des deutschen Reichs und der katholischen Kirche sich der tiefere und gefährlichere Streit zwischen Vernunft und Aberglauben, zwischen vollkommener Denk- und Lehrfreiheit und Priesterherrschaft verbirgt. Und wie aus dem Kampf der Reformation die katholische Kiche nicht ohne die größte Einbuße und eine entscheidende Umwandlung ihrer selbst hervorgegangen ist, so kann man auch dem jetzigen Krieg einen ähnlichen Ausgang vorhersagen. Nicht um die Vorwerke, um die Festung des Glaubens handelt es sich. In einem so eben von David Friedrich Strauß veröffentlichten Werke „Der alte und der neue Glaube“ (Leipzig, S. Hirzel) tritt der unversöhnliche Gegensatz beider Anschauungen in unverhüllter Schärfe, Herbigkeit und Schneidigkeit hervor. Ja wohl, es gilt nicht mehr die Ohrenbeichte, den Ablaßhandel, die Werkheiligkeit anzugreifen und abzuschaffen, es gilt nicht mehr das dogmatische Christentum in ein Moralsystem mit mythologischer Färbung umzuwandeln, gegen das Herz des Glaubens richtet sich die Lanze der modernen Titanen.

David Strauß hat nie zu den Halben gehört und es würde ihm vor Allen nicht schön anstehen, in einem Buche, das er selbst „ein Bekenntnis“ nennt, auch nur mit einem Worte zurückzuhalten oder die schneidige Schärfe seiner Gedanken zu mildern. Indem er nur seine Ansichten, seinen Glauben äußert, hat er nicht allein das Recht und die Pflicht, auch das Stärkste und Letzte zu sagen, sondern auch von den Andern eine gewisse Ehrerbietung zu verlangen: die Ehrfurcht, welche der tiefsten Empfindung eines würdigen und wahrheitsliebenden Mannes gebührt. Die Sache verwickelt sich nur an einem Punkte: Strauß spricht nicht einfach für sich, sagt nicht schlichtweg: ich glaube dies, ich glaube dies nicht — er redet vielmehr im Sinne einer Mehrheit, einer

stillen, unsichtbaren Gemeinde. Daß Viele der Gebildeten mit den Meinungen der herrschenden Kirche, so im Bereich des Katholizismus wie des Protestantismus, nicht einverstanden sind, sich von ihnen abgewandt haben und dringend eine Änderung fordern, kann als unbestrittene Thatsache angenommen werden. Hier aber, fährt Strauß nun fort, „teilt sich die Masse der Unbefriedigten und Weiterstrebenden in zwei Richtungen. Die einen — und sie bilden, wie nicht zu leugnen, die weit überwiegende Majorität, und zwar in beiden Konfessionen — halten es für genügend, die notorisch dürre gewordenen Zweige des alten Baumes zu entfernen, in der Hoffnung, ihn dadurch von Neuem lebenskräftig und fruchtbar zu machen ... Neben dieser Mehrheit indeß giebt es eine nicht zu übersehende Minderheit. Sie hält große Stücke auf den engen Zusammenhang des kirchlichen Systems, überhaupt auf Konsequenz. Sie ist der Meinung, wer einmal den Unterschied von Klerus und Laien, das Bedürfnis der Menschheit, in Fragen der Religion und Sitte sich jederzeit bei einer von Gott durch Christus eingesetzten Behörde untrügliche Belehrung holen zu können, zugestehe, der könne auch einem unfehlbaren Papste, als von jenem Bedürfnis gefordert, seine Anerkennung nicht versagen. Und ebenso, wenn man einmal Jesus nicht mehr für den Sohn Gottes, sondern für einen Menschen, wenn auch noch so vortrefflichen ansehe, so habe man kein Recht mehr, zu ihm zu beten, ihn als Mittelpunkt eines Kultus festzuhalten, Jahr aus Jahr ein über ihn, seine Thaten, Schicksale und Aussprüche zu predigen, zumal wenn man unter jenen Thaten und Schicksalen die wichtigsten als fabelhaft, diese Aussprüche und Lehren aber zum guten Teil als unvereinbar mit dem jetzigen Stande unserer Welt- und Lebensansichten erkenne. Sieht aber so diese Minderheit den geschlossenen Kreis des kirchlichen Kultus sich lösen, so be-

kennt sie, nicht zu wissen, wozu überhaupt ein Kultus vorerst noch dienen soll; wozu ferner ein besondrer Verein wie die Kirche neben dem Staate, der Schule, der Wissenschaft, der Kunst, an denen wir alle Teil haben, noch dienen soll. Diese so denkende Minderheit sind die Wir, in deren Namen ich zu reden unternehme."

Diese „Wir" nun, fürchte ich, sind die erste Selbsttäuschung des Philosophen. Gewiß wird eine große Anzahl höchst Gebildeter — nur um diese handelt es sich — seinen ersten Schritten folgen; aber je weiter er fortschreitet, desto mehr wird die Zahl seiner Anhänger oder besser derer, die seine Anschauungen teilen, zusammenschmelzen. Dieser wird jenen, jener diesen Punkt des alten Glaubens festhalten; der eine wird die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, gleichviel in welcher Form, nicht aufgeben, der andere an dem Darwin-Vogt-Strauß'schen Uraffen keinen Geschmack finden. Zuletzt wird Strauß mit sehr Wenigen an das letzte Ziel gekommen sein: das letzte Ziel im Reich der religiösen Meinung, der Weltanschauung. Aber selbst diese Wenigen wird er verlieren, wenn er aus der Theorie in die Praxis springt, aus der Religion in die Politik. Mir will es scheinen, als gingen politischer und philosophischer Radikalismus meist zusammen, als bestände zwischen dem Atheismus und dem Kommunismus eine gewisse Wahlverwandtschaft. Wie würden die Materialisten um Strauß sich verwundert anschauen, wenn sie hier auf Erden ihren Meister Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts und Einführung eines mäßigen Census verlangen hörten! Wenn sie aus seinem Munde vernähmen, daß die „rohe Demokratie jedenfalls die schlechteste aller Staatsformen" ist! wie würde ihnen folgender Satz gefallen: „Die Stellung des Adels beruht in erster Linie auf großem Grundbesitz, und die Gesetzgebung muß es dem Adel — wie freilich auch dem hochbegüterten Bürgerlichen — möglich machen, diesen Besitz inner-

halb gewisser Schranken unzersplittert zu erhalten!" Vor diesem Zauberspruch dürfte Keiner aushalten, und der Philosoph erkennen, daß er im letzten und tiefsten Grunde doch nur für sich gesprochen, nur für sich, nicht für eine Gemeinde das Bekenntnis abgelegt habe.

Die eine Hälfte des Buches ist negativ. „Sind wir noch Christen?" fragt sich Strauß zunächst. Und nachdem er die Grundlagen des Christentums, die Wandlungen, welche die Persönlichkeit Christi bis zu Schleiermacher durchgemacht, einer kurzen, scharfen und in ihrer Art unvergleichlichen Kritik unterworfen hat, schließt er diesen Abschnitt mit den Worten: „Wenn wir nicht Ausflüchte suchen wollen, wenn wir nicht drehen und deuteln wollen, wenn wir Ja Ja und Nein Nein bleiben lassen wollen, kurz, wenn wir als ehrliche aufrichtige Menschen sprechen wollen, so müssen wir bekennen: wir sind keine Christen mehr!" In dem zweiten Abschnitt: „Haben wir noch Religion?" richtet sich Strauß's Kritik gegen den Glauben an eine bewußte göttliche und schöpferische Kraft und gegen die Unsterblichkeit. Beide Annahmen erweisen sich ihm als unhaltbar. Als höchste Idee bleibt ihm „das gesetzmäßige, lebens- und vernunftvolle All." Dies All darf man ihm nicht antasten, es nicht wie Schopenhauer und Hartmann „für durchweg elend und schlechter als gar keine Welt" erklären. „Dergleichen Ausfälle wirken auf unseren Verstand als Absurditäten; auf unser Gefühl aber als Blasphemien." Wie schnell ist hier doch der Philosoph mit der Verurteilung bereit! Als ob seine „Ausfälle" gegen das Christentum, die Gottheit und den Unsterblichkeitsglauben den Christen nicht ebenfalls als Blasphemien berührten! „Wir fordern für unser Universum dieselbe Pietät, wie der Fromme alten Stils für seinen Gott. Unser Gefühl für das All reagirt, wenn es verletzt wird, geradezu religiös.

Fragt man uns daher schließlich, ob wir noch Religion haben, so wird unsere Antwort nicht die rundweg verneinende sein, wie in einem früheren Falle, sondern wir werden sagen: ja oder nein, je nachdem man es verstehen will.“ Wie ist es doch so wahr, daß auch der Atheismus seine Priester hat!

Nach der Zerstörung der Aufbau. Gegenüber den Trümmern des alten errichtet Strauß in dem dritten Abschnitt: „Wie begreifen wir die Welt?“ das System des neuen Glaubens. Rückhaltlos erkennt er die Resultate der neuesten Naturforschung als die für ihn einzig gültige Wahrheit an. Die Welt und das Denken erklärt er auf mechanische Weise, nach materialistischen Anschauungen. Darwin's Uraffe als Stammvater des menschlichen Geschlechts wird von ihm herzlich willkommen geheißen. „Da stünden wir also“, heißt es, „bei der berüchtigten Abstammung des Menschen vom Affen, dem sauve qui peut nicht nur der rechtgläubigen und der zartfühlenden Welt, sondern auch manches sonst leidlich vorurteilsfreien Mannes. Wer diese Lehre nicht gottlos findet, der findet sie doch geschmacklos; wer nicht gegen die Würde der Offenbarung, der sieht wenigstens ein Attentat gegen die Menschenwürde darin. Wir lassen einem jeden seinen Geschmack“ — (oben aber waren Schopenhauer's Ansichten „Absurditäten und Blasphemien!“) — „wir wissen, es giebt Leute genug, denen ein durch Liederlichkeit heruntergekommener Graf oder Baron immer noch lieber ist, als ein Bürgerlicher, der sich durch Talent und Thätigkeit emporgebracht hat. Unser Geschmack ist der umgekehrte, und so sind wir auch der Meinung, daß die Menschheit weit mehr Ursache habe, sich zu fühlen, wenn sie sich von elenden tierischen Anfängen durch die fortgesetzte Arbeit einer unzählbaren Geschlechterreihe allmählig zu ihrem jetzigen Standpunkt emporgearbeitet hat, als wenn sie von einem Paare abstammt, das, nach

Gottes Ebenbilde geschaffen, später aus dem Paradiese geworfen, und immer noch lange nicht wieder auf der Stufe angekommen ist, von der es am Anfang herabgesunken war. Wie nichts den Mut so tief darniederschlägt, als die Gewißheit, ein verscherztes Gut doch nie ganz wieder gewinnen zu können, so hebt denselben nichts mehr, als eine Bahn vor sich zu haben, von der gar nicht abzusehen ist, wie weit und hoch sie uns noch führen wird!" Gewiß, jeder hat seinen Geschmack, aber seltsam bleibt es immer, den Mann, der dem deutschen Volke das Leben Jesu erzählte, jetzt als Verteidiger der Affentheorie zu sehen. Mit unerschütterlicher Ruhe, in musterhafter, klarer Darstellung werden die letzten Konsequenzen des Materialismus gezogen, der Zweckbegriff in der Natur geleugnet. Einmal wird die Erde untergehen, „kein Angedenken von ihr wird sie in irgend einem Geiste zurückgelassen haben." Der Denker erschrickt vor diesem Resultat nicht: „Entweder hat nun hiermit die Erde ihren Zweck verfehlt, es ist bei ihrem so langen Bestande nichts herausgekommen, oder jener Zweck lag nicht in etwas, das fortdauern sollte, sondern er ist in jedem Augenblick ihrer Entwickelungsgeschichte erreicht worden. Das Ergebnis des irdischen Geschehens aber, das sich durch alle Stadien der Erdentwickelung hindurch gleich blieb, war nur teils die möglichst reiche Lebensentfaltung und Lebensbewegung im Allgemeinen, teils insbesondere die aufsteigende und mit ihrem Aufsteigen selbst über den einzelnen Niedergang übergreifende Richtung dieser Bewegung."

Niemand hat das Recht, das Glaubensbekenntnis eines Anderen zu kritisiren. Wozu sollte es auch nützen? Der Glaube ist der eigenste Kern, gleichsam die feinste Blüte der Persönlichkeit, durch besondere Erfahrungen, Stimmungen, Schicksale gezeitigt, so daß die guten oder schlechten Gründe der Übrigen, sei es dafür oder dagegen, gar keine Wirkung

auf ihn ausüben. Dabei ist er, nach meinem Empfinden, etwas so Zartes, Geheimnisvolles und Tiefstes, daß ich nicht begreife, wie sich einer ohne Not, unaufgefordert, auf den Markt hinstellen mag, um einen Gott oder einen Nichtgott weitläufig zu bekennen. In diesem besonderen Falle trennt mich eine unermeßliche Kluft von den Strauß'schen Anschauungen; ich gehöre, um auch „ehrlich“ zu sein, zu den Schwärmern und den unklaren Köpfen, die an eine Unsterblichkeit und an eine weltdenkende und weltschaffende Gottheit — nennt's meinetwegen Substanz oder erste Ursache — glauben.

Aber eine andere Bemerkung wird sich dem Leser dieses Buches aufdrängen. Auf der einen Seite sieht er den Philosophen das Christentum, die Gottheit, die Unsterblichkeit, halbwegs sogar das religiöse Gefühl als welke, trockene Blätter vom Baum des Lebens schütteln: auf der andern erblickt er Wallfahrten nach Lourdes, Volksversammlungen der Neu- und der Altkatholiken, viele Millionen schweigend vor dem Dogma päpstlicher Unfehlbarkeit gebeugt, die bedeutendsten Geldsummen rechts und links, zuletzt doch immer für „die Kirche“ zusammengebracht, für dieselbe Kirche, die Strauß und seine „Wir“ — eine „nicht zu übersehende Minderheit“ — so von oben herab behandeln und verachten; eine tiefe, den Einzelnen wie die Völker ergreifende religiöse Bewegung. Wie läßt sich das eine Schauspiel mit dem andern vereinen? Einfach genug: das eigentlich religiöse Gebiet wird von den Strauß'schen Ansichten gar nicht betroffen. Diese Ansichten wohnen im Kopf, die Religion liegt in dem Gemüt und in der Phantasie. So lange der Philosoph kein probates Mittel kennt, die Masse der Menschen von der Todesfurcht zu befreien; so lange er nicht mit mathematischer Unwiderlegbarkeit sagen kann: „was in dem Schlaf für Träume kommen mögen, wenn wir den Drang

des Irdischen abgeschüttelt"; so lange er nicht die Sehnsucht nach dem Unendlichen, die Ahnung des Göttlichen in unserer Brust ausgetilgt hat: so lange dürfte die Philosophie der Religion nur einen geringen Abbruch thun. Genau dasselbe Bedürfnis, das für eine verschwindende Minderheit die Philosophie, die logische und naturwissenschaftliche Lösung der letzten Fragen, ist für die überwiegende Mehrheit der Menschen die Religion. Dort herrscht der Gedanke, hier die Empfindung. Zur Zeit, als das Christentum entstand, hatten sich die Gebildeten vollkommen von dem Volksglauben abgewandt; die philosophischen Systeme des Epicur und der Stoa erfüllen und durchdringen alles; viel stärker, lebendiger, allgemeiner ist in dem Kreise der damaligen Bildung, auf dem Cäsarenthron, im Senat ihr Einfluß und ihre Macht, als jetzt die der materialistischen oder der pessimistischen Philosophie. Überwand nun etwa die Philosophie die alten Götter? Im Gegenteil, verzweiflungsvoll stürzte sie sich in Apollonius und Plotinus, in Julianus und seinen Rhetoren den ausgeblaßten Götterschemen in die Arme. Statt der Philosophie kam eine neue Religion in Aufnahme. Ein anderes Beispiel zeigt den gleichen Ausgang. Im vergangenen Jahrhundert war die Zahl der Materialisten und Atheisten wahrscheinlich eben so groß wie heute, sicherlich war der reine Deismus, der Rationalismus, die Feindschaft gegen die „Pfaffen" und die „Kirche" — écrasez l'infame! — weithin verbreitet, unter den Gebildeten vorwaltend. Und was war die Folge? Ein gewaltiger Aufschwung der äußeren Kirche, des religiösen Gefühls. Die Erklärung ist leicht. Die Übermacht des reinen Gedankens reizt die Empfindung zum Widerstand; die Phantasie reagiert gegen die leeren und toten Formeln der Vernunft. Die Sagen, Gestalten, vielleicht nur die Gespenster des alten Glaubens erscheinen wieder und un-

vergleichlich herrlicher als die Ausgeburten der Philosophie und der Forschung. Denn zuletzt beruht die Philosophie wie die Religion auf einem Unergründlichen. Niemand hat den Rachegott des alten, niemand den Gott-Vater des neuen Testaments gesehen; aber niemand übersieht auch das Strauß'-sche Universum; von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sieht es anders aus. Das eine wie der andere sind Vorstellungen. Adam, der erste Mensch, lebt nur in der mosaischen Schöpfungsgeschichte, aber lebt der Uraffe Darwin's vielleicht ein besseres wirklicheres Leben? Spurlos ist auch er verschwunden. Für den ersten schwärmen die Theologen, für den zweiten die Zoologen. Das ist der ganze Unterschied.

Je mehr sich die philosophisch Gebildeten nicht nur aus der Kirche, sondern aus dem Gebiet der Religion zurückziehen, desto mehr Gewalt gewinnen hier die dunkeln und finstern Mächte. Welchen Eintrag soll auch der Materialismus ihnen in Hinsicht auf die hundert und aber hundert Millionen der Gläubigen bringen? Je freier und rückhaltloser sich die Philosophie äußert, um so leichter können protestantische wie katholische Prediger ihre „Gemeinschädlichkeit" darlegen. Die Menschheit besteht ja nicht aus starken, sondern aus schwachen Köpfen. Und was noch bedenklicher ist, der Stärkste hat seinen schwachen Augenblick, seine Ahnungen, seine Hamletstimmungen, vielleicht gar abergläubische Anwandlungen. Wie viele haben sich nicht auf dem Totbett, wie die Kirche sagt: bekehrt! Auf alle Schwankenden und Irrenden wirkt eine solche offene Erklärung des Materialismus wie ein vorgehaltener Medusenschild; jeder hat in seinem engsten Kreise wohl schon eine ähnliche Erfahrung gemacht. Offenbar leben wir in einer Zeit der Umbildung der religiösen Ideale. Wenn Alles auf Erden in beständiger Bewegung und Ausbildung begriffen ist — dies giebt der Philosoph zu — wird es die

religiöse Anschauung, im besondern Falle das Christentum, nicht minder sein. Es ist ein Wahn, anzunehmen, das Christentum wäre beständig dasselbe geblieben. Das Christentum des germanischen Mittelalters hat nur eine geringe Ähnlichkeit mit dem Christentum der ersten Jahrhunderte. In den Katakomben herrscht Christus als der gute Hirt; in den Kreuzzügen ist er der Herzog, der Heer-König, der mit Engelslegionen einherzieht. Die ersten Christen wissen von keinen Heiligen, von keiner Erlösung aus dem Fegefeuer durch die Fürbitten derselben, das Fegefeuer ist noch gar nicht erfunden, die Mutter des Heilands spielt noch eine sehr untergeordnete Rolle in der Lehre wie im Kultus. Einige Jahrhunderte später hat sich das Christentum in Mariendienst und Heiligenverehrung aufgelöst. Eine entscheidende Umwandlung führt die Reformation herbei. Aus dem Bau des Christentums werden Steine gebrochen, welche die gelehrtesten und tiefsinnigsten Scholastiker für die Ecksteine des Ganzen gehalten hatten: und bei alledem besteht die „christliche Religion“ weiter. Sie gestattet eben, was die Fanatiker und die Philosophen nicht zugeben wollen, eine allseitige Umbildung, Ausdehnung und Umprägung. An einen solchen Wendepunkt, in dem die Sage und das Dogma des Christentums unter dem Einfluß der allgemeinen Bildung und der erweiterten Naturerkenntnis eine Erneuerung erfahren, sind wir, glaube ich, angekommen. Von einer Vernichtung der Religion, von einer Götterdämmerung, wie die katholischen Bischöfe und die protestantischen Orthodoxen predigen, von einer Verdrängung des alten Glaubens durch den neuen sind wir noch um einige Jahrhunderte entfernt. Der Philosoph bestärkt uns selbst in diesem Glauben durch die Einrichtung, die er seinem nun götterlos gewordenen Leben und seiner „aus elenden tierischen Anfängen“ stammenden Menschheit giebt.

Wenn in der Götterdämmerung, verkündet die Edda, die Götter und die Welt untergegangen, Feuer in Feuer gefallen ist, erhebt sich eine neue Erde vom Meeresgrund auf.

„Ich sehe Fluren, frisch ergrünte,
Ungesät, doch woget die Saat.
Verjüngten Leibes, dehnt sich liegend,
Einladend zum Leben, zur Lust, die Erde.

Und bläuliches Licht vom weithin blauen,
Ewig hellen Himmel der Alfen
Glimmt und schwillt und gleitet und weitet
Zur Erde hinab, von der Erde hinauf.“

Ähnlich steigt aus den Trümmern des Chaos, nachdem theoretisch der alte Glaube kopfüber in den Abgrund gestürzt ist, in dem Strauß'schen Buche die gewohnte, allbekannte Wirklichkeit empor. Überdies, in politischer und sozialer Beziehung eine sehr konservative Wirklichkeit. Diese Seiten werden vielleicht eine noch größere Überraschung bereiten, als die Auseinandersetzung und Begründung des neuen Glaubens. Denn in ihr waren eben nichts als die Resultate und Ansichten der modernen Naturwissenschaft niedergelegt und zuweilen wurde es schwer, zu unterscheiden, ob David Strauß oder Karl Vogt gesprochen. Anders in dem letzten Abschnitt des Buches: „Wie ordnen wir unser Leben?“ dem sich die beiden Zugaben „Von unsern großen Dichtern“ und „Von unsern großen Musikern“ natürlich und anmutig anschließen. Hier spricht ein originaler Denker, ein begeisterter Patriot. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß dieser Strauß eine lebendigere und wärmere Sympathie erwecken wird, als der materialistische.

Zunächst fällt der Gegensatz auf. Die Göttin der Vernunft in Paris begnügte sich nicht damit, die heilige Genoveva entthront zu haben, sie und ihre Anhänger wollten auch

einen neuen staatlichen und gesellschaftlichen Zustand schaffen. Strauß kann wie Chaumette als Inschrift auf das Portal eines Friedhofs nur die Worte setzen: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf“, aber um keinen Preis will er die Forderungen für das Leben zugestehen, die ein Chaumette aus dieser Anschauung zieht. Während sonst ein neuer Glaube auch eine neue Weltordnung, eine neue Gesellschaft wünscht und herzustellen versucht, weil er nur in ihr sich zum vollendeten Ausdruck bringen kann, schwebt der Strauß'sche Glaube ruhig in den Wolken des Himmels über der Erde, wie sie allmählig, auch mit durch das Christenthum, geworden ist. Es sind gleichsam zwei getrennte Reiche, die sich kaum oder doch nur sehr flüchtig berühren. Wie die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Staaten, die Kultur, die Wissenschaften und die Künste sich in Europa und Amerika gebildet und entwickelt haben, beruhen sie im tiefsten Grunde auf dem Christentum. Strauß liebt die deutsche Musik vor Allem: er streiche doch einmal aus ihr nicht die christlichen, nein, einfach nur die kirchlichen Anregungen! Er denke sich die moderne Malerei ohne die Kirche, die Entwickelung des europäischen Staatensystems, die englische Revolution, die Gründung der nordamerikanischen Union ohne das Christentum! Wenn aber das Bestehende, das aus diesen Wurzeln gekeimt ist, im Großen und Ganzen erhalten bleiben und sich nur langsam weiter entfalten soll, so wird man ihm eben seine Grundlage nicht entziehen, sie nicht mit einer andern vertauschen können. Diese Erkenntnis nötigt Strauß wiederholt zu dem Geständnis, daß auf viele Jahre hinaus für die Mehrzahl noch eine Kirche eine Notwendigkeit sein werde, er will nur nicht, daß seine Anhänger, die „nicht zu übersehende Minderheit“, sich bei der Ausbesserung der alten Straße beteiligen soll. Indem er diese Ausbesserung den Gläubigen überläßt, teilt er

genau wie der alte Glaube die Menschheit in zwei Klassen. Früher hießen sie Priester und Laien, jetzt Philosophen und unklare Köpfe. Die Philosophen bekümmern sich nicht um eine der wichtigsten Angelegenheiten, welche die unklaren Köpfe beschäftigt und aufregt. Sie „begehren von diesen Bewegungen“ in Staat und Kirche „vorerst mehr nicht als Diogenes von dem großen Alexander. Nämlich nur so viel, daß uns der Kirchenschatten fortan nicht mehr im Wege sei.“

Im Übrigen gestaltet sich der Philosoph das Leben aus der Naturbetrachtung, wie der Gläubige aus der Offenbarung. Nur der Urgrund ist verschieden. Aber, sagt er einmal, indem er die Monarchie als edlere Staatsform über die Republik erhebt: „In der Monarchie ist etwas Rätselhaftes, ja etwas scheinbar Absurdes, doch gerade darin liegt das Geheimnis ihres Vorzugs. Jedes Mysterium scheint absurd, und doch ist nichts Tieferes, weder Leben noch Kunst noch Staat, ohne Mysterium.“ Gilt nicht dasselbe von jedem Glauben? Über die Auslegung dieses Mysteriums wird jeder seine besonderen oder absonderlichen Gedanken haben: nicht darauf jedoch wird es im Zusammenhang der menschlichen Gesellschaft ankommen, sondern auf seine moralischen Grundsätze, seine Handlungen. Und hier, wie schon angedeutet, finde ich keinen Unterschied zwischen David Strauß und einem frommen Christen: die Begriffe „fromm“ und „christlich“ selbstverständlich in dem Sinne aufgefaßt, wie sie sich heute im neunzehnten Jahrhundert verkörpern, nicht wie sie sich bei der Verfolgung des Decius, während der Kreuzzüge oder in der Reformation verkörpert haben.

Vorherrschend war in der ersten tierischen Menschenheerde das Gefühl der Geselligkeit, gerade so stark, wie bei den Affen. Durch die Sprache wuchs die Heerde noch inniger zusammen, es bildete sich eine Art Verein. Im Kampfe gegen die andern

Tiere zeichnete sich dann einer durch Tapferkeit; bei der Verteilung der Beute, innerhalb der Genossenschaft, ein anderer durch Gerechtigkeit aus. Zu diesen beiden Tugenden gesellten sich bald andere: hier die Mäßigung, dort die Besonnenheit. In Streit und Hader unter sich, gegen die Feinde, gelangte die Menschenheerde zu Gesetzen, zu staatlichen Vereinigungen. Der sogenannte mosaische Dekalog erscheint als eine solche älteste Gesetzesurkunde; ihre Vorschriften, so weit sie Menschliches betreffen, sind auch heute noch gültig. Dahin faßt der moderne Philosoph sein Moralsystem zusammen: „Vergiß in keinem Augenblick, daß du Mensch und kein bloßes Naturwesen bist; in keinem Augenblick, daß alle andern gleichfalls Menschen, d. h. bei aller individuellen Verschiedenheit, dasselbe was du, mit den gleichen Bedürfnissen und Ansprüchen wie du, sind — das ist der Inbegriff aller Moral. Vergiß in keinem Augenblick, daß du und Alles, was du in dir und um dich her wahrnimmst, was dir und anderen widerfährt, kein zusammenhangsloses Bruchstück, kein wildes Chaos von Atomen oder Zufällen ist, sondern daß es Alles nach ewigen Gesetzen aus dem Einen Urquell alles Lebens, aller Vernunft und alles Guten hervorgeht — das ist der Inbegriff der Religion." Auf diesen Ecksteinen richtet sich nun die Familie, die Ehe, das Eigentum auf. Völker, bei denen die Polygamie herrscht, sind ohne rechte Entwickelung und bleiben auf untergeordneten Kulturstufen. Die eine Frau für den einen Mann ist das Natürliche. Doch sei die Ehe lösbar, die Scheidung nicht durch religiöse oder dogmatische Bedenken in der Gesetzgebung erschwert. „Das Eigentum ist eine unentbehrliche Grundlage der Familie, der Sittlichkeit wie der Kultur; seine Sicherheit bedrohen heißt die Axt an die Wurzel der Familie und damit an die Wurzel des Staats und der Gesellschaft legen. Oben kein fester, nationaler Staat, unten keine auf

erblichen Besitz wohlbegründete Familie mehr: was bleibt da übrig als der Flugsand politischer Atome, souveräner Individuen, die sich beliebig zu kleinen möglichst lose verbundenen Gemeinschaften zusammenthun? Wo wäre aber da irgend ein Halt oder Bestand, wie müßte jeder Luftzug den Sand durcheinander jagen, bis Platzregen von oben ihn niedergeschlagen oder weggeschwemmt und dadurch neue feste Bildungen möglich gemacht hätten." Die Menschenracen, die Völker mit ihren Eigentümlichkeiten sind „die gottgewollten, d. h. die naturgemäßen Formen, in denen sich die Menschheit zum Dasein bringt." Durch Bewegung, durch Krieg und Eroberung sind sie geworden und bilden sie sich aus. Es ist Thorheit, sich gegen die Eroberer moralisch zu erhitzen; Unverstand, Vereine zur Herbeiführung des ewigen Friedens und zur Abschaffung des Krieges zu stiften. „Warum agitirt man nicht auch für Abschaffung der Gewitter?" Nicht nur unmöglich wäre das Aufhören der Kriege, es wäre auch nicht einmal wünschenswert. „Wissen Sie, meine Damen und Herren", fragt der Philosoph mit prächtiger Ironie die Teilnehmer der Friedenskongresse, „wann Sie es dahin bringen werden, daß die Menschheit ihre Streitigkeiten nur noch durch friedliche Übereinkunft schlichten wird? An dem gleichen Tag, wo Sie die Einrichtung treffen, daß dieselbe Menschheit nur noch durch vernünftige Gespräche sich fortpflanzt." Das Volk, dem wir angehören, das Vaterland sind ihm teuer, wert und heilig, nur „am Nationalgefühl rankt man sich zum Menschheitsgefühl empor." Wehe dem, der diese beiden Güter mit frecher Hand oder Rede antastet. Trotz des allgemeinen Geschrei's giebt er der Monarchie den Vorzug vor der Republik. Keineswegs nachahmungswert erscheint ihm die Verfassung Nordamerika's. Den Menschen dort fehlt das Nationalgefühl, ihrem Wesen haftet etwas Rohes und Banausisches an. Dabei

vergißt Strauß, daß der nordamerikanische Staat erst eine kurze, noch nicht einmal hundertjährige Geschichte hat und in der Periode der Verschmelzung seiner Bestandteile begriffen ist. Und was die „sittlichen Ideale“, die wir uns nicht aus Amerika holen sollen, betrifft: so überreich gesäet sind doch Charaktere wie die Georg Washington's und Abraham Lincoln's in der Weltgeschichte nicht. Da scheint mir noch immer Platz zur Nacheiferung. Freilich besitzen sie eins, was der Philosoph nicht schätzt, eine ausgesprochene christliche Frömmigkeit. Die Monarchie soll sich nach konstitutionellen Grundsätzen einrichten: sie bedarf eines reichen wohlbegüterten Adels; nicht ihn zu stürzen, es gilt, ihm seine richtige Stellung im Staate anzuweisen. Ganz zu verwerfen ist in der Staatsordnung das allgemeine Stimmrecht; es fördert einzig und allein die zerstörenden Elemente der Ultramontanen und der Internationalen. Im deutschen Parlamente würde der Philosoph darum unter allen Umständen gegen die Diätenbewilligung an die Abgeordneten stimmen. Er schlägt ein Kompromiß vor: knappe Diäten sollen bewilligt werden, wenn das allgemeine Wahlrecht wieder abgeschafft und „ein mäßiger Census“ dafür eingeführt wird. Bis in die tiefste Seele verhaßt ist ihm das Gebahren der Wortführer des „vierten“ Standes, der Gewerkvereine, die allgemeine Gleichmacherei. Mit unsagbarer Verachtung erfüllt ihn die „allgemeine Duzbrüderschaft in Hemdärmeln.“ Zum Glück sind die Bismarck, die Moltke aufgetreten. „Da müssen nun doch auch die steifnackigsten und borstigsten unter jenen Gesellen sich bequemen, ein wenig aufwärts zu blicken, um die erhabenen Gestalten wenigstens bis zum Knie in Sicht zu bekommen.“ In einer so zerrissenen und zerwühlten Gesellschaft die Todesstrafe abzuschaffen, hält er für verderblich. In jedem Falle muß sie für vorbedachten Mord aufrecht erhalten werden.

An der kirchlichen Bewegung nimmt er keinen Teil. Dem Reichskanzler und allen, die sich um die Gewissensfreiheit bemühen, wünscht er das beste Glück. Aber der Erfolg ist nicht der aufgewandten Arbeit wert; warum sollte er mithelfen, neue Lappen auf ein altes Kleid zu heften? Die freien Gemeinden ziehen ihn eben so wenig an als die alte Kirche, er überläßt beide ihrem unausbleiblichen Verfall. Thätig und treu geht er seinem Berufe nach, er lebt in ihm und in den großen Geschicken des Vaterlandes; Auge und Sinn hat er offen für die Geschichte, die Kunst und die Wissenschaft. Für die ganze empfindende Natur beseelt ihn ein warmes und tiefes Mitgefühl. Erhebung und Trost, Erbauung und Freude sucht und findet er in unsern großen Dichtern, bei unsern großen Musikern. Hier knüpft sich zwanglos eine begeisterte, wenn auch nicht eben tiefgehende Schilderung Lessing's, Goethe's, Schiller's und Gluck's, Haydn's, Mozart's und Beethoven's an die früheren Auslassungen: in ihr ist gleichsam das Festprogramm des neuen Glaubens gegeben. Leset Goethe, höret Mozart, das ist der ganze Kultus. Schwerlich wird man mit allen hier niedergelegten ästhetischen Urteilen Strauß's übereinstimmen: aber die schöne Wärme und der Glanz der Darstellung ergreifen uns. In dieser reinen und lichten Sphäre bewegt er sich mit den Seinen:

„So leben wir, so wandeln wir beglückt."

Rund und voll, abgeschlossen in sich, klar und zusammenhängend: diese Vorzüge wird nicht leicht Jemand diesem Bekenntniß absprechen, und da es zuletzt ja nur dem, der es ausspricht, zu genügen hat und sich Keinem aufdrängt, ist Alles in Ordnung. Wenn aber Strauß glaubt, daß in der Wirklichkeit, wie er sie wünscht, sich dieser neue Glaube festsetzen und das Christentum verdrängen könnte, so scheint er

mir in einen verhängnisvollen Irrtum zu verfallen. In den Irrtum Voltaire's und Diderot's: weil sie nicht glaubten, nahmen sie an, es müsse doch einmal die Zeit kommen, wo Niemand mehr glauben würde und alle Philosophen wären. So weit uns indessen die Entwickelung der Menschheit vorliegt, sehen wir immer nur eine verschwindende Minderheit der Philosophie, eine überwältigende Mehrzahl der Religion folgen. In ganzen Zeitaltern verstummt die Philosophie, in keinem noch schwieg die Stimme der Religion. Ob eine ferne Zukunft hierin eine Änderung hervorbringt, ist weder zu bejahen, noch zu verneinen. Allein in diesem und im nächsten Jahrhundert wird der Materialismus die Kirchen noch nicht umblasen. Wie Strauß zu der Ansicht gekommen ist, daß die Entwickelung des Christentums gerade jetzt abgeschlossen sei, vermag ich nicht zu sagen. Weil dem apostolischen Glaubensbekenntniß die Wahrheit abgeht? Weil kein „Vernünftiger„ mehr diese Dogmen im Ernst behaupten wird? Aber gab es nicht ein Christentum, ehe ein apostolisches Glaubensbekenntniß vorhanden war? Ist nicht vom 9. und 16. Jahrhundert das Christentum in seiner äußeren Erscheinung, mit seiner Verehrung der Heiligen und Reliquien durchaus Polytheismus und Fetischdienst gewesen? Und Wahrheit? Was ist Wahrheit! Die Götter verwandeln sich eben, nur die Gottheit bleibt ewig. Gegen die Moral des Christentums wendet der Philosoph nichts ein; was ihm übertrieben und fremdartig erscheint, erklärt sich leicht aus Zeit und Ort, aus Stimmung und Beleuchtung, in der die Lehre entstand, wuchs und reifte. Aus dem Dogmatischen dieser Religion heben sich zwei Punkte hervor, auf welche die Menschheit — oder genauer die christliche Menschheit — nur schwer verzichten wird: denn für Mohamedaner und Buddhisten hat ja auch Strauß sein Buch nicht geschrieben. Es sind einmal der Glaube an eine den-

kende und vorsehende Weltursache und an die Unsterblichkeit und dann die Persönlichkeit Christi. Die spöttischen Fragen des Philosophen, wo Gott wohnt, wohin die „Seelen“ der Menschen denn alle untergebracht werden sollen? sind doch harmlose und halbwegs thörichte Scherze. So materialistisch und mathematisch denkt sich oder träumt sich eben Niemand das Übersinnliche. Wo steckt der Liebreiz dieses Weibes? fragt ein Nüchterner den trunkenen Liebhaber. Er kann lange fragen, der andere weiß keine Antwort: nur liebt er darum nicht weniger. Es ist sehr möglich, daß mit dem Tode alles aus ist, und das Erquickliche und Beruhigende dieser Anschauung leuchtet ein, aber vermag sie die Ungewißheit, die um das Grab schwebt, zu verbannen? Ist nicht der Gedanke des Fortlebens — gleichviel wie und in welcher Unklarheit und Dumpfheit — der erste im Menschen und kömmt er nicht einzig von ihm aus zu seinem Gegensatze, der Vernichtung? Wir wissen von Jesus wenig, beinahe nichts, behauptet Strauß. Mir fällt es nicht ein, den gelehrten Theologen auf seinem eigensten Gebiete bestreiten zu wollen. Allein thut diese Unkenntniß dem Zauber jener Persönlichkeit Eintrag? Wirkt sie nicht noch heute auf jedes unbefangene Gemüt? Hat sich dieser „Zauber“, die „Idee“ meinetwegen, nicht durch alle Umgestaltungen und Formen hindurch als mächtig und unzerstörbar bewiesen? Wir wissen so wenig, und das Wenige hält, selbst wenn wir von den Wundern Christi absehen, die Kritik nicht aus. Ja, was wissen, was haben wir denn von Phidias? Sein Leben kennen wir nicht, seine Werke sind zerstört seit mehr denn tausend Jahren. Gilt er darum weniger für die Krone aller Bildhauer?

In dem Sinne freilich, wie Strauß verlangt, daß wir nämlich buchstäblich an die Glaubenssätze und Dogmen des

Christentums glauben, die Wunder der Evangelien als Wunder betrachten, die Moralsätze buchstäblich erfüllen sollten, sind „wir längst keine Christen mehr". Nur fürchte ich, hat es in diesem Sinne nie einen oder immer nur sehr wenige Christen gegeben. Denn die Lehre wandelte sich, mit ihr die Dogmen, mit ihnen die moralischen Grundsätze. Das Vorbild blieb Christus; aber es ist gewiß, daß er selbst weder in dem streitbaren Patriarchen Cyrillus von Alexandrien, noch in dem dreigekrönten Innocenz III., weder in Calvin und John Knox, noch in dem heiligen Dominicus und in Ignatius von Loyola seine Jünger würde erkannt haben. „Viele Wohnungen sind im Reich meines Vaters," soll der Heiland gesagt haben. Strauß raubt der Religion ihre Entwickelung und mißt an einem Abstraktum die lebendige, beständig sich anders entfaltende, anders schillernde Wirklichkeit. Geschichtlich aber liegt diese Ausbildung vor, eine unleugbare und zwar fortschreitende, vom Buchstaben zum Geiste vordringende Entwickelung. In eine neue Phase dieser langen Reihe der Wandlungen und Läuterungen sind wir eingetreten. Wohin sie führen wird, vermag kein Einzelner zu bestimmen. Dies ist zu sagen, daß eine Annäherung zwischen dem Urgrund der Religion und der errungenen Bildung erstrebt und schließlich auch gefunden werden wird. Von diesem Kampfe sich zurückziehen, heißt den Gegnern der Entwickelung einen Dienst erweisen. Der katholische wie der protestantische Jesuitismus ist nur innerhalb der Kirche und des Glaubens zu bekämpfen: auf diejenigen, die sich selbst freiwillig und endgültig von ihr geschieden haben, verzichtet er gern. Die gefährlichsten Feinde haben ihm damit unbedacht das Feld geräumt. Und die Philosophie, indem sie ausruft: Mit der Kirche, mit dem Christentum, mit der Religion ist unsererseits keine Einigung wie ihrerseits keine Erneuerung möglich! ge-

steht nur ihre Unfähigkeit ein, über die Gemüter der Menschen, über die Seele der Menschheit Macht zu gewinnen. Für einen Lessing wird beständig nach der Wahrheit zu streben, sie zu begreifen und zu erkennen ein Genuß und seines Wesens bester Inhalt sein; für die Mehrheit der Menschen aber wird, wie vor so noch nach tausend Jahren, ein Göttliches zu glauben und zu ahnen ein unabweisbares Bedürfnis bleiben.

David Friedrich Strauß.

Oktober 1874.

Daß unmittelbar nach dem Tode eines bedeutenden und hervorragenden Mannes sich die Nekrologe, Nachrufe, allerlei wichtige und unwichtige Mitteilungen von ihm und über ihn drängen, ist natürlich. Die einmal angeregte Neugierde des Publikums verlangt Befriedigung, jede kleine Notiz wird in den ersten Wochen nach einem solchen Falle mit Teilnahme aufgenommen: wie sollten sich da nicht überall geschäftige, mehr oder minder berufene Federn finden, diesem Verlangen Genüge zu leisten? Aber nur selten tritt Einer auf, der wirklich etwas über den Verblichenen zu sagen weiß, nicht das Herkömmliche und allgemein Bekannte, das einzig der Auffrischung bedarf, sondern Eigentümliches; der die Persönlichkeit des Verblichenen anders sah, anders begriff, als die Mehrzahl der Zeitgenossen, und dem es zugleich gegeben ist, seine Eindrücke und Erfahrungen in lebensvoller Darstellung niederzulegen. Eine Photographie von Strauß kannten wir alle; es ist nicht möglich, daß irgend Einem, der sich mit den Fragen dieser Zeit auch nur in Mußestunden beschäftigt hat, die scharfen, hervorstechenden, unvergeßlichen Züge der litterarischen Persönlichkeit von David Strauß fremd geblieben seien — aber ein Bild des ganzen Mannes hat uns erst Eduard

Zeller geschenkt: David Friedrich Strauß in seinem Leben und seinen Schriften (Bonn, Emil Strauß).

Ein Bild von Freundeshand, aber doch sicher und fest entworfen, die Züge sind ein wenig idealisirt, aber der Ausdruck ist treffend und ähnlich. Nur ganz leise klingt durch die äußerlich in klassischer Form abgerundete, innerlich mit philosophischer Ruhe erfüllte Darstellung ein bewegterer Ton der Rührung. Ist die Absicht des Buches zunächst auch nur dahin gerichtet, ein Denkstein auf dem Grabe des geschiedenen Mannes zu sein, der den Vorübergehenden in der Kürze, wie sie dem Stein geziemt, den Lebensgang und die Werke des Verstorbenen schildert, das merkt der Leser, daß derjenige, der diese Inschrift verfaßte, den Todten liebte. Die Pietät, die wir alle Strauß zollen, die Verehrung und Bewunderung, mit der wir das Gesamtwerk seines Daseins betrachten, erhalten hier einen wärmeren, seelenvolleren Ausdruck.

Zu erzählen, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, giebt es wenig in und aus dem Leben eines deutschen Gelehrten. Weitaus das Wichtigste darin ist das Werden und Wachsen seines Geistes, die Richtung, die er genommen, die Weltanschauung, zu der er sich bekannt hat. Allein diese feinsten Fäden lassen sich unmittelbar nach dem Tode des Betreffenden nicht ganz klarlegen, ihre Spuren sind hier- und dorthin verstreut. Briefe, Tagebücher, Betrachtungen entziehen sich aus den verschiedensten Gründen, unter denen die Pietät nicht den geringsten Platz einnimmt, zunächst der Veröffentlichung. Jeder weiß, daß es in Strauß's Leben einen solchen Punkt gab, den zu berühren und zu erörtern jetzt noch nicht an der Zeit ist: seine Ehe mit der einst gefeierten und liebenswürdigen Sängerin Agnese Schebest, die er im August 1842 heiratete und von der er sich nach fünf Jahren in eigentümlicher Weise schied: er wollte nicht, daß die Scheidung gesetz-

lich verkündigt werde. Zeller drückt sich ebenso vorsichtig wie rücksichtsvoll darüber aus: „Die Charaktere, die Bildungsformen und die bisherigen Lebenswege der beiden Gatten waren zu ungleich, ihre Ansprüche an einander und an das Leben zu verschieden und beide in ihrer Eigentümlichkeit zu festgewurzelt.“ Ein anderes Verhältnis, das auf die Entwickelung des Charakters von Strauß nicht ohne Einfluß bleiben konnte, ist das zu seinem Vater; eine tiefe Kluft muß beide zuletzt getrennt haben: den radikalen Sohn, der mit seinem „Leben Jesu“ beinahe jede vermittelnde Brücke mit dem dogmatischen Christentum abgebrochen hatte, und den Vater, der sich im Mysticismus wohl fühlte. Auch hier verhält sich Zeller nur andeutend; einer späteren Zeit muß die Aufgabe, uns ein vollständiges, allseitig entwickeltes Lebens- und Charakterbild des seltenen Mannes zu geben, überlassen bleiben.

David Friedrich Strauß war das dritte Kind seiner Eltern und am 27. Januar 1808 in Ludwigsburg, dem württembergischen Potsdam, geboren. Die kleine Stadt hat außer ihm in Justinus Kerner, Eduard Mörike und Friedrich Vischer drei berühmte Söhne gehabt. In wohlhabenden Verhältnissen, im eigenen Hause und Garten lebten die Eltern, der Vater war Kaufmann. Strauß hat in einer liebenswürdigen Skizze seine Jugend, vor Allem seine Mutter geschildert; diese Neigung des Sohnes zu der schlichten, einfachen Frau ist einer der rührendsten Züge seines Charakters. In allem Guten war er ihr echter Sohn. „Von ihr,“ schreibt Zeller, „hatte er nicht blos das längliche, feingeschnittene, beim ersten Anblick ansprechende und gewinnende Gesicht geerbt, das von einer schöngewölbten Stirne und großen, geistig durchleuchteten dunklen Augen beherrscht war: auch in seiner geistigen Physiognomie ließ das Bild seiner Mutter sich nicht verkennen.

Der helle Geist, die Freude am Lernen, das eiserne Gedächtnis, das er an ihr hervorhebt, ist nicht das Einzige, worin er ihr glich: auch die Feinheit der Empfindung, den heiteren, freien Humor, den Sinn für das Einfache und Natürliche, die Fähigkeit, in die Vorstellungsweise des Volkes, der Kinder, der Ungelehrten liebevoll einzugehen, die verständige Lebensauffassung, den realistischen Zug seiner Natur hat er mit ihr geteilt". Vom Vater erbte er nach Zeller: das heftige Temperament, den durchgreifenden Willen; sogar die vollendete Kunst der schriftlichen Darstellung, die Strauß besaß, war in der Fertigkeit des Vaters in solchen Arbeiten und in seinen ästhetischen Neigungen vorgebildet.

Strauß wurde zum Studieren bestimmt: er hat den gewöhnlichen Studiengang eines württembergischen Theologen durchgemacht. Vom Herbst 1821 bis zum Herbst 1825 lebte und lernte er in dem niederen evangelischen Seminar zu Blaubeuren, ging dann nach der Tübinger Universität und beschloß im Herbst 1830 sein theologisches Studium mit einer glänzenden Prüfung. Wie aus seiner Jugendzeit, hat er uns auch aus seinen Universitätsjahren ein Skizzenblatt hinterlassen: es ist seine Biographie Märklin's. Jugendfreundschaften waren geschlossen worden, schon hatte mancher bedeutende Umschwung in dem Denken und Empfinden des Jünglings stattgefunden. Schleiermacher erschien ihm damals noch als Vorbild und Muster, die von ihm eingeschlagene Richtung als der aussichtsvollste und lohnendste Weg für einen Theologen. Daneben sind kleine lyrische Versuche vorhanden, auch eine Reise nach dem romantischen und mystischen Lande ward zu Justinus Kerner und seiner Seherin nach Weinsberg angetreten. Im praktischen Kirchendienst übte sich Strauß, nach seinem Abgang von Tübingen, als Vikar bei dem Pfarrer Zahn in dem Dorfe Kleiningersheim. Im Sommer 1831 unterrichtete

er dann im Seminar zu Maulbronn. Eine Reise nach Berlin, um Hegel zu hören und kennen zu lernen, muß als ein entscheidender Wendepunkt in seiner Entwickelung betrachtet werden. Zwar Hegel sah er nur sterben, aber mit Schleiermacher fing er an, sich auseinanderzusetzen. Dessen Vorlesung über das Leben Jesu war der erste Keim zu dem berühmtesten Buche Strauß'ʼs, zu seinem „Leben Jesu". Nach Württemberg zurückgekehrt, las er einige Semester in Tübingen, gab aber die akademische Thätigkeit bald wieder auf, um sich ganz der Vollendung seines Werkes zu widmen. „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet", erschien im Sommer 1835 in zwei Bänden, es hatte, nach dem alten lateinischen Spruch nicht nur sein Schicksal, es machte auch das Schicksal seines Autors.

Mit jedem staatlichen Lehramte war es nach der Veröffentlichung dieses Buches für Strauß vorbei. Von seiner Stellung in Tübingen wurde er entfernt; eine Lehrerstelle am Lyceum in seiner Vaterstadt gab er freiwillig auf: er war nicht der Mann, unreife Knaben in den Anfangsgründen der Wissenschaft zu unterrichten, und die gute Absicht der liberalen Züricher Regierung, die ihm 1839 an ihrer Hochschule eine Professur der Theologie anbot, endete mit einem Volksaufstand und dem Sturz der Regierung. In demselben Jahre starb ihm die Mutter, zwei Jahre darauf der Vater: auch die Vaterstadt wurde ihm so gleichgültig und fast verleidet. Ganz und ausschließlich ergab er sich seitdem der freien Wissenschaft und führte ein litterarisches Nomadenleben. Auch die Ehe vermochte ihn nicht dauernd zu fesseln. Der politischen Bewegung stand er kühl und zweifelnd gegenüber; es war natürlich, daß in den Frühlingstagen des Jahres 1848, als es galt, die besten deutschen Männer zur Gründung eines neuen deutschen Reiches nach Frankfurt zu senden,

die Augen vieler sich auf Strauß richteten: ein solcher Mann dürfe in der Paulskirche nicht fehlen. Eine Weile widerstand er dem Drängen der Freunde und Mitbürger; diese ganze politische Bewegung mit ihrem trüben Gähren, schrieb er in jener Zeit an Zeller, sei ihm in ihren Ergebnissen noch allzu problematisch, als daß er sich darein zu mischen Lust haben könnte, ungerechnet noch, daß sie für einen Mann des beschaulichen Lebens, wie er, etwas Unbehagliches habe. Zuletzt ließ er sich doch bestimmen und bewarb sich um ein Mandat für das Parlament in seiner württembergischen Heimat. Allein auch hier schadete ihm sein erstes Werk. Die Landbevölkerung stimmte gegen den „unchristlichen" Verfasser des Lebens Jesu; er erlag seinem Mitbewerber, ward indessen von der Stadt Ludwigsburg als ihr Vertreter in die württembergische Ständeversammlung geschickt. Nicht zum Glück und zur Freude für ihn: die radikale Mehrheit stieß ihn ab, die Rechte scheute sich vor ihm, er stand einsam, vielfach verlästert und angegriffen. Auch nach außen, bei seinen Wählern, erregte er den stärksten Anstoß, als er „bei einer sehr erregten Verhandlung über die Erschießung Robert Blum's das Verhalten des österreichischen Kriegsgerichts entschuldigte, das des Erschossenen streng verurteilte." Im Dezember 1848 legte er sein Mandat nieder; in keiner Weise war er in der damaligen Stimmung der Geister zu einer politischen Rolle befähigt. Aus einem Briefe vom 30. Mai 1849 teilt Zeller eine Stelle, die Strauß's politisches Glaubensbekenntnis enthält, mit: „Rechts und links, bei Fürsten und Volksmännern, ebenso wenig Einsicht als Redlichkeit, und der drohende Bruch eigentlich nur dadurch noch aufgehalten, daß die Ratlosigkeit beiderseits zu groß ist. Mein Glaubensbekenntnis in diesen Wirren, ist kurz beisammen. Ich war aufrichtig für die Durchführung eines wahren Konstitutionalismus und einer

festen Einheit mit möglichster Schonung des Bestehenden: geht es aber damit nicht, und habe ich nur zwischen fürstlichem und Massendespotismus zu wählen, so bin ich unbedenklich für den ersteren. . . Du magst mich darüber verketzern, aber ich kann nicht anders, der letzte Blutstropfen in mir verabscheut noch Massen- und Demagogenherrschaft als das äußerste aller Übel."

Wie merkwürdig doch! Der Mann, der in Sachen der Religion und des Übersinnlichen, auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung, die verschiedensten Glaubensmeinungen bekannte und von Schleiermacher bis zu Darwin nach links vorschritt, ist sich in seinen politischen Ansichten unwandelbar treu geblieben. Wie er 1848 die Hinrichtung Blum's verteidigte, redete er 1866 — er fast allein gegen das ganze Württemberg und Bayern — den Preußen und der preußischen Sache das Wort. Die direkte allgemeine Wahl war ihm 1848 so verhaßt, wie 1871, als er in seinem letzten Buche „Der alte und der neue Glaube" sich für einen Census, für die Erhaltung der Aristokratie erklärte. Radikal in der Philosophie, konservativ in der Politik — erkannte Strauß hier nicht den verhängnisvollen Dualismus seiner Weltanschauung? Der Staat, die bürgerliche Gesellschaft, die Kunst, wie er sie liebte, wie er sie eingerichtet wünschte, beruhen auf dem Christentum. Man sagt wohl, der Staat sei atheistisch und habe keine Religion — aber das ist ein Wort ohne tieferen Sinn. Die vollkommene Umgestaltung unserer religiösen Begriffe führt mit Notwendigkeit eine Umwandlung aller staatlichen und gesellschaftlichen Formen herbei. Mit der Aufhebung des Gottesbegriffes, mit der Vernichtung der Unsterblichkeitshoffnung — selbstverständlich nicht bei den hochgebildeten Hundert oder Tausend, die Strauß unter dem Worte „Wir" zusammenfaßte, sondern bei der Masse des Volkes — zerfällt

der bestehende Staat, die bestehende Gesellschaft, die bestehende Kunst: eine Wandlung, wie sie sich vollzogen hat, als das Christentum die antike Welt besiegte; wie sie sich ohne Zweifel in der Zukunft vollziehen wird, um die Menschheit zu einer höheren Kultur und zu einem glücklicheren Dasein zu erheben. Man kann, wenn man dem Alten anhängt, mit schmerzlichem und melancholischem Bedauern diesem Untergang entgegensehen, wie so viele edle und große Geister den unaufhaltsamen Zusammensturz der glorreichen olympischen Herrlichkeit, der römischen Macht und der hellenischen Bildung zuschauen mußten; aber daß ein Denker wie Strauß, nachdem er den Himmel in die Luft gesprengt hatte, sich an den bestehenden Staat anklammern, nachdem er die Gottheit aus der Welt entfernt hatte, von den Demokraten fordern konnte: sie sollten sich in Ehrfurcht vor Bismarck und Moltke neigen — das ist eins von den Räthseln, einer von den seltsamen Widersprüchen des menschlichen Geistes, die sich eben nicht durch die mechanische Weltanschauung lösen lassen. Was Strauß vorschwebte, was er anstrebte, ist klar. Die vornehme römische Gesellschaft zur Zeit des Cäsar und Augustus dachte über Götter und Jenseits, über die Entstehung und den Untergang der Welt, in und nach dem Maß ihrer naturwissenschaftlichen Kenntnis, etwa wie er: Zeugen sind Lucretius und Horaz; im vergangenen Jahrhundert hatte sich an der Tafelrunde Friedrichs zu Sanssouci, bei den Mittagsmahlen des Baron Holbach in Paris eine ähnliche Stimmung entwickelt; hier wie dort setzte man die Götter ab und suchte sich durch die Philosophie über die Schrecken des Todes zu erheben. Keineswegs aber wollte man die Erde wie sie ist aufgeben; kein Römer wollte seine Sklaven als seinesgleichen betrachten, kein Jünger Voltaire's die Herrschaft der Marquise von Pompadour oder den Despotismus der russischen Katharina mit einer demo=

kratischen Republik vertauschen. Wie erstaunten darum die Römer, als der „neue Glaube", der sich aus der Zersetzung des Heidentums als Religion der Zukunft entwickelt hatte, nicht nur die Götterstatuen zerbrach, sondern auch die Sklaven befreite und alle, zunächst innerhalb der Kirche, vor dem Priester gleich machte! Den Freunden und Verehrern der „Encyklopädie" ging ein schrecklicher Morgen auf, als die „Vernunft", die sie so begeistert, so nachdrucksvoll angerufen hatten, endlich zur Masse herabstieg. In den gleichen Irrtum war Strauß gefallen. Die Kirche war ihm verhaßt, die Gottheit ein überwundener Standpunkt, die absolute Vernichtung durch den Tod feste Überzeugung: allein die Demokratie in Hemdärmeln sollte ihm nicht nahe rücken. Er zerstörte die Himmelsburg, aber die Demokraten sollten ihm sein Königtum und die Todesstrafe bestehen lassen. Ihm entging die innige Verbindung zwischen Religion und Staats- und Gesellschafts-Ordnung. Wenn man sich von der Gesellschaft der Heiligen scheidet, wird man auf die Dauer die Duzbrüderschaft der Masse nicht vermeiden können. Strauß's „neuer Glaube" kann nur in einer demokratischen Gesellschaft, unter sozialistischen Formen, eine Wirklichkeit, ein Bekenntnis der Mehrheit werden; in der Welt, wie sie ist, bleibt er innerhalb der ausschließlichen Kreise der gebildeten, geistreichen Männer und Frauen, die in ihren Salons und Büchereien gar nicht das Bedürfnis nach äußerlichen Zeichen und Beweisen ihrer Ansichten haben; aber während sie an den Kirchen vorübergehen, wird und muß die Menge, ihrer Natur nach, dieselben zerstören, wenn sie die Unvernunft und Schädlichkeit des „alten Glaubens" einsieht. Strauß ist eben in seinem tiefsten Wesen der geniale Nachfolger der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts; in der Kühnheit seiner religiösen und philosophischen Forschung, wie in seiner politischen konservativen

Gesinnung, in seinem Kampf gegen die Götter und in seiner Verehrung der großen Männer; ein geschworener Feind des außerweltlichen göttlichen Despotismus und ein Anhänger der fürstlichen Gewalt auf Erden, berührt er sich mit Voltaire und Lessing, er ist der Dritte in ihrem Bunde.

Der Leser verzeihe die lange Abschweifung, ich kehre zu Zeller's Buch zurück und verfolge in kurzen Zügen die irdische Laufbahn seines Helden. Wie wenig seßhaft auch Strauß war, er hatte ein lebhaftes Heimatsgefühl und kam, so oft er auch den Ort seines Aufenthaltes wechselte, über den Bannkreis Süddeutschlands nicht hinaus. Wir finden ihn in Stuttgart, mit seiner jungen Frau weilt er eine Zeit lang auf einem Schlößchen bei Heilbronn, dann ist er in München, in Köln, in Heidelberg gewesen. Berlin hat er nur flüchtig im Herbst 1860 berührt, um Gräfe's Hilfe gegen ein Augenleiden in Anspruch zu nehmen, dann wieder 1864. Aber im Leben eines Schriftstellers sind nicht die Orte, wo er länger oder kürzer verweilt, sondern seine Werke die eigentlichen Stationen seiner Wanderung. Sie werden bei Strauß durch die Biographien Schubart's, Frischlin's, Hutten's, Reimarus', Voltaire's; durch die theologischen Streitschriften wider die Gegner seines Lebens Jesu, durch die durchsichtige Satire: Ein Romantiker auf dem Thron der Cäsaren — die in der Schilderung Julianus Apostata's das wohlgetroffene Bild Friedrich Wilhelm's IV. enthält — durch die Schrift gegen Schenkel: „Die Ganzen und die Halben"; durch seine politischen Gespräche und die Briefe an Renan, zur Zeit des französischen Krieges, ruhmvoll bezeichnet. Die letzten Jahre seines Lebens 1865—1872 hat er in Darmstadt zugebracht, hier hat er sein letztes Buch „Vom alten und vom neuen Glauben" geschrieben, das einen ebenso großen Sturm aufregen sollte, wie das erste. Mitten in diesem Sturm, dessen

Windstöße ihn doch empfindlicher berührten, als man von einem Manne erwarten durfte, der so schonungslos, wie nur je Bonifacius seine Axt an die heiligen Bäume der heidnischen Deutschen gelegt hatte, die Vorurteile seiner Mitbürger zu vernichten sich bemühte, ist er in seiner Vaterstadt Ludwigsburg am 8. Februar 1874, in der Mittagsstunde, in den Armen seines Sohnes gestorben. Dorthin war er im Herbst 1872 von Darmstadt hinübergezogen und hatte die letzten Monate seines Lebens in einer freundlichen Behausung, unter sorgsamer Pflege, trotz seiner Schmerzen strebend, teilnahmsvoll, standhaft und ruhig zugebracht. „Wenn Freunde, die ihn besuchten,“ schreibt Zeller, „mit Empfindungen von ihm schieden, wie sie uns Plato am Schluß seines Phädo geschildert hat, so war dies nicht ohne Grund: bei aller Verschiedenheit der Lage und der Persönlichkeiten sah man einen Philosophen unseres Jahrhunderts in ähnlicher Fassung und Gesinnung, mit derselben Klarheit und Geistesfreiheit den letzten Weg wandeln wie dort den alten. Er selbst las noch in seinen letzten Tagen den Phädo in der Ursprache.“ Eine eigene, tief rührende Milde hatte den alten trotzigen Streiter ergriffen; in zarten, vielleicht wider seinen Willen melancholisch angehauchten Gedichten strömte er den letzten Atem seines Geistes und seines Herzens — wenigstens er, ein Leugner der Unsterblichkeit, mußte es so annehmen — aus. Zeller teilt sie uns mit; sie allein würden genügen, um die thörichte Behauptung zu widerlegen, daß in Strauß keine Gemütssaite geschwungen, daß ein kalter und scharfer Verstand ihn einseitig gelenkt habe. „Nur kein Zagen, nur kein Zittern“ schreibt er dem besorgten Sohn:

> Selbst in Nächten ist's noch hell
> Und zur Seite jedem bittern
> Sprudelt auch ein süßer Quell.“

Und in dem Gedichte, das er seiner Tochter zu Weihnachten sendet, finden sich die Verse, aus denen mich wenigstens eine Ahnung anklingt, als ob auch für Strauß sein „neuer Glaube" — das reichere Wissen, die tiefere Einsicht in die Erscheinungswelt — nicht alle Fragen der Seele gelöst, nicht alle Schmerzen des Herzens gestillt habe:

„Auch Du ohne Klage
Gedenke der Tage,
Die froh wir verlebt.
Wer Gutes empfangen,
Der darf nicht verlangen,
Daß nun sich der Traum in's Unendliche webt.

„Bescheid'nes Vermächtnis
Zwar ist mein Gedächtnis;
Doch lass' ich es hier.
Wir bleiben verbunden;
In einsamen Stunden
Gedenkst Du des Vaters, erscheint er vor Dir."

Aber das ist ja gewiß, nicht in dieser Gestalt eines ruhigen, sinnenden Weisen wird die litterarische Persönlichkeit David Friedrich Strauß's in der Erinnerung des deutschen Volkes lebendig bleiben. „In dieser zürnenden Stellung halten wir seinen Schatten fest", hat er selbst von Ulrich Hutten gesagt; in dieser zürnenden Stellung, sagt Emil Kuh mit Recht, werden wir auch David Strauß festhalten in der deutschen Litteratur. Strauß ist ein „Aufklärer" im edelsten Sinne des Wortes, allen seinen Arbeiten liegt diese Tendenz zu Grunde. Wie die Bibelkritik der Aufklärungszeit, will auch die seine einen reineren Glauben, eine idealere Gottesverehrung herstellen; die Aufklärer suchten das „Übernatürliche" aus der Religion zu entfernen, Strauß, auf einer höheren Stufe der Erkenntnis, das „Mythische" in ihr nachzuweisen und von ihr loszulösen. So stark ist der Trieb, „die Menschen

zu bessern und zu bekehren" in ihm, daß selbst sein „Glaubensbekenntnis" nicht anhebt: ich glaube, sondern betont: „wir sind keine Christen mehr", und nicht schließt: ich habe mir mein Leben so eingerichtet, sondern: „so leben wir". Daher sein Erstaunen, als sich nun diese stille Gemeinde durchaus nicht zusammenfinden wollte. Die Schönheit war den Aufklärern nur in der Verbindung mit der Moral, in unmittelbarer Beziehung auf einen edlen Zweck etwas wert: die erhabenste poetische Schöpfung der ganzen Richtung ist ein didaktisches Gedicht „Nathan der Weise." Ähnlich verwertet auch Strauß die Kunst; die Lekture Schiller's und Goethe's gute Konzertaufführungen Mozart'scher und Beethoven'scher Musik sollen künftighin den Gottesdienst und die Predigt ersetzen. Die Schöpfungen der Kunst sind wesentlich nur zur Erbauung, zur Erhebung da. Diese Anschauungen, diese Gesinnungen haben auch die Wahl seiner Helden bestimmt. Als ein Tapferer liebte er die Tapferen. Ihm war der lehrende handelnde, vielumhergeworfene Mann verständlicher und sympathischer, als der nachdenkliche, still in sich und für sich lebende; mehr zog ihn das kräftige, unstäte, ringende Talent, als das zarte und in sich vollendete an. Alle seine Biographien sind dessen ein Zeugnis; Frischlin, Schubart, Hutten und Voltaire haben in ihrem Leben und Wirken etwas Meteorartiges, Strauß fühlte sich ihnen wahlverwandt. Wie sie, wurde er verlästert und verfolgt; wie sie, hatte er beständig sich seines Lebens zu wehren; wie ihnen, standen ihm alle Waffen der Dialektik, des Witzes und des Grimmes zu Gebote. Sein Pathos wird von keinem unter ihnen übertroffen, und wenn Voltaire's Spott tiefer dringt, seine Behandlung der Dinge freier und genialischer ist, so besitzt dafür Strauß einen stärkeren Gemütston der Überzeugung. Und auch das kam ihm bei der Schilderung dieser Männer zur Hilfe, daß

die Kämpfe, die sie geführt, die seinen waren; daß er die Untersuchungen, die sie angestellt, wieder aufgenommen und zum Abschluß gebracht hatte. Darum sind diese Biographien recht eigentlich auch Spiegelbilder seines eigenen Wesens, unbewußte Selbstoffenbarungen, die uns den „ganzen Mann“ treuer und lebendiger vorführen, als seine kritisch-theologischen Schriften, wo die Persönlichkeit vor der wägenden Forschung und dem überlegenen Verstande zurücktritt.

David Friedrich Strauß war mehr als ein Gelehrter, mehr als ein hervorragender Schriftsteller: er war ein Künstler, mit vollem Recht stellt ihn Karl Gustav Reuschle in einer kleinen, seinem Andenken gewidmeten Schrift, „Philosophie und Naturwissenschaft“ (Bonn, Emil Strauß) Lessing zur Seite. Ursprünglich überwog seine kritische Befähigung, sein zersetzender Scharfsinn so ganz seine Phantasie und seine künstlerische Empfindung, daß wer die erste Ausgabe seines „Lebens Jesu“, seine ersten Streitschriften durchblättert, nur geringe Spuren von dem glänzenden Stilisten, der die Briefe an Renan geschrieben, und von dem gestaltenschaffenden Historiker findet, dem es gelang, in gleicher Anschaulichkeit den Ritter des Reformationszeitalters und den König des Rococo vor uns hinzuzaubern. Erst allmählig, seit er angefangen sich von dem Banden der Theologie zu befreien, entwickelte sich der Künstler in Strauß. Seine Biographien, eine jede in ihrer Art, von dem ausgeführten Porträt- und Zeitbild Hutten's und Schubart's bis zu der Skizze, die das Jugendleben Klopstock's in so farbensatten Tönen entwirft, und den Bleistiftzeichnungen seiner württembergischen Landesgenossen sind Muster historischen Stils; nicht nur dem Wert und der Bedeutung des Mannes, dessen Laufbahn sie schildern, werden sie gerecht, enthüllen uns nicht nur nach allen Seiten seinen Charakter, sondern treffen auch den Lokalton seiner

Umgebung, das Wesen und die Erscheinung der damaligen Welt. Mit dem Blick für die malerische Eigentümlichkeit einer Zeit besaß Strauß auch den Sinn und die Neigung für die Vergangenheit, gern vertiefte er sich in die wunderliche, krause, zopfige und doch vom Geiste der Freiheit erleuchtete, von Humor und Witz sprühende Aufklärungsepoche. Hier liegt eine der tiefsten Wurzeln seines Talents und seiner Anschauungen. Das Handwerk seiner Kunst, die Sprache, wußte Strauß mit vollendeter Meisterschaft zu behandeln. Weitaus von der Mehrzahl auch der hervorragenden Schriftsteller in der Jetztzeit kann man nicht behaupten, daß sie eine eigene Sprache, einen eigenen Zug und Duktus des Stils haben, an dem man sie zu erkennen, durch den man sie von einander zu unterscheiden vermöchte. Die Meinung, die Weltanschauung, der Gedanke macht den Unterschied, selten noch die Form. So abgeschliffen und so ausgebildet ist die Sprache, eine so große Anzahl von Wendungen und Phrasen steht, wie abgegriffene, aber immer und in jeder Hand noch vollwichtige Silbermünzen, jedermann zu Gebote, daß es langer Übung, eines angeborenen Gefühls und eines originalen Geistes bedarf, diesem durch den Gebrauch so abgenützten Instrument einen besonderen Klang zu entlocken. Strauß hatte diese Gabe: die entscheidenden Stellen seiner Werke tragen auch äußerlich sein Gepräge, man wird sie niemals mit den Münzen anderer verwechseln können. Ihm war das scharfe, schneidige Wort eben so gut wie der Schwung der Begeisterung gegeben, aber nicht in der lyrischen Erregtheit des Hasses oder der Liebe, in der gleichmäßigen Fülle und Ausrundung der Darstellung zeigt sich sein Stil am reinsten und schönsten. Denn in dem Kämpfer steckt bei ihm zugleich der Lehrer, der Weise seines Volkes; er hat gleichsam auch ein Schwert in der einen und ein Buch in der andern Hand.

Daß der Kritiker des „Lebens Jesu“, des Christentums und des Gottesbegriffs einen stärkeren Nachhall im Guten wie im Bösen finden mußte, als der Geschichtsschreiber; der Bekenner mehr als der Künstler, liegt in der Richtung und Stimmung der Zeit. Das erste wie das letzte Buch Strauß's haben die meisten Leser gefunden und den tiefsten Grund der deutschen Volksseele aufgewühlt. Über die wohlthätige Wirkung des „Lebens Jesu“, nachdem der erste Gewitterschauer vorübergegangen, wird nicht mehr gestritten; eine neue historisch-kritische Schule der Theologie hat sich daraus entwickelt: Baur, Keim, Hausrath, Renan stehen auf diesem Eckstein. Das Einzelne dieser Untersuchungen wird immer nur von ausschließlichen Kreisen verstanden und gewürdigt werden können; der Versuch, den Strauß machte, sein „Leben Jesu“ für das „deutsche Volk“ zu bearbeiten, ist ein verfehlter gewesen. Anders verhält es sich mit dem Hauptresultat der ganzen Kritik. Es ist jetzt ein Gemeingut der Gebildeten, daß wir in den drei ersten Evangelien nicht die Geschichte, sondern den Mythos von Jesus von Nazareth haben, nicht die Erzählung oder die Erfindung eines Einzelnen, sondern den Ausdruck und die Anschauung der gesamten Christengemeinde des ersten Jahrhunderts. Dies bewiesen zu haben, sichert Strauß allein schon einen Platz unter den tiefsinnigsten Denkern unsers Volkes, ja der Weltkultur. Welche Nachwirkungen sein letztes Buch vom „alten und neuen Glauben“ haben wird, bleibt der Zukunft überlassen. Niemals aber wird die Strauß'sche Religionslosigkeit sich mit seinem politischen Ideal für eine Gesamtheit verschmelzen, niemals wird die Beschäftigung mit der Kunst einem Volke die Religion ersetzen. Das vermochte sie nicht einmal unter den Hellenen. In der ringenden Zeit wird der kämpfende Mann am höchsten geschätzt; aber wenn die Schlacht ausgetobt hat, tritt

auch der Friedliche in sein Recht. So wird auch der Tag für Strauß nicht fern sein, wo man seinem Künstlertum Anerkennung und Bewunderung zollen wird. Lange hat man in Lessing nur den streitbaren Kritiker sehen wollen und den Dichter wenig beachtet, aber dem wahrhaft Großen und Schönen wird die Nachwelt immer gerecht. Im vollen Sinne des Wortes wird man dann Strauß zu unsern klassischen Schriftstellern zählen und die zürnende Stellung des Fechters, in der er jetzt noch vor uns steht, wird sich in die ruhigere und gelassenere des Siegers verwandeln.

Ein Kapitel vom Atheismus.

November 1875.

Jeden Tag verrichtet das Wasser von Lourdes neue Wunder; im Jahre 1873 ist die Mutter Gottes auf dem verhältnißmäßig kleinen Erdenraum, der vom Elsaß bis nach der Bretagne reicht, ein Dutzend Mal in ihrer Herrlichkeit sichtbarlich den Menschenaugen erschienen; in diesem Frühling und Sommer verging keine Woche, in der nicht eine fromme Pilgerschaar in den Gemächern des Vatikans um den Segen des heiligen Vaters flehte und ihn bat, ihr Scherflein in Gold und Silber anzunehmen; zugleich wächst die Zahl der Spiritisten in's Riesenhafte; nach Millionen zählen sie in Nordamerika, nach Hunderttausenden in Frankreich, Belgien, England; sie haben Zeitungen und Zeitschriften, sie halten zahlreich besuchte Versammlungen und verfügen, wie die Papstkirche, über bedeutende Geldmittel. Sieht es nicht aus, als ob die ganze Welt wieder auf „geistlich" gestimmt werden sollte? Dem gegenüber erhebt sich nun die andere Partei, die götterlose. Wer will es bestreiten, fragt sie, daß die Zahl der bewußten und „unbewußten" Atheisten täglich im Wachsen begriffen ist? Man halte das Wort „unbewußte" Atheisten nicht für eine bedenkliche Erfindung von mir; Jeder, der für diesen Gegenstand sich eine müßige Stunde abgewinnt, wird ihm wiederholt in dem Buche von Julius Duboc „Das Leben

ohne Gott" (Hannover, Carl Rümpler) begegnen; und ich denke, daß wir die Kutscher und Arbeiter Roms, die sich im Prozesse gegen die Mörder Sonzogno's für „Freidenker" erklärten und die Ableistung des Eides, der ein höheres Wesen voraussetzt, so pathetisch verweigerten, etwa für „unbewußte" Atheisten im Sinne Duboc's hinnehmen können. Bisher war man der Meinung, daß zu dem Bekenntniß des Atheismus wenigstens eine gewisse philosophische Bildung gehöre; man betonte innerhalb der Anhänger dieser Anschauung das Selbstdenken, die eigene Gedankenarbeit und sah mitleidig auf die Volksmenge, arm im Geiste, herab, die blindlings einer durch viele Geschlechter auf sie vererbten Religion anhing. Jetzt begnügt man sich hüben und drüben mit den „unbewußten" Jüngern und scheint nicht einmal mehr die Kenntniß des Lesens und Schreibens als unbedingt notwendig für den Atheismus vorauszusetzen. Mit dieser Erweiterung der Gemeinde geht folgerichtig der Hochmut der Hohenpriester Hand in Hand. Wie der Papst Pius IX. es unwillig vermerkt, wenn man seiner Unfehlbarkeit nicht huldigt, „forderte" Strauß „für unser Universum dieselbe Pietät wie der Fromme alten Stils für seinen Gott." Und Julius Duboc erklärt ebenso herausfordernd den Unsterblichkeitsglauben „als einen kindischen, der Würde der Lebensauffassung widerstreitenden Wahn." Ich gestehe gern, ich bekomme das Gruseln. Wenn die Herren Atheisten jetzt schon so verwegen auftreten, wo sie keine Macht haben, was würden sie erst thun, wenn sie die Herrschaft im Staate hätten! Die Inquisition verbrannte die Leute, weil sie nicht an die Unsterblichkeit glaubten; der Atheismns guillotinirt sie, weil sie daran glauben. Das sind keine Phantasien; wie die „bewußten" Atheisten mit den Gläubigen verfahren, das hat die Schreckenszeit mit ihrem Kultus der Vernunft genügend bewiesen. Kultus des Atheis-

mus? Duboc beschenkt uns auch damit, er hat nur vergessen, uns zu sagen, wer die Kosten dieser atheistischen Feste bezahlen soll.

Duboc's „Untersuchungen über den ethischen Gehalt des Atheismus" schließen sich an das Buch von Strauß „Der alte und der neue Glaube" an und suchen eine bedenkliche Lücke desselben, die Frage nach der Einrichtung des Lebens ohne Gott auszufüllen. Viel anzufangen mit diesen „Untersuchungen" weiß ich nicht, gerade so wenig wie mit einem katholischen Gebetbuch. Für Duboc mag es außerordentlich interessant sein, sich sein Leben ohne Gott einzurichten: da ich mir aber das meinige längst mit einem göttlichen Prinzip eingerichtet habe, so ist, nach unsres Philosophen eigenem Ausspruch, „der Bruch zwischen uns auch sittlich unvermeidlich geworden." Worüber soll ich mich nun mit ihm unterhalten? Er wird die Güte haben, mich für so dumm zu halten, daß alle seine Beweise keinen Eindruck auf mich machen; ich halte ihn für so klug, daß es mir gar nicht einfällt, mit ihm eine Debatte: ob ein Gott ist, ob nicht? einzugehen. Nur ein großer Unterschied besteht zwischen uns beiden; Duboc will, genau wie der Papst, mich zu seiner Ansicht bekehren; mir ist es dagegen durchaus gleichgültig, ob er ein Atheist oder ein Spiritist ist. Ich habe nur den bescheidenen Wunsch, daß er meine religiöse Meinung nicht kindisch, nicht einen sich selbst überhebenden Wahn schimpft; daß er den Pessimismus Schopenhauer's nicht im Pfaffenton eine „Blasphemie" schilt, sonst vermöchte ich nur achselzuckend zu erwidern, was Blanche von Bourbon in Heine's Gedicht ihrem Gemahl Don Pedro auf die bekannte Frage antwortet. In's Allgemeine übersetzt: ganz ohne Not greifen die Atheisten die anderen religiösen Ansichten an; wie die Jesuiten wünschen sie Proselyten zu machen; wie diese die Tradition der Kirche, so rufen die

Atheisten die Naturwissenschaften zu Hülfe; die einen erschrecken die Thoren und die Furchtsamen mit der Hölle und dem Fegefeuer, die andern mit dem Gespenst der Dummheit. Ein Dummkopf, wer an die Unsterblichkeit, an die Gottheit glaubt! Ein Dummkopf, wer nicht auf den Uraffen schwört! Goethe, sagt Duboc, „behauptet unsere Fortdauer nach dem Tode auf Grund einer subjektiven, nur zeitlich und individuell gültigen Thatsache und begiebt sich damit außer allem Zusammenhang logischen überlegten Denkens." Die Atheisten haben die Logik allein für sich gepachtet und nur, weil „das logische Ausbauen von einem gegebenen Standpunkt aus dem Menschen überhaupt nicht leicht fällt", besteht schließlich noch eine Religion. Nun bekenne ich gern, daß es nicht sehr angenehm ist, sich von so ausgezeichneten Leuten, wie unser Autor einer ist, als Garnichts behandelt zu sehen. Wer empfänglichen Herzens, geht in sich; warum soll er sich im Hintertreffen der Civilisation befinden, warum sich mit Achselzucken betrachten lassen, wenn es so leicht ist, in's Vordertreffen zu kommen? Mit der Annahme, daß die Materie in sich selbst auch die Bewegung trägt, daß mit dem Tode Alles vorüber ist, kann er mit einer Umdrehung der Hand vom Trainsoldaten zum Offizier im Heere der Civilisation vorrücken. Dazu die Mode, die offenbar den Uraffen mehr begünstigt, als den Gott, der Moses im feurigen Busche erschien. Kein Wunder, daß die „unbewußten" Atheisten dieser Art ein Paar Legionen bilden. Ob aber daraus den bestehenden Kirchen, von der Religion selbst ganz abgesehen, eine wirkliche Gefahr entsteht, glaube ich bescheiden bezweifeln zu dürfen.

Über die letzten Dinge werden sich kaum jemals zwei Menschen, die sich auch ihrer inneren Persönlichkeit bewußt sind, einigen; zwischen Duboc und mir giebt es nun gar keinen Berührungspunkt. Er ist ein großer Logiker, ich bin ein

Phantasiemensch; er denkt mit Beweisen Eindruck machen zu können; ich halte die Religion für eine durchaus individuelle Gemütserfahrung; seine Beweise thun darum meinen Erfahrungen weder Gutes noch Böses. Jeder erklärt sich eben das Rätsel der Welt in seiner Weise und somit könnten wir gelassen auseinandergehen, der eine rechtwärts, der andere linkwärts, wenn dieser Duboc'sche Atheismus nicht mit bedenklichen Mitteln Propaganda zu üben versuchte. „Untersuchungen über den ethischen Gehalt des Atheismus" — ja hat denn der Atheismus ein festes Sitten- und Moralgesetz? Daß der einzelne Atheist ein tadelloser Mensch sein könne, versteht sich von selbst; der erste, größte bewußte Atheist, der Buddha, ist das Urbild aller Frömmigkeit und Reinheit. Und eine lange Reihe von mehr oder minder bewußten Atheisten ließe sich aufzählen, die mit fleckenlosen Gewändern gerade wie die Erwählten des Lammes vor Gottes Thron stehen könnten. Nur Unkenntniß und Priesterwahn bestreitet dem Atheisten die Moral. Anders aber stellt sich doch die Sache, wenn man den Begriff in's Auge faßt. Wie viele meiner Jünger auch sündigen und fehlen mögen, sagt die Kirche, und mit Recht, ich als ein Ganzes ragend durch die Jahrhunderte bin heilig und rein; ob Keiner mein Gesetz ganz erfüllt, sagt das Christentum, mein Gesetz ist erhaben und gut und schön Umgekehrt kann der Atheist „edel, hülfreich und gut" sein, der Atheismus selbst aber hat zunächst noch keinen ethischen Gehalt. Duboc beweist es, wie es vor drei Jahren David Strauß bewiesen hat. Beide nehmen den ethischen Gehalt ihres Atheismus frisch weg aus dem Christentum — oder wenn sie dies Wort beleidigt, aus all' den Lehren und Grundsätzen der Moral und Weisheit, die aus Indien, Ägypten, Palästina, Persien, Griechenland her ihren letzten Niederschlag im Christentum gefunden haben. Als Strauß Gott aus dem Himmel

gestürzt und die Religion bis auf einen kleinen Rest aus dem Menschenherzen verbannt hatte, wie richtete er da das Idealbild der Erde ein? Weit ab von sich wies er „die banausische Republik Nordamerika's" und die gemeine „Duzbrüderschaft" der deutschen Demokraten, er verlangte ein starkes Königtum, eine erbliche durch Einführung von Majoraten gesicherte Aristokratie, die Wahl der Volksvertreter nicht auf das allgemeine Stimmrecht, sondern auf einen hohen Census basirt, die Beibehaltung der Todesstrafe. Fügt man zu diesen Forderungen nur noch die eine der Glaubensfreiheit, daß nämlich die Atheisten, wenn sie das Staatsruder in Händen haben, nicht die Kirchen und Gebethäuser der Gläubigen schließen, so vermag ich wenigstens zwischen der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung und dem Strauß'schen Ideal keinen absoluten Unterschied zu erkennen. Der „Kirchenschatten", der Strauß noch den Lebensweg verdüsterte — ein Vorwurf, den Duboc wiederholt — ist seitdem beträchtlich kleiner geworden. Jeder kann aus der Kirche austreten; weder bei der Geburt noch bei der Trauung, weder im Leben noch im Sterben steht der Priester neben dem Atheisten. Selbst der Religionsunterricht seiner Kinder in der Schule braucht Duboc keinen Seufzer auszupressen; er kann sie ja in seinem Hause erziehen und unterrichten lassen. Einer meiner Bekannten — er ist als Schriftsteller auch weiteren Kreisen wohl bekannt — giebt das thatsächliche Beispiel dafür; er hat selbst unter Mühler seine Knaben halbwegs atheistisch erzogen. Ich fürchte, unter uns, daß sein Atheismus denselben Stich hat, wie der Duboc'sche.

Duboc lebt, wenn wir seinem Buche trauen, genau so wie jeder Theist, wie jeder gebildete Christ; wo wir Gott sagen, sagt er Universum; wo wir auf Unsterblichkeit hoffen, ist er von der Sterblichkeitsgewißheit, von der Notwendigkeit des individuellen Vergehens überzeugt und er wie wir „er-

greifen von allen sittlichen Konsequenzen dieser Annahme Besitz." Es ist natürlich, daß diese „sittlichen Konsequenzen", in Handlungen umgesetzt, sich vollständig — „bei den gebildeten Menschen", und nur von diesen und zu ihnen will Duboc reden — decken. Der schwierigste Punkt bei diesen Erörterungen ist die Frage nach der Erziehung der Kinder. Duboc findet nichts dagegen einzuwenden, daß man dem Kinde von Gott und den Engeln „wie von Zauberern und Feen" erzählt; später macht ihm die Schule Sorge, indessen, fährt er wörtlich fort, „wird es sich hier immer nur um zwei Möglichkeiten handeln: entweder das Kind erfaßt den ganzen Inhalt der christlichen Glaubenslehre nebst Allem, was ihm im Zusammmenhang mit derselben als angebliche Thatsachen vorgetragen wird, als bloße Erzählung dessen, was in der christlichen Religion an Vorstellungen enthalten ist, ohne daß es in denselben jemals gewisseste Wahrheit anschauen zu müssen glaubt, — dann ist der Eindruck des Ganzen ohnehin ein unverfänglicher und er läuft schließlich nur auf das hinaus, was wir dem Kinde, je älter und reifer es wird, ja unter allen Umständen zu Teil werden lassen müßten, nämlich eine zu seiner Orientirung notwendige, gewissermaßen historische Bekanntschaft mit den religiösen Formen und Begriffen seiner Umgebung. Oder das Kind bemächtigt sich — was ebenso von seinem besonderen Naturell wie von der Art seiner Einführung auf das religiöse Gebiet abhängig sein kann — der Glaubensvorstellungen als Wahrheiten, dann wird die Remedur, die während der Schulzeit nicht vorgenommen werden kann, ohne die Autorität des Lehrers bedenklich bloßzustellen und damit ein wesentliches Fundament der Erziehung in Frage zu stellen, einem späteren Zeitabschnitt des Lebens vorbehalten bleiben müssen." Als ob dasselbe nicht immer geschehen wäre! Ein Kind nimmt die mosaischen oder christ-

lichen Glaubensvorstellungen als längstvergessene Geschichten, ein anderes als Wahrheiten auf. Die Erfahrungen seines Lebens entscheiden dann darüber, auf welchem Standpunkt es zuletzt als Mann festen Fuß faßt. Und wenn nun — was doch auch eine Möglichkeit ist — die Duboc'sche atheistische „Remedur" nicht anschlägt, so stecken wir so tief, wie heute, in dem theistischen Sumpf. Noch harmloser als an dieser Stelle arbeitet der Atheist am Schlusse seiner „Untersuchungen" mit unsern religiösen Anschauungen. Die Stelle ist so merkwürdig, daß ich sie trotz ihrer Länge hierher setze: „Denken wir einen Augenblick, daß die atheistische Auffassungsweise Form und Gestalt, Kraft und Betonung gewonnen hätte, daß die Hoheit und Würde des Lebens an sich unseren ethischen Betrachtungen, auch in ihrer Anwendung auf das zu bildende Jugendgemüt, ebenso zu Grunde läge, wie ihm jetzt ein sonderbares Gemisch von christlicher Weltverachtung und kluger Weltanpassung zu Grunde liegt, daß jenes Prinzip ferner in unsern gemeinschaftlichen Festen, die sich so leicht und dem natürlichen Gefühl eines Jeden entsprechend auf die Feier des Lebens gründen lassen, sowie in Formen des Kultus eine ausdrucksvolle ästhetische Geltung gewönne, so daß auch der Schlußakt des Lebens, dem entsprechend, nicht mit einem Hinweis auf ein mit erborgtem Lebensschimmer prunkendes Jenseits begangen würde, sondern in dem demütigen Gedanken an das Allen gemeinsame unaufhebbare Gesetz der Vergänglichkeit, — so vermag ich nicht einzusehen, warum unsere Sinnes- und Auffassungsweise von jenem prinzipiellen Standpunkt her nicht einen wesentlich bestimmenden ethischen Gehalt entlehnen könnte. Jetzt freilich, wo alle diese Stützpunkte fehlen und der Einzelne sich die Vermittlung mehr oder minder künstlich erst konstruiren muß, erscheint Vieles der rechten Unmittelbarkeit zu entbehren, die dem, was aus dem Innersten

quillt, niemals fehlen darf. Aber indem wir dies ertragen, weil wir es nicht ändern können, beugen wir uns nur dem Gesetz der Zeit und wir ergänzen, so viel wir können, aus uns selbst, was uns aus dem Ganzen nicht erwachsen kann. Aus der quellenlosen Sandwüste eines Glaubens, der keiner mehr ist, einer Weltanschauung, die keine innere Wahrheit mehr besitzt, pilgern wir aus, um dem Verschmachten zu entgehen und wir suchen das Neue, das uns volle Labung gewähre, mit dem Ruf des Psalmisten: „Wie eine Hindin nach den Wasserquellen, so lechzet meine Seele, o Gott, nach dir! Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott!"

Wenn dies Atheismus ist, so ist es wenigstens ein seltsamer Atheismus. Mit einem solchen Atheisten als Kultusminister der Vereinigten Staaten von Europa könnte ich mich trotz des „sittlichen Bruchs, der zwischen uns unvermeidlich geworden", wie man so sagt, leidlich vertragen. Unter einer einzigen Bedingung. Daß er mir und meinen theistischen Genossen dieselbe Freiheit bewilligt, die er mit seinen Freunden jetzt unter uns genießt; die Freiheit, meinen Theismus so ungestraft bekennen und so ungestraft ausbreiten zu dürfen, wie er und Karl Vogt, Büchner und alle die großen und kleinen Propheten jetzt ihren Atheismus lehren. Ich habe nämlich eine große Achtung vor der Geschichte, ich halte sie für eine bessere und wahrheitsvollere Lehrerin der Menschheit als die Philosophie, und ich sehe aus ihr, daß die einzige atheistische Genossenschaft, die innerhalb der fünftausend Jahre, deren Verlauf wir kennen, die staatliche Gewalt in die Hände bekommen hat, an Unduldsamkeit mit den Jesuiten gewetteifert, ja ihnen den Rang abgelaufen hat. Die Pariser Kommune, die vom 10. August 1792 bis zum März 1794 Frankreich beherrschte, hat gezeigt, daß man trotz der zuckersüßen Reden Duboc's sich mit den Herren Atheisten vorsehen muß. Die zweite

Pariser Kommune im Frühling 1871, gleichfalls Vollblut-Atheisten, setzte das Werk der ersten fort; sie schloß die Kirchen, warf die Hostien in den Kot und ließ die Priester erschießen. Trotz des „ethischen Gehalts des Atheismus“ bestehe ich also darauf, daß Denk- und Lehrfreiheit in dem zukünftigen atheistischen Staate gründlich gesichert werden. Und auch in Duboc selbst schlägt diese Ader der Unduldsamkeit. Wie würde er sonst beständig über das Gesetz der Zeit klagen! Wer hat ihm ein Haar gekrümmt? Niemand kümmert sich darum, ob er seine Kinder zu Atheisten oder zu Christen erzieht; wenn er noch ein Jahrzehnt am Leben bleibt, was ich ihm von ganzem Herzen wünsche, wird er aller Wahrscheinlichkeit nach auf einem konfessionslosen Gemeindekirchhofe einem gestorbenen Freunde eine atheistische Grabrede halten können. Auch das Polizeiverbot der Leichenverbrennung wird dann aufgehoben sein und der Siemens’sche Ofen in dem „Kultus des Atheismus“ wenigstens in Gotha die ihm gebührende Stellung einnehmen. Wenn nun Duboc sich dennoch unbehaglich fühlt, so kann das nur den Grund haben, daß ihm die Freiheit nicht genügt, sondern einzig die Herrschaft.

So wahr und inhaltsvoll diese Betrachtungen dem Verfasser selbst erscheinen — und so weit sie ein individuelles Glaubensbekenntnis enthalten, hat die Kritik selbstverständlich nicht das Geringste mit ihnen zu schaffen — so wenig berühren sie das Wesen des Atheismus. Innerhalb einer religiösen Gemeinschaft stehend, muß der einzelne Atheist wohl oder übel sich den herrschenden Gesetzen fügen. Was er in seinem Geiste denkt, in seinem Herzen empfindet, kümmert Keinen, aber seine Handlungen verfallen dem Gesetz. Unwillkürlich werden seine ethischen Grundsätze sich nach denen seiner Umgebung richten; und wenn der Christ nicht mordet, weil es ihm Gottes Gebot verbietet, und der Atheist Duboc

nicht, wegen der „Hoheit und Würde des Lebens", so ist das Resultat in beiden Fällen dasselbe. Wer noch so kühn in seiner Spekulation vorgeht, hütet sich weislich, das bürgerliche Gesetz zu übertreten; er fürchtet sich nicht vor Gott, sondern vor dem Zuchthaus. In diesem Sinne genommen, bleibt denn freilich der Atheismus eine harmlose philosophische Meinung mehr, so bei Lucretius wie bei Diderot und bei unserm Verfasser. Er brauchte es nicht ausdrücklich zu wiederholen, daß er nur für die Gebildeten redet, der ganze Duktus seines Buches zeugt dafür. Die „demokratische Duzbrüderschaft" ist wie bei Strauß ausgeschlossen; es handelt sich um die auserlesene, wohlhabende, viel lesende und viel schreibende, gelehrte Minderheit. Diese trägt eben ein gewisses Gesetz der schönen Menschlichkeit und einen ethischen Gehalt in sich, die weder von ihrem Glauben noch von ihrem Unglauben jemals berührt werden. Diderot liebt die Tugend wie Fenelon, Spinoza ist in seinem Wandel so rein, wie der heilige Borromäus. Aber die Frage nach dem „ethischen Gehalt des Atheismus" gewinnt eine ganz andere Gestalt, wenn wir ihn aus dem Studirzimmer, von den Theetischen, aus den Salons befreien und auf offenem Markte Tausenden predigen. Welches Sittengesetz würde der Atheismus erzeugen, wenn das ganze Volk einmal atheistisch wäre? Das ist es; nicht, welche Moralgrundsätze der einzelne Atheist in Dresden oder Berlin befolgt. Da sorgt ja schon die christliche Polizei dafür, daß er sich erträglich aufführt. Eine atheistische Gesellschaft aber kann nur bestehen, indem sie das Königtum, das Eigentum und die Ehe vernichtet. Die irdische Verkörperung des Atheismus ist der Kommunismus. Ich bin fest überzeugt, daß sich auch im Kommunismus moralische Grundsätze ausbilden werden, daß es auch in ihm einen „ethischen Gehalt" geben wird, aber beide werden von den

Ansichten Duboc's himmelweit verschieden sein, gerade wie der „ethische Gehalt" Chaumette's und Hebert's nichts mit der Moral Diderot's gemein hat. Die evangelische Freiheit Luther's bedeutete für die Bauern den Umsturz der bestehenden Besitzverhältnisse; die Befreiung vom Joche des Theismus, welche die modernen Atheisten predigen, bedeutet für die Massen den Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung, eine andere Verteilung der Güter. Denn die bloße „Absetzung des lieben Gottes" macht niemand satt, sie bleibt ein sehr mäßiges intellektuelles Vergnügen, da wir uns mit einem unsichtbaren Gegner streiten, mit einem Schatten, der selbst den Sieger noch äfft. Von diesen Dingen hütet sich Duboc wohl, auch nur ein Wörtchen zu sagen, er malt ein Bild in Rosenfarben und scheut sich gar nicht, wenn er diese Farben nicht auf seiner trockenen Palette findet, sie von der des Psalmisten zu nehmen. Nein, da denke ich von dem Atheismus großartiger. Ist es ihm bestimmt, die herrschende Weltanschauung der Zukunft zu werden, so wird er auch eine neue Ordnung, ein neues Sittengesetz, eine höhere Kultur herbeiführen. Er wird nicht wie Duboc jungen Wein in alte Schläuche füllen und den Menschen einreden wollen, eine Revolution der religiösen Anschauungen könnte sich ohne eine Umgestaltung aller Verhältnisse von Grund aus vollziehen. Die heftigsten Stürme und Umwälzungen mögen die Durchführung des neuen Prinzips begleiten; Jahrhunderte der Barbarei eintreten, endlich aber wird es als eine neue Geistessonne am Horizont der Menschheit leuchten, und wie der ethische Gehalt des Christentums größer und tiefer ist, als der des Heidentums und der mosäischen Lehre, so gewiß wird an jenem Tage der Zukunft der ethische Gehalt des Atheismus größer, menschlicher und reiner als der des Christentums sein. Wenn dem Atheismus eine weltgeschichtliche Mission bestimmt

ist, so kann es nur diese sein — und wie weit Anschauungen, Erfahrungen und Stimmungen mich von ihm entfernen, es fällt mir nicht ein, ihm seine Größe und die Möglichkeit seiner Zukunft zu bestreiten.

Ich für meinen Teil glaube freilich, daß die religiöse Bewegung unserer Zeit, die „Selbstzersetzung des Christentums", Schopenhauer's Pessimismus und Duboc's Atheismus an einem anderen Ziele ankommen werden, als die Philosophie sich träumen läßt. Wenn scheinbar alle Philosophen geworden, wird plötzlich etwas wie eine neue Religion auftauchen. So ist es im ersten, so ist es im fünfzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung geschehen. Als das Brahmanentum, innerhalb seines Kreises, beinahe alle religiösen Elemente ausgestoßen hatte und nur noch Philosophie und Spekulation war, erhob sich der Buddha und zwang das Brahmanentum, im Gegensatz zu seiner Lehre, wieder seine Zuflucht zu den populären religiösen Vorstellungen zu nehmen. Ja der Buddha selbst, der zunächst nur eine atheistisch-kommunistische Mönchsgenossenschaft beabsichtigt hatte, ward wider seinen Willen zum Religionsstifter. Thöricht, über Dinge sich den Kopf zu zerbrechen, die sich im besten Falle um das Jahr 2000 ereignen werden. Aber diese Analogien beweisen wenigstens das Eine, daß die Philosophie und die götterlose Weltanschauung bisher noch immer unfähig gewesen sind, aus sich heraus Staat und Gesellschaft zu gestalten. Die Massen, die im Herbst 1793 die Göttin der Vernunft im Triumph durch die Straßen von Paris geführt hatten, feierten im Juni 1794 das Fest des höchsten Wesens und liefen 1795 zu den Kartenschlägerinnen, in die theosophischen Vereine, in die Kirchen. Duboc ist so verständig, auch von seinem Atheismus keine großen praktischen Resultate zu erwarten. Es bleibt eben Alles im Großen und Ganzen

beim Alten. Aber er hat sich das Herz freigeschrieben, er hat sich gleichsam selbst durch seine „Betrachtungen“ bewiesen, daß man ein „Leben ohne Gott“ führen und doch ein vortrefflicher Mensch im Sinne des bestehenden Sittengesetzes sein könne. Dagegen ist nichts einzuwenden, „singe, wem Gesang gegeben.“ Klingt es mir nüchtern, vielleicht klingt es meinem Nachbar bedeutsamer. Warum soll ich ihm die Freude verderben? Und so sei das Buch Duboc's allen „gebildeten“ Atheisten und Solchen, die es werden wollen, als Erbauungsbuch empfohlen. Erbauung — so weit eben dieser Begriff bei den Verächtern der Religion noch anwendbar ist, vor mystischen Tiefsinn oder dithyrambischen Schwunge brauchen sie sich nicht zu fürchten; es geht bei Duboc alles natürlich zu.

Das Urchristentum.

Februar 1888.

Seit etwa hundertundzwanzig Jahren, seit Voltaire's und Gibbon's Geschichtswerken, sind die Anfänge und die ersten Entwickelungen des Christentums, über den Kreis der theologischen Forschung hinaus, Gegenstand der Betrachtung und der Theilnahme der Historiker und der Philosophen geworden. Welche Förderung diese Studien in unserer Zeit durch David Friedrich Strauß und Renan, durch Keim und Hausrath erfahren haben, ist allbekannt. Wenigstens die Kenntnis dieses Teils der Kirchengeschichte gehört fortan zu der allgemeinen Bildung auch der Laienwelt. Die Vorstellung einer blos kirchlichen Genossenschaft, einer ausschließlich religiösen Gemeinschaft, die man so lange für die ersten christlichen Gemeinden festgehalten hat, weicht immer mehr zurück, ebenso stark wie das religiöse Element, offenbart sich das soziale im Urchristentum, ebenso mächtig wie die Hoffnung auf die unmittelbar bevorstehende Wiederkunft Christi und die Neugestaltung aller Dinge, hat die Aussicht auf Unterstützung und Krankenpflege, die Versorgung der Wittwen und Waisen zur Ausbreitung der neuen Lehre beigetragen. „Für Keinen, der die Menschen kennt," sagt Otto Pfleiderer, „kann ein Zweifel darüber bestehen, daß in der ältesten Gemeinde der Christen nächst dem frommen Glauben und Hoffen auf den Messias Jesus die genossenschaftliche Bethätigung der

Bruderliebe in weitgehender Gütergemeinschaft und in gemeinsamen Mahlzeiten das wesentlichste Band des Zusammenhalts gewesen sein wird." Was hier von der Gemeinde in Jerusalem gesagt ist, gilt für die Anfänge aller christlichen Gemeinden. Nur daß der Sozialismus, der für die verhältnismäßig kleine und arme Gemeinde in Jerusalem sich leicht bis zu den äußersten Konsequenzen durchführen ließ, in den ungleich zahlreicheren und wohlhabenderen Gemeinden in Antiochia und Ephesus, in Korinth und Rom der Natur der Sache nach sich bald zur Wohlthätigkeit und Armenpflege abschwächte. Bis zur Zeit des Constantin ist das Christentum fast ausschließlich eine Stadtreligion; wie die moderne Sozialdemokratie an die Fabrikarbeiter, richtet es sich an die unteren Schichten der städtischen Volksklassen, an die Sklaven, die Freigelassenen, die kleinen Leute; unter den Bauern zählt es wie unter den Soldaten und der Beamtenschaft nur wenige Anhänger, in die eigentliche Bildungssphäre der antiken Welt ist es erst gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts eingedrungen.

Otto Pfleiderer hat in seinem trefflichen Buche: „Das Urchristentum, seine Schriften und Lehren" (Berlin, Georg Reimer), wie richtig er auch die soziale Seite der religiösen Bewegung erkennt und in ihrer grundlegenden Bedeutung würdigt, doch aus dem Wesen und der Fülle seiner theologischen Studien heraus den Hauptton seines Werkes auf die kritische Untersuchung der neu-testamentlichen Schriften, ihres Inhalts und ihrer Entstehung, auf die Darlegung der in ihnen waltenden theoretischen Gegensätze gelegt, welche die Entwickelung des Urchristentums von dem Tode Jesu bis zur Mitte des zweiten Jahrhunderts bestimmt haben. Das Buch ist gleich ausgezeichnet durch seine tiefe und umfassende Gelehrsamkeit, wie anziehend durch seine lichtvolle Darstellung.

Es richtet sich keineswegs nur an Theologen und Kirchenhistoriker, jeder Gebildete, der eine gewisse Belesenheit in den Schriften des neuen Testaments mitbringt, wird es mit Anteil und Genuß lesen und neben der mannigfachsten Belehrung im Einzelnen wird er von der Innerlichkeit, dem Glauben und den Hoffnungen der urchristlichen Gemeinden eine Gesammtvorstellung gewinnen. Mit großer Klarheit stellt sich uns das Bild des geistigen Lebens dar, das in ihnen pulsirte: der Gegensatz zwischen den Judenchristen, die mit zäher Hartnäckigkeit und erregter Leidenschaft an ihrem Gesetz festhielten, und den Heidenchristen, die auf die Lehre des Paulus gestützt die Beschneidung und die mosaischen Gesetze, Fasten und Speiseverbote verwarfen, wird eingehend und scharfsinnig durch seine verschiedenen Stufen und Schattirungen verfolgt, bis er sich allmählig in den Gemeinden, mit der beständig wachsenden Mehrheit der Heidenchristen und den nach dem letzten jüdischen Aufstand des Barkochba immer seltener werdenden Übertritten der Juden zu der neuen Lehre, völlig verflüchtigt und in das Allgemeinbewußtsein des Christentums als ein Moment seiner Entwickelung, sowohl für die Ausbildung des Dogma's als für die Gestaltung der Kirche, versinkt. Ich vermag nur die Resultate der eingehenden und geistvollen Forschungen Pfleiderer's anzudeuten, die Kritik muß den Fachgenossen überlassen bleiben: mir fehlt dazu mit der feineren Kenntnis dieser Dinge auch jener subtile theologische Verstand, ohne den diese Spitzfindigkeiten des Geistes von der Rechtfertigung und der Gnadenwahl, von dem Gesetzesfluch und dem stellvertretenden Sühnetod weder recht begriffen noch gewürdigt werden können.

Nach einer kurzen Einleitung, in der die Auferstehungsgeschichte Christi und die Bildung der Gemeinde zu Jerusalem geschildert und erläutert werden, wendet sich Pfleiderer der

mächtigen Gestalt des Paulus zu. Er bringt dem Heidenapostel mit der wärmsten Sympathie auch das reifste Verständnis seiner Theologie entgegen, der ein ganzer Abschnitt gewidmet ist: mit Recht, da Paulus ebensowohl der Ausbreiter des Christentums in der heidnischen Welt wie der Begründer seiner Dogmatik ist. Ohne ihn wäre das Christentum als jüdische Sektenlehre verkümmert und im besten Falle eine Schulmeinung geblieben wie die Theosophie Philo's in Alexandrien. Als echt von den unter dem Namen des Paulus im Neuen Testament gesammelten Briefen erkennt Pfleiderer den Brief an die Galater, den ersten Brief an die Thessalonicher, die beiden Briefe an die Korinther, den Brief an die Philipper und den Brief an die Römer an, ihre Abfassungszeit fällt ungefähr in die zehn Jahre von 52 bis 62. Der zweite Abschnitt behandelt die Apokalyptik: die Bücher Daniel und Henoch, die Apokalypse des Johannes und die Paulinische Apokalypse in dem zweiten Kapitel des zweiten Briefes an die Thessalonicher. In dem Glauben und in den Hoffnungen des Urchristentums spielt die Wiederkunft des Herrn die entscheidende Rolle. Vielleicht wäre ohne diese feste und unerschütterliche Erwartung die Gründung des Christentums unmöglich gewesen. Wie die Juden von dem Messias die Wiederherstellung des Davidischen Reiches, erwarteten die Armen und die Verlassenen von Christus die Neuordnung aller Dinge, das Reich Gottes, das himmlische Jerusalem, wo „Gott abwischen wird alle Thränen von ihren Augen." Historisch festzustellen sind die Äußerungen Jesu, die zu dieser seltsamen Hoffnung Veranlassung gaben, in keiner Weise, aber sie müssen so bestimmt gelautet haben, daß sie bis zu der Regierung des Trajan der feste Ankergrund des christlichen Glaubens wurden. Die politischen Ereignisse der Zeit kamen diesen Vorstellungen von einer Weltrevolution

in phantastisch bewegten und abergläubischen Gemütern bis zu einem gewissen Grade entgegen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Brand Rom's, der Untergang Nero's, die Bürgerkriege nach seinem Tode, das Gerücht von seiner Wiederkunft aus dem Reiche der Parther, die Gräuel des jüdischen Krieges, die Zerstörung Jerusalems, der Übergang der Reichsgewalt an Vespasian, an den König, der aus dem Osten kömmt, den tiefsten Eindruck gerade auf die Volksmassen in den Städten machten und den Christen als Bestätigungen der Weissagungen ihrer Lehrer, als die Vorboten des Tages erschienen, wo der Menschensohn auf den Wolken des Himmels nahen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten. Als Niederschlag dieser Meinungen, Anschauungen und Stimmungen ist für uns die Offenbarung des Johannes geblieben. Pfleiderer weist in ihr sehr verschiedene Bestandteile nach: der älteste, durchaus jüdischen Ursprungs, ist wenige Monate vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben, daran reihen sich Prophezeiungen und Gesichte aus der Zeit Domitian's, die einleitenden Kapitel gehören der Regierung Trajan's an.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit den Geschichtsbüchern des Urchristentums: den drei synoptischen Evangelien und der Apostelgeschichte. Hier hat Pfleiderer ein Meisterstück scharfsinniger und einschneidender Kritik geliefert. Es handelt sich um die Stellung des Evangeliums nach Matthäus. Daß wir in dem Markus-Evangelium das erste ursprüngliche Evangelium besitzen, ist seit Holtzmann's Untersuchungen, die 1863 veröffentlicht wurden, ziemlich allgemein anerkannt worden. Auch den Laien wird, wenigstens aus der Schilderung der letzten Tage Jesu, von seinem Einzuge in Jerusalem bis zu seinem Tode, ein Hauch der Unmittelbarkeit und des lebendig Miterlebten entgegenwehen, der den andern Evangelien fehlt. Als Verfasser gilt Johannes Markus, dem wir

öfters in der Apostelgeschichte begegnen und der mit Paulus die Gefangenschaft in Cäsarea teilte; in dem Hause seiner Mutter Maria hielt die christliche Gemeinde in Jerusalem zuweilen ihre Versammlungen: so an dem Abend, als Petrus wunderbar aus dem Kerker des Herodes befreit wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Markus jener Jüngling war, von dem es im Evangelium, bei der Verhaftung Jesu durch die Wache des Hohenpriesters, heißt: „Und es war ein Jüngling, der folgte ihm nach, der war mit Leinwand bekleidet auf der bloßen Haut, und die Wächter griffen ihn. Er aber ließ die Leinwand fahren und floh bloß von ihnen.“ Bei Jesu Tode ein Jüngling, zählte Markus etwa fünfundfünfzig bis sechzig Jahre, als er sein Evangelium um die Zeit der Belagerung, vielleicht sogar erst unmittlbar nach der Zerstörung Jerusalems schrieb. Die zweite Stelle wies die Kritik dem Evangelium nach Matthäus an, manche Forscher neigten sich zu der Ansicht, der Evangelist habe eine noch über das Markus-Evangelium hinausreichende Spruchsammlung des Herrn benutzt, die der Apostel Matthäus aufgezeichnet, die Zeit der Abfassung verlegte man in die letzten Jahre Domitian's. Diese Stellung des Matthäus-Evangeliums erschütterte zuerst Volkmar in seinem Buche „Markus und die Synopse der Evangelien“ 1876; in dem weiteren Ausbau und der tieferen Begründung dieser Untersuchungen hat Pfleiderer nun nachgewiesen, daß dies Evangelium eine Umarbeitung aus Markus und Lukas ist, nicht ohne manche freie Zuthat des Schriftstellers, nicht ohne die Aufnahme von Alters her in den Gemeinden fortlebender Sprüche,. Äußerungen und Gleichnisse, die auf den Herrn zurückgeführt wurden. Er nennt es das vorzugsweise katholisch-kirchliche Evangelium; „Dogma, Moral, Kirchenverfassung der werdenden katholischen Kirche“, sagt er, „zu allem finden sich die

Ansätze in diesem Evangelium", und er betont in dieser Hinsicht „die trinitarische Taufformel; die Christuslehre, in welcher der Sohn David's und Abraham's friedlich zusammengedacht ist mit dem wahrhaftigen übernatürlichen Gottessohn; die Heilslehre, nach der alle Zutritt zur Christusgemeinde haben, so aber, daß nur diejenigen des Heils teilhaftig werden, welche sich mit dem hochzeitlichen Kleid der Rechtthaten der Heiligen schmücken." „Katholisch", schließt er seinen Hauptsatz, „ist die Moral, nach welcher das ascetische Leben in freiwilliger Armut und Ehelosigkeit schon als höhere Vollkommenheit gilt; katholisch ist endlich die dem Petrus zugesprochene Bedeutung als Fundament der allgemeinen Kirche und Inhaber der Schlüsselgewalt, dessen Binden und Lösen zum Voraus im Himmel sanktionirt ist." Aus all diesen Anschauungen und Vorbedingungen, aus der Abhängigkeit des Werkes von dem Lukasevangelium und der Offenbarung des Johannes „ist die Entstehung des Matthäusevangeliums nicht vor Hadrian anzusetzen und zwar eher im vierten als im dritten Jahrzehnt": also mit einer ungefähren Zahl um das Jahr 135. Dadurch rückt die Entstehung dieses Evangeliums in die Zeit, in der das Johannesevangelium geschrieben ward, „wie weit auch die Kreise, in denen sie entstanden, auseinander lagen." Meine geringe Kenntnis reicht nicht dazu aus, Pfleiderer's Behauptung zu bekräftigen oder zu widerlegen: ich erlaube mir nur den Gefühlseinwand eines naiven Lesers. So lange ich der geistvollen Auseinandersetzung Pfleiderer's aufmerksam folge, liege ich im Bann seiner Sätze, Schlüsse und Beweise und kann mich der überzeugenden Macht derselben nicht entziehen, lese ich aber darauf in dem Evangelium des Matthäus, so empfange ich wenigstens daraus einen Eindruck des Altertümlichen und phantastisch Traumhaften, dem gegenüber mir die pragmatische Darstellung des Lukas nüchtern erscheint.

Aus den Reden Jesu im Matthäusevangelium klingt es mir wie ein Echo der Wirklichkeit entgegen, trotz aller Zusätze, die der Schreiber gemacht hat: ein Echo, das im Lukasevangelium schon ganz verhallt ist. Sehr möglich, daß ich mich einer Gefühlstäuschung hingebe, aber wie groß muß dann die Kunst des Schriftstellers sein, der sie hervorzuzaubern versteht! In der Anordnung der drei synoptischen Evangelien: Matthäus, Markus und Lukas — einer Reihenfolge, durch die sie doch wohl auch das Alter, die Entstehungszeit eines jeden andeuten wollte — hat die alte Kirche schwerlich eine große kritische Befähigung bewiesen, um so richtiger ist darin die Empfindung zum Ausdruck gekommen, die den Leser bei der Lektüre derselben erfüllt. Das historisch Thatsächliche oder auch nur Wahrscheinliche in den drei Evangelien ist ja, so wie wir uns aus dem Bereich des Mythischen, der Weissagungen und des Offenbarungsglaubens entfernen, außerordentlich gering: der Reiz der Erzählung ist Alles und unwillkürlich giebt jeder Leser, da dieselben Geschichten mit geringen Wandlungen und Ausschmückungen bei allen drei Evangelisten wiederkehren, demjenigen den Preis, der ihn am tiefsten zu rühren und am reinsten in die Märchenstimmung zu versetzen weiß. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß aus dieser Betrachtung das dogmatische Element ganz herausfällt. Mit den Evangelien als Grundlagen der christlichen Glaubenslehre hat sie nichts zu schaffen, sondern sieht in ihnen Geschichtsbücher, wie in dem Werke des Herodot oder in den römischen Stadtsagen des Livius.

Wenn das Matthäus-Evangelium in der Zeit Hadrian's entstanden ist, so ergiebt sich als Zeit der Abfassung des Lukas-Evangeliums und der Apostelgeschichte die letzte Hälfte der Regierung Trajan's. Beide rühren von demselben Verfasser her; ihm lag bekanntlich für die Missionsreise des Apostels

Paulus nach Macedonien und Griechenland und dessen letzte Reise nach Jerusalem, sowie für seine Überführung von Cäsarea nach Rom der Bericht eines Begleiters vor, den er wiederholt wörtlich in sein Buch aufgenommen hat: es sind die mit „wir" erzählenden Schilderungen der Apostelgeschichte. „War der Urheber dieser Quelle", sagt Pfleiderer „Lukas, so erklärt sich hieraus am einfachsten, wie die kirchliche Überlieferung dazu kommen konnte, das Doppelwerk, in welches die Lukasquelle verarbeitet war, für ein Werk des Lukas selbst auszugeben und damit wenigstens mittelbar es unter apostolische Autorität zu stellen, dem kirchlichen Brauche gemäß." Auch dem Laien müssen bei der Lektüre der Apostelgeschichte die Umständlichkeit der Beschreibung, die Zurückhaltung jedes schärferen Wortes, die Versuche, die Römer zur Duldung der neuen Lehre zu bestimmen, überall da auffallen, wo der Apostel Paulus mit den römischen Behörden in Berührung kömmt. Man hat die Empfindung, daß der Verfasser aus Verhältnissen und Stimmungen heraus schrieb, in denen die Vertheidigung des Christentums vor der römischen Obrigkeit eine Hauptsorge für alle Gemeindeglieder, in erster Reihe für die Presbyter und die Diakonen geworden war. Zum ersten Male aber wurden in einem ordentlichen Gerichtsverfahren, mit Anklage, Verhör und Vertheidigung, kleinasiatische Christen über ihre Religion unter dem Kaiser Trajan von der Staatsgewalt vernommen; von jener Zeit an bildete das Verhältniß des Christentums zu dem römischen Staate eine der Lebensfragen der Gemeinden. Schon aus diesem Grunde wird man die Entstehung der beiden Lukasschriften mit einiger Sicherheit in das zweite Jahrzehnt des zweiten Jahrhunderts setzen können. Als Ort, wo die Apostelgeschichte niedergeschrieben wurde, giebt Pfleiderer Ephesus an: einmal wegen des breiten Raumes, den Ephesus darin einnimmt, und dann wegen der Ver-

wandtschaft, die sie „in ihrer ganzen Lehr- und Sprachweise mit den deuteropaulinischen Schriften verrät, welche ohne Zweifel größtenteils aus Kleinasien stammen, wie schon aus den Adressen des Kolosser- und Epheserbriefes und aus dem vorausgesetzten Schauplatz der Wirksamkeit des Timotheus und Titus zu erschließen ist."

Von den Geschichtsbüchern wendet sich die Untersuchung in den beiden letzten Abschnitten des Buches — der vierte ist „christlicher Hellenismus", der fünfte „antignostischer Katholicismus" überschrieben — der christlichen Theologie, Ethik und Spekulation zu. Alle christliche Theologie knüpft an Paulus an. Die Reden Jesu enthalten wohl das tiefste religiöse Gefühl und eine unvergleichliche moralische Erhebung des menschlichen Herzens zum Guten, aber kein theologisches Atom. In ihnen ist eine Mystik der Empfindung, aber keine Mystik des Intellekts. Diese ist erst durch Paulus in das Christentum hineingebracht worden. Aus der Natur und der Not seiner Persönlichkeit heraus, da er sich selbst aus dem Zwiespalt erlösen wollte, in den er, der Pharisäer, durch seinen Abfall von der alten Lehre geraten war. Der Gegensatz, in dem er sich zu den ersten Jüngern Jesu, den Aposteln, und der ganzen Christengemeinde zu Jerusalem befand, trieb den leidenschaftlichen, wanderlustigen, bekehrungseifrigen Mann in die heidnische Welt. Seine Kenntniß der griechischen Sprache, sein römisches Bürgerrecht gaben ihm hier vor den Aposteln, die vermutlich nur den aramäischen Dialekt sprachen und als arme Juden in keiner Weise auf Rücksicht bei den römischen Beamten rechnen durften, einen mächtigen Vorsprung. Wo er nun in den Synagogen auftrat, begegneten ihm die Juden als einem Abtrünnigen, wenn nicht von vornherein mit Feindseligkeit, doch mit Mißtrauen, wogegen ihn die heidnischen Proselyten, die sich zu dem jüdischen Glauben an einen Gott,

den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde, hingezogen fühlten, mit Begeisterung aufnahmen. Das Evangelium, das er ihnen predigte, bot ihnen eine stärkere und nähere Hoffnung auf Unsterblichkeit und eine Umgestaltung der Welt als die jüdische Lehre und hatte nichts Ausschließliches, Häßliches und Fremdartiges wie das mosaische Gesetz, dem sie sich unterwerfen sollten, um der Verheißungen Jehovah's theilhaftig zu werden. Den Heiden war das jüdische Gesetz mit seinen Ceremonien, seinen Speiseverboten, seiner Sabbathfeier und seinen Fasten lästig und als das Gesetz einer fremden Rasse verhaßt. Da sie keine gemütliche Beziehung zu ihm hatten, genügte ihnen die äußerliche Befreiung von demselben, die ihnen die Predigt des Paulus brachte, vollkommen. Um Christen zu werden, brauchten sie nicht jüdische Gesetze zu befolgen, um in das Himmelreich zu gelangen, nicht durch die jüdische Pforte zu schreiten: nur dies entnahmen sie aus seiner Lehre. Nach einer tieferen Begründung fragten die einfachen Leute, um deren Bekehrung es sich in jener Zeit überhaupt nur handelte, nicht: dem schlichtesten Verstande war es klar, das mit dem Ballast des mosaischen Gesetzes beladen das Evangelium nicht bis zu den Enden der Welt getragen werden konnte. Dazu war der Rassenhaß zwischen Griechen, Römern und Juden viel zu tief. Paulus hingegen bedurfte einer theoretischen Befreiung vom Gesetz, als Kind, Knabe und Jüngling war er mit dem Gesetz und den Propheten verwachsen gewesen, die Rechtfertigung vor Gott, nach der es ihn verlangte, war zugleich eine Rechtfertigung seines Abfalles vor seinem eigenen Gewissen. Aus seiner Lage, wie aus seiner Eigenart und Gemütsbeschaffenheit erklärt sich seine Spekulation. Pfleiderer zeigt, wie sich in dieser die Ansichten und Anschauungen der Pharisäer mit denen des alexandrinischen Hellenismus in dem Buche der Weisheit und

den Schriften Philo's vermischen. Die vielfachen und unvermeidlichen Beziehungen, in die gelehrte Juden in Alexandrien mit den griechischen Rhetoren, Philosophen und Lehrern gerieten, hatten Philo zu den Schriften des Plato geführt und allmählig für seine Ideenwelt begeistert. In wunderlichen Büchern hatte er eine Verquickung des Jehovahglaubens mit der Philosophie Plato's unternommen. Fanden diese Schriften auch in Palästina keinen Anklang, so waren sie doch unter den Juden und den Proselyten in der Heidenschaft um so verbreiteter; ich vermute vor Allem darum, weil sie eine Art Bindeglied zwischen der heidnischen Kultur und dem jüdischen Schrifttum bildeten: in ungleich stärkerem Grade sollten sie es für Heidentum und Christentum werden.

Die erste theologisch-dogmatische Frage, welche die Gemeinden nach dem Zeugnisse der Briefe an die Korinther und die Galater bewegt, aufgewühlt und zerrüttet hat: ob der Christ das jüdische Gesetz erfüllen müsse, um das Bürgerrecht im himmlischen Jerusalem zu gewinnen? hatte mit dem Tode des Paulus ihr persönlich reizendes und verbitterndes Moment verloren und war nach der Unterdrückung des jüdischen Aufstandes gegenstandslos geworden. Nach der Zerstörung Jerusalems konnte an die Menge der Heiden nicht mehr im Ernst die Forderung gestellt werden, sich den Sitten und Gebräuchen eines gehaßten und verachteten Volkes, dessen Ausschließlichkeit und Gesetzesstolz eine so furchtbare Niederlage erlitten, anzubequemen. Fortan handelte es sich in den Christengemeinden einzig um die Hinüberführung des alten Testaments, in dessen Gottesglauben, Schöpfungsgeschichte, Hymnen und Prophezeiungen man die Grundlage der neuen frohen Botschaft erkannte, in die christlichen Anschauungen und das christliche Bewußtsein. Die Theosophie Philo's ausbildend fingen christliche Schriftgelehrte an, die Geschichten des alten Testa-

mentes als Allegorien zu erklären und hinter seinen praktischen Vorschriften geistige Beziehungen zu suchen. Schon der Brief an die Hebräer — Pfleiderer setzt ihn in die Zeit zwischen 95 und 115 — sieht in den priesterlichen Einrichtungen der Juden „objektive Typen der höheren christlichen Wahrheit.“ In dem Brief des Barnabas wird Alles im alten Testament bis auf die Zahl der Knechte Abraham's, 318, herab zum Sinnbild. Je mehr sich die Bekehrung in dem griechischen Heidentum ausbreitete und von dem Judentum abwandte, desto stärker wirkten hellenistische Gedanken, allen andern voran die Platonischen Ideale, zu der spekulativen Ausgestaltung des Christentums mit. Der eigentliche Sitz des Christentums war damals Kleinasien, nicht annähernd hatte die römische Gemeinde schon die Bedeutung, die sie am Anfang des dritten Jahrhunderts besaß, und auch in ihr überwogen damals noch die griechisch Redenden die eingeborenen Römer und Italiker. Aus Ephesus stammen eine größere Anzahl neutestamentlicher Schriften, aus den Landschaften Pontus und Bithynien werden die ersten Prozesse gegen die Christen berichtet. Die Verschmelzung hellenistischer und christlicher Ideen mußte auf diesem Boden leichter als auf jedem andern sein, wo schon so viele Götter und Dämonen, Kulthandlungen und Mysterien, Weissagungen und Orakel sich begegnet waren, sich mit einander verbunden und Wesen und Namen umgetauscht hatten. Diese Verknüpfung der oberen Welt Plato's mit der Zukunftswelt der Christen stellte sich grüblerischen Köpfen und empfindsamen Seelen als ein harmonischer Ausgleich „zwischen der griechischen Weltweisheit und der hebräischen Gottesweisheit“ dar und befriedigte, möchte ich den tiefsinnigen Auseinandersetzungen Pfleiderer's hinzufügen, die unausrottbaren Bedürfnisse hellenistischer Bildung, die zweifellos in den Bewohnern von Ephesus und Milet, von Antiochia und Korinth

größer waren, als bei den galiläischen Fischern und den Kleinbürgern Jerusalems. Diese Spekulation der Gottesgelehrten befreite auf der einen Seite den Glauben an den einen unsichtbaren Gott von allen Volks- und Gesetzesschranken, mit denen er in dem alten Testament behaftet war, und raubte auf der andern der Gestalt Jesu allmählig jede festere geschichtliche Menschlichkeit. Immer mehr verdünnte sich seine Leiblichkeit zu einem bloßen Scheinleib; in dem Brief an die Kolosser, dem Pfleiderer neben dem Hebräerbrief eine hervorragende Rolle in der Entwickelung des christlichen Hellenismus zuschreibt, ist Christus der uranfängliche Grund und Zweck der Welt, in dem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt. Für den Unbefangenen aber offenbaren sich in diesen Schriftstücken, den Briefen an die Hebräer, die Kolosser und Epheser, in dem ersten Brief des Clemens an die korinthische Gemeinde und in dem Briefe des Barnabas, leider nicht nur Schwärmereien, Spitzfindigkeiten und Phantasièn, die unschuldig sind, weil sie Niemand hindern, anderen Vorstellungen nachzuhängen, sondern auch die Anfänge jener Verketzerungssucht, jener haarspaltenden Wort- und Buchstabenklauberei und jener theologischen Wuth, welche die Geschichte der christlichen Kirche so blutig und so fratzenhaft entstellt haben. In diesen hier noch rein litterarischen Angriffen gegen anders Denkende schlummern die Scheiterhaufen, die Albigenserkriege und die Bartholomäusnacht, in diesen Spekulationen alle Streitigkeiten über die Stellung des Sohnes zum Vater, über das Wesen des Sohnes, über die beiden oder die eine Natur, über den Doppel- oder über den einfachen Willen in ihm. Das Johannes-Evangelium ist der glänzendste und höchste Gipfel dieses christlichen Hellenismus der nachapostolischen Zeit.

Dem Johannes-Evangelium spricht Otto Pfleiderer in seiner eingehenden Untersuchung jeden historischen Wert ab,

er reiht es darum auch nicht in die Geschichtsbücher, sondern in die Lehrbücher des Urchristentums ein, als „die reifste und gehaltreichste Frucht der vom Hebräerbrief ausgegangenen Entwickelung der hellenistischen Lehrbildung". Nicht nur die abenteuerlichen Wunderberichte und die Reden Jesu: die ganze Führung der Geschichte und jeder einzelne Zug darin, der an Historisches anzuklingen sucht, entfernen sich von der Wirklichkeit und der Wahrheit. Einen schlagenden Beweis dafür will ich aus Pfleiderer's Abhandlung anführen. Johannes nennt bei der Verurtheilung Jesu den Kaiphas „den Hohenpriester jenes Jahres" und deutet damit an, daß er das jüdische Hohepriestertum für ein alljährlich wechselndes hält. In völliger Unbekanntschaft mit den Verhältnissen in Jerusalem überträgt er die kleinasiatische Sitte, die er von Ephesus her genau kannte: von Jahr zu Jahr einen Hohenpriester für den neuen Tempel des Kaiserkultus zu bestellen und nach ihm in der Provinz Asia das Jahr zu benennen, auf das jüdische Hohepristertum. Das geschichtliche Material, dessen ein Bericht von dem Leben und Leiden, den Reden und Wundern des Heilands doch nun einmal nicht entbehren konnte, entnahm der Erzähler in erster Reihe aus dem Evangelium des Lukas, in zweiter aus dem Evangelium des Markus und dem Evangelium der Hebräer. Wie Johannes kunstvoll aus einzelnen Notizen, Daten und Namen, die er bei Lukas vorfand, eine Geschichte zusammenzusetzen verstand, hat Pfleiderer überzeugend in der Legende von der Erweckung des Lazarus gezeigt. Geschrieben ward das Johannes-Evangelium nach ihm in der Zeit zwischen 135 bis 150. Über den Verfasser entscheidet sich Pfleiderer dahin: „Der Evangelist hat sich zwar nicht unmittelbar selbst für den Apostel Johannes ausgegeben, aber er hat seinen Geistesverwandten und Vorgänger, den Apokalyptiker Johannes, mit dem Apostel identifizirt und sich

selbst mit diesem apostolischen Geisteszeugen in so enge Verbindung gesetzt, daß die Vollziehung auch nach dieser weiteren Identifikation für einen Dritten nahe genug gelegt war. . . War aber einmal das Evangelium unter dem Namen des Apostels aufgekommen, so verstand es sich von selbst, daß man seine Entstehungszeit so nahe wie möglich an die der Apokalypse hinaufdatirte und daß man den Apostel Johannes, als den vorausgesetzten Verfasser beider Werke, nach Ephesus versetzen und so lang wie möglich dort leben und lehren lassen mußte."

Das Johannes-Evangelium ist aus zwei Wurzeln entsprungen: der christlichen Lehre und Überlieferung und den paulinischen Briefen hier und der Philosophie Philo's dort. Wie der Logos Philo's oder die Weisheit Gottes zwischen der unsichtbaren Gottheit und der irdischen Welt vermittelt, so ist der eingeborene Sohn Gottes, der schon vor der Weltschöpfung vorhanden war, der Mittler zwischen dem Vater und dem Teil der Menschheit, der an ihn glaubt. „Der johanneische Christus ist nicht ein eigentlicher Mensch, der von der Erde her ist, sondern wesentlich der göttliche Logos oder Gottessohn vom Himmel", sein Menschenleib ist nur eine „Zeltwohnung", die er abstreift, um in seine eigentliche Heimat, den Himmel, hinaufzusteigen. Diejenigen nun, die an ihn glauben, sind Gotteskinder und der Seligkeit teilhaftig, die Masse der Übrigen aber, die sich gegen seine Lehre verstocken, Kinder des Teufels und zur Finsterniß verurteilt. Solche Anschauungen und Vorstellungen greifen schon in die Gnosis hinüber, deren Bekämpfung durch die johanneischen Briefe, die Briefe an Timotheus und Titus, den zweiten Brief des Petrus, den Brief des Jakobus und andere nicht in die Sammlung des neuen Testaments aufgenommene Schriften in dem fünften und letzten Abschnitt des Pfleiderer'schen

Werkes geschildert wird. Die Wanderung durch dies Labyrinth voll Schwärmereien, Verzückungen und Aberglaubens, das „christliche Gnosis“ genannt wird, bleibe den Theologen überlassen: ich habe keinen Ariadnefaden dazu. Wenn Pfleiderer die Gnosis als „eine Entwickelungskrankheit des jungen Christentums“ bezeichnet, so mag er ja, was den Inhalt der Lehren des Basilides, des Valentin, des Karpokrates und des Marcion betrifft, Recht haben, der Urkeim indessen, aus dem diese Bewegung entsproßte, ist auch heute noch im Christentum wirksam und aus seinem Wesen unausrottbar. So lange die christliche Kirche besteht, hat es in ihr gehässige Streitigkeiten über Übersinnliches und Jenseitiges, gegenseitige Verfluchungen und Verfolgungen, Ketzer und Sekten gegeben, und es ist nicht abzusehen, daß sich dies jemals ändern werde.

Wenn man die Fülle der in unserem neuen Testamente vereinigten Schriften betrachtet, die in dem einen Jahrhundert von 50 bis 150, um ungefähre Grenzen zu stecken, verfaßt wurden, so fragt man sich unwillkürlich, für welches Publikum waren sie bestimmt? Wer waren diese Galater, Römer, Korinther, Epheser, an die Paulus, Markus, Lukas und Johannes schrieben? Welche Hoffnungen die Schreibenden von der Ausbreitung des Evangeliums hegen, wie groß und weit sie sich auch ihren Leser- und Zuhörerkreis in der Zukunft vorstellen mochten, zunächst waren sie doch an ein beschränktes, ihnen bekanntes Publikum gebunden. Shakspeare schrieb seine Schauspiele für sein Londoner Publikum, nicht für seine Erklärer, für Ulrici oder Gervinus. Gerade so dachten die Verfasser der Evangelien und der Briefe an ihre Hörer und Leser, nicht an ihre Ausleger im neunzehnten Jahrhundert. Wie groß war diese Zuhörerschaft? Als Konstantin sein Toleranzedikt verkündigte, in den Jahren 312 und 313, gab es in dem ganzen römischen Reich nach Gibbon etwa fünf

bis sechs Millionen Christen, nach Theodor Keim fünfzehn Millionen. Die höhere Zahl scheint auch mir die wahrscheinlichere: sie würde in der auf hundert Millionen berechneten Einwohnerzahl des Weltreichs noch kein Sechsteil ausgemacht haben. Aber damals gab es in Spanien, Frankreich, Britannien, in Italien und Nordafrika blühende Christengemeinden und zahlreiche Bischofssitze, der mittlere Bürgerstand war fast in allen Städten dieser Länder dem Christentum gewonnen. Von alledem konnte um das Jahr 150 noch nicht die Rede sein. Über Rom hinaus war das Christentum nur mit wenigen Bekennern in die lateinisch sprechenden Völkerstämme vorgedrungen. Der Mangel einer christlichen Schrift in lateinischer Sprache, noch ein Menschenalter später, ist der unwiderlegliche Beweis dafür. Vor Tertullian und Minucius Felix hat kein Christ in lateinischer Sprache geschrieben. Unser neues Testament richtete sich an griechisch redende Männer und Frauen, an die Gemeinden in Kleinasien, Syrien, Griechenland, Rom und Alexandria. Wenn man die Zahl der Christen unter der Regierung des Hadrian und des Antoninus Pius darnach auf etwa 400 000 schätzt, wird man ihre denkbar höchste Zahl getroffen haben. Unter ihnen mochten einige wohlhabende Leute, einige reiche Wittwen sein, auch der eine und der andere gelehrte Jude, einzelne griechische Sophisten und Rhetoren mochten sich aus innerem Drang und in lebendiger Glaubensergriffenheit oder auch nur aus Sucht nach dem Neuen, aus der Unruhe ihres Geistes oder der Eitelkeit ihres Herzens, eine Rolle zu spielen, den Gemeinden angeschlossen haben, aber die Unbildung im weltlichen Sinne und die Armut überwog ohne Zweifel unter den Genossen. Die Wenigsten von ihnen konnten lesen, noch Wenigere waren imstande sich eine Handschrift zu erwerben oder sie abzuschreiben. In den Buchhändlerläden lagen die evan-

gelischen Schriftrollen nicht aus, wie die Oden des Horaz oder die Epigramme des Martial. Allein diese ganze Litteratur des Urchristentums war auch gar nicht zur Lektüre bestimmt. Nicht im stillen Kämmerlein sollte sie in Stunden der Andacht von den Einzelnen gelesen werden, wie jetzt unser neues Testament oder Schleiermacher's Monologen: sie richtete sich an die Gemeinde in ihrer Sonntagsversammlung, hier wurden einzelne Stücke aus dem Bücherschatz der Gemeinde von den Presbytern und Diakonen vorgelesen, oder vielleicht, nachdem sie auswendig gelernt waren, frei vorgetragen.

In den Versammlungen der ersten Christen galten das Zungenreden, das Lallen der Verzückung, die Ausrufungen der Ergriffenheit für eine Gabe des heiligen Geistes. Nach dem Gesange eines Hymnus, nach der hinreißenden Ansprache eines der Brüder, der vor den andern beredt war, trat wohl eine plötzliche, sich Allen wie ein springendes Feuer mitteilende Rührung und Erschütterung ein, die sich in Thränen und Schluchzen, in Zuckungen und Verrenkungen Luft machte. Genau, wie noch heute in den Versammlungen amerikanischer Sekten oder der englischen Heilsarmee. Öfters werden reuige Sünder und Sünderinnen ihr früheres Leben in Lust und Schuld, ihre Buße, ihre Bekehrung, ihre Erhebung aus dem irdischen Sumpf in das Bewußtsein der Gemeinschaft mit dem verklärten Christus in einem Ton der Wahrheit geschildert haben, der andern Sündern das Herz zerriß und die Augen mit Thränen füllte. Auf die Dauer konnten diese Dinge in den Gemeinden, die sich vor der Öffentlichkeit sorgsam abschlossen, wie alle Mysterienkulte im Altertum, zur Erbauung — und wenn ich das ketzerische Wort wagen darf — zur Unterhaltung nicht ausreichen. Es bedurfte eines Mittelpunktes, eines Rückgrats dieser Versammlungen, den ursprünglich die Bekehrungsreden der Apostel, die Erzählungen von

dem Leben, den Wundern, dem Tode und der Auferstehung Jesu gebildet hatten. Dafür traten nun die christlichen Schriften, die Geschichtsbücher und die Briefe der Apostel ein. Diese Schriften boten den reichsten und den mannigfachsten Schatz zu Vorträgen, einer konnte erzählen, der andere belehren, jener erbauen, dieser Irrlehren bekämpfen. Hier fehlte es weder an Einfalt für die Einfältigen, noch an Wundern für die Abergläubischen, die Offenbarung des Johannes regte eben so sehr die Neigung der Menschen, Rätsel zu lösen, wie die verschlungene Dialektik des Paulus den juristischen Scharfsinn an. Der Mystiker konnte sich in die phantastischen Abgründe der Kolosser- und Epheser-Briefe versenken, der Praktische sich an der schlichten Frömmigkeit, der straffen Zucht und Ordnung, wie sie die Briefe an Titus und Timotheus lehren, erfreuen. Das Alles las nicht der Einzelne, Alle hörten es aus dem Munde des Presbyters. Nicht die Schriftrolle, das lebendige Wort verband sie. Die Versammlungen der Christen sind nicht nur mit unsern sonntäglichen Gottesdiensten zu vergleichen: nicht weniger groß als mit diesen, ist ihre Ähnlichkeit mit unsern Handwerker- und Arbeiter-Bildungsvereinen. Hier wie dort ist der Vortrag zugleich der Reiz, der immer von Neuem zu der Versammlung lockt, und das Bindemittel, das die Vereinsgenossen zusammenhält. Ihr Glaube, ihre Stimmung, ihre Hoffnung, ihr Gesammtbewußtsein, ihr genossenschaftliches Gefühl wird durch diese Vorträge allwöchentlich erweckt, gekräftigt und zusammengehalten. Aber auch das Wissen der Genossen, wie gering der Drang darnach unter ihnen sein mochte, erfuhr dadurch eine Bereicherung. Denn der Vortragende knüpfte an die Stellen, die er aus den Evangelien, der Apostelgeschichte und den Episteln vorgelesen hatte, seine Bemerkungen und Erläuterungen, es war selbstverständlich, daß er aus den jüdischen Geschichten, aus

den Aufständen der Juden gegen die Römer, von Nero und Titus, von den Prozessen, die der Legat des Kaisers Trajan, Plinius, gegen die Christen geführt, von den Götzen der Heiden erzählte, was er wußte. War nun gar einer aus den griechischen Philosophenschulen zu der Gemeinde gekommen, so ist es klar, daß er sein Licht und seine Wissenschaft, seine kosmologischen Kenntnisse aus Plato, seine naturwissenschaftlichen aus Aristoteles vor den neuen Genossen nicht unter den Scheffel stellte. Damals war es eine Modesache der Gebildeten in den großen Städten, den Vorträgen der Rhetoren zu lauschen: in ihrer Weise ahmten die Christen diesem Beispiele nach.

So lange die Apostel und ihre unmittelbaren Schüler lebten, die Erinnerung an den Herrn, an Paulus und Petrus, ihre Heilsthaten, Fahrten und Gefährnisse noch lebendig, die Begeisterung der Neubekehrten noch frisch war, hatte in der Gemeinde Jeder das Recht gehabt, in Zungen zu reden, zu prophezeien, zu lehren, seine Erlebnisse und Erfahrungen mitzuteilen. Das Bedürfnis nach schriftlichen Aufzeichnungen, an die sich der Vortrag knüpfen konnte, deren Verlesung die Gemeinde in die weihevolle Stimmung versetzte, war gering gewesen: die sechs Briefe des Paulus, das Markus-Evangelium, einige Spruchsammlungen, einige Kapitel der Offenbarung hatten bis zum Jahre 100 im Großen und Ganzen dafür ausgereicht. Denn jeder neue Bekenner hatte so viel von sich selbst zu erzählen, die Zeitereignisse boten mit der neronischen Verfolgung, der Zerstörung des Tempels, dem Siege und dem Untergange der Flavier einen so unerschöpflichen Stoff; an dem Streit in den Gemeinden, ob die Heiden, welche an Christus glaubten, das jüdische Gesetz annehmen müßten, um mit dem Heiland des ewigen Lebens teilhaftig zu werden, ob nicht, war jeder Einzelne persönlich beteiligt

gewesen und hatte seine Meinung und sein Gefühl darüber aussprechen dürfen, der schlichte Mann sowohl wie der tiefsinnige Paulus, denn die Frage ging Jeden an und richtete sich noch mehr an das Gemüt und Gewissen als an die Vernunft eines Jeden. Diese Zustände wandelten sich mit dem Jahre 100. Unter den drei Kaisern Trajan, Hadrian und Antoninus Pius führten die Christengemeinden ein Stillleben, hier und dort brach wohl einmal die Volkswut in einem Aufstand gegen sie aus, in Bithynien und Pontus waren sie Anklagen, Untersuchungen und Bestrafungen ausgesetzt. Ignatius von Antiochien, Polycarp von Smyrna, Justinus Martyr besiegelten mit ihrem Blute ihren Glauben: aber eine Erschütterung wie die, welche der Brand Roms, die Hinrichtung des Paulus, die Fackeln Nero's, die Belagerung Jerusalems, die Erwartung der unmittelbar bevorstehenden Wiederkunft des Herrn in der Christenheit hervorgerufen, ergriff sie nicht mehr. Schon war sie zu zahlreich, um durch Verfolgung eine Ausrottung zu befürchten, zu wohlhabend, um für die Erhaltung ihrer Armen und Kranken, die Unterstützung ihrer Wittwen und Waisen von Tag zu Tag besorgt zu sein. Die Streitigkeiten, die innerhalb der Gemeinden tobten, drehten sich um theologische Spitzfindigkeiten und tief- oder unsinnige Spekulationen: nur die gebildeten, schriftkundigen Mitglieder waren imstande das Für und Wider zu verteidigen. Die Gnosis wie die kirchliche Theologie war ein Sport der Hirten, die Heerde konnte keinen andern als den Anteil des Leidens daran haben. Um die Gemeinde in ihren Sonntagsversammlungen zu erbauen und zu belehren, wurde ein litterarischer Schatz nötig, da das Wort zu verstummen anfing. Der Kampf zwischen Juden- und Heidenchristen war in der Debatte ausgefochten worden, der Streit gegen die Irrlehrer wurde schriftlich geführt, aus dem einfachen Grunde,

weil der orthodoxe Bischof dem ketzerischen Lehrer in seiner Gemeinde nicht mehr das Wort gestattete. Daher die Fülle der christlichen Schriften in den Jahren von 100 bis 150. Allein in unserem Testamente stammen aus diesem Zeitraum drei Evangelien (Lukas, Matthäus, Johannes), die Apostelgeschichte, vierzehn Briefe, dazu kommen die beiden Briefe des Clemens, der Brief des Polycarp, der Hirte des Hermas, apokryphe Evangelien, Schutzschriften für die Christen an die Imperatoren: eine stattliche Sammlung, die sich mit jedem Jahre vermehrte. Gewiß besaßen die einzelnen Gemeinden nur Teile dieser Litteratur und keine einzige Gemeinde wohl die gesamte. Aber zwischen den Bischöfen fand doch nach Bedürfnis und Wunsch ein Austausch oder eine Vervielfältigung der Schriften, in deren Besitz sie waren, statt.

So jung das Christentum auch noch war, so fing doch schon ein eigener Stand von Theologen und Schriftkundigen sich in ihm mächtig zu entwickeln an und, wie einst die Priesterschaft in dem alten Ägypten und bei den Juden, alle Wissenschaft innerhalb der Gemeinde an sich zu ziehen. Das Wachstum der Gemeinden — die großen in Ephesus und Antiochien, in Alexandria und Rom zählten wohl mehrere tausend Bekenner und Bekennerinnen — hat von selbst bei den Versammlungen die Redefreiheit eingeschränkt. Nur wenige wagten in einem so zahlreichen Kreise noch das Wort zu ergreifen, nicht jedem, der es verlangte, erteilten es die Ältesten, die sich die Gemeinde ursprünglich in freier Wahl zur Aufrechthaltung der Ordnung, wie die Armenpfleger zur Verwaltung des Vermögens gesetzt hatte. Die Gaben des heiligen Geistes, das Zungenreden, die Verzückungen und die Prophezeiungen, wurden immer seltener und hörten endlich ganz auf, als Niemand mehr das Ende dieser Welt und die Erscheinung des Menschensohnes in den Wolken zwischen heute und morgen

wie den Dieb in der Nacht, erwartete, und kein Antichrist, Nero oder Domitian, die Gemeinde der Heiligen ängstigte. Mit der Zunahme der Mitglieder wuchsen auch die praktischen Aufgaben der Genossenschaft, kluge und anschlägige Köpfe, die noch vor einem Menschenalter leidenschaftlich für und wider die Rechtfertigung durch den Glauben ohne Gesetzeswerk gestritten hätten, wandten sich jetzt diesen Zielen zu und überließen den Lehrvortrag dem Vorsteher. Hier und dort tauchte schon die Bezeichnung Bischof für ihn auf, schon vertrat er die Gemeinde vor der römischen Staatsgewalt, wie der Bischof Ignatius die Christengemeinde Antiochiens vor dem Tribunal des Trajan. Die Sage knüpfte die bischöfliche Amtsgewalt, über die Sitten und den Glauben der Gemeinde zu wachen, und das bischöfliche Lehramt an die Apostel: diese hätten durch Handauflegen die ihnen von Christus verliehene Macht auf ihre Schüler übertragen. Wie eine Art Magie, eine geheimnißvolle Kraft pflanzte sich der heilige Geist so durch die Wissenden fort. Eine Legende, die schwerlich als Ausfluß des christlichen Gemeindebewußtseins gelten kann, sondern sichtlich das Gepräge priesterlicher Erfindung und Überhebung trägt. Stand aber einmal in der Meinung der Heerde der Bischof in einer unmittelbareren Verbindung mit dem Heiland, als die anderen Genossen, so kam ihm ein gewisser Vorrang, das ausschließliche Recht der Predigt und der Auslegung der Schrift und der Weissagung zu. Wenn es billig war, daß die Gemeinde angemessen für seinen Unterhalt sorgte, so war es seine Pflicht, sie vor Irrtum und in der Furcht des Herrn zu bewahren. Ihm fiel es zu, die heiligen Schriften zu sammeln, durch Abschriften zu vermehren, zu studiren, auch wohl selbst zur Feder zu greifen, die Irrlehren zu widerlegen und das Heidentum zu bekämpfen. Aus diesen Zuständen bildeten sich naturgemäß Priester und Priesterschüler, freie Theologen und Theo-

logen in Amt und Würden, die kirchliche Theologie und die ketzerische Theosophie heraus; wie in den heidnischen Philosophenschulen kamen in der Christenheit die Streitschriften, die verschiedenen Systeme, die kleinen und kleinsten Vereine, die sich um beliebte Lehrer und berufene Klopffechter zusammenschlossen, üppig in die Höhe. Welch' eifrige Litteraten die damaligen Theologen waren, mag der Leser aus der einen Thatsache entnehmen, daß man im dritten und im Anfang des vierten Jahrhunderts außer den vier allgemein anerkannten Evangelien noch ihrer etwa vierzig unter verschiedenen Titeln und Namen hatte. Durch die Briefe der Bischöfe, die Apostel- und Märtyrerlegenden, die Verteidigungsschriften, die Abhandlungen, die dogmatischen Untersuchungen der Kirchenväter schwoll diese Litteratur bis zum Jahre 312 in's Unermeßliche an.

Aber schon in ihren Anfängen unter Trajan, Hadrian und Antoninus Pius haftete ihr ein verhängnisvoller Fehler, etwas wie die Erbsünde an: der mehr oder minder bewußte Betrug hinsichtlich der Verfasser, denen die einzelnen Schriften zugeschrieben wurden. Weder Heiden noch Christen nahmen damals an solchen litterarischen Fälschungen den Anstoß, den sie uns, bei strengeren Grundsätzen, erregen, allein die Gleichgiltigkeit und Kritiklosigkeit, mit der die Gemeinden und schließlich auch ihre theologischen Führer dies Unwesen duldeten und wohl gar begünstigten, führte bald von der Fälschung der Namen auch zur Änderung des Inhalts. Man erlaubte sich Zusätze, Auslassungen, Umwandlungen des Urtextes, wie man sie gerade zu bestimmten Zwecken gebrauchte, sei es, um die eigene Ansicht durch ein Wort des Herrn oder der Apostel zu bekräftigen, sei es, um eine Neuerung in der kirchlichen Ordnung durch Zurückdatirung in die Vergangenheit zu empfehlen. Dies Alles ließ sich um so leichter und sicherer bewerkstelligen, da die ganze christliche Litteratur eine verbor-

gene, nur in dem Geheimbunde der Gemeinden verbreitete und weithin zerstreute war. Der römische Staat übte keine Censur darüber aus, er verbot keine Bücher und keine Flugblätter, er bestrafte weder die Verfasser noch die Abschreiber und die Verbreiter. Erst in der Verfolgung des Diocletian wurde auf die heiligen Schriften der Christen gefahndet und ihre Auslieferung an die Polizei von den Bischöfen gefordert. Damals aber waren sie schon in zu vielen Händen, als daß sie eine solche Maßregel hätte vernichten können. So wenig wie der Staat, bekümmerte sich bis um die Mitte des zweiten Jahrhunderts die heidnische Bildung um die christlichen Schriften. Nur einzelne Rabbiner mögen sich eingehend mit ihnen beschäftigt haben, schon weil das Christentum aus dem Judentum hervorgegangen war und die Erfüllung der messianischen Hoffnungen zu sein behauptete. Lucian kannte die Christengemeinden Kleinasiens und hatte näheren Verkehr und Umgang mit den Christen, daß er aber mit ihren Büchern vertraut gewesen, glaube ich nicht. Das „wahre Wort“ des Philosophen Celsus, die erste große heidnische Anklageschrift gegen die Christen, setzt Keim in die Zeit zwischen 175 bis 180: bekannt ist sie uns in ihren Einzelheiten nur aus der Widerlegung des Origines, das Buch des Celsus selbst haben die Christen nach ihrem Siege über das Heidentum vernichtet. Aus den Fragmenten, die Origines in seiner Widerlegung aus dem „wahrhaftigen Wort“ mitgeteilt hat, ist ersichtlich, daß Celsus die Evangelien und die Entgegnungen der Rabbiner gelesen hatte: weiter aber ist er nicht in die eigentliche christliche Theologie eingedrungen. Die Thatsache, daß hundertundfünfzig Jahre lang die christliche Litteratur im Allgemeinen ungekannt und unbeachtet neben der griechischen und lateinischen bestanden hat, daß keine tieferen Beziehungen und Berührungen zwischen ihnen sich vollzogen, ist unwiderleglich.

Wie das Heidentum die christlichen Schriften, lehnten diese die heidnische Bildung ab. Auch nicht die leiseste Spur ist in unserem neuen Testamente auffindbar, daß diese Schriften zu gleicher Zeit mit denen des Plutarch, des Epictet und Marc Aurel's, mit den Satiren Juvenal's und den Epigrammen Martial's, mit den Abhandlungen Seneca's und den Geschichtsbüchern des Tacitus verfaßt wurden. Nur einigen Namen und Ereignissen, gewissen ethischen Grundsätzen, die damals zu allgemein gültigen Verkehrsmünzen und geflügelten Worten ausgeprägt wurden, und dem durch die Platonische Philosophie eben so sehr, wie durch die stärker als sonst im Altertum erwachte Gottessehnsucht des Menschenherzens weithin verbreiteten Gegensatz zwischen der oberen, idealen und der irdischen, nichtigen Welt begegnen wir hier wie dort: in allem Übrigen sind die christliche und die heidnische Litteratur getrennte Sphären. Die Reformationsschriften hängen auf das Innigste mit der gesammten Bildung des sechzehnten Jahrhunderts zusammen, daß Luther, Erasmus, Hutten, Hans Sachs, Albrecht Dürer Zeitgenossen sind, zeigt jeder Blick auf ihre Schriften, ihre Gedichte, ihre Holzschnitte. In all' ihrer Übertreibung und Rohheit, bei all' ihrem Hasse gegen die bestehende Ordnung sprechen unsere Sozialdemokraten doch unsere Sprache und atmen unsere Bildung; der russische Nihilismus ist von Turgenjew, Tolstoi und Dostojewskij nicht zu trennen. Zwischen den Annalen des Tacitus aber und der Apostelgeschichte, zwischen dem Evangelium des Johannes und den Schriften Lucian's gähnt ein Abgrund. Bruno Bauer hat in seinem merkwürdigen Buch „Christus und die Cäsaren", von dem, wie die meisten Theologen, auch Pfleiderer keine Notiz nimmt, den Ursprung des Christentums aus dem römischen Griechentum, aus „Seneca's Religionsstiftung" zu entwickeln gesucht. Andere haben zwischen den Abhandlungen Seneca's und den

Briefen des Paulus, zwischen den Johanneischen Schriften und der in Ephesus noch lebendigen Philosophie des Heraklit Beziehungen entdecken wollen. Doch ist das Alles so lose so dünn und so künstlich, daß ein naiver Leser nicht das Geringste davon spürt.

Heut wie vor achtzehnhundert Jahren ist der Eindruck der ersten christlichen Schriften auf einen solchen Leser ein durchaus originaler, und für schlichte Hörer, für Männer und Frauen aus dem Volke waren sie zuerst bestimmt. Ihre Phantasie sollten sie erschüttern, ihr Herz zerknirschen, ihre Hoffnungen beflügeln, an Hofprediger und Theologieprofessoren dachten die Verfasser nicht. Sie, die Bildungslosen, schrieben und sprachen für die Armen und die Einfältigen; selbst die Bücher des Mose, die Psalmen und die Propheten, die sie beständig im Munde führen, kannte die Mehrzahl von ihnen nur aus der griechischen Übersetzung. Was sie verkündigten, war eine populäre Botschaft, was sie schrieben, eine Volkslitteratur. Sie würden über die geistreichen und tiefsinnigen Auslegungen, die jetzt ihre Reden und Geschichten erfahren, gerade so erstaunen, wie Shakspeare, wenn er unsere Kommentare über Hamlet läse. Matthäus glaubte buchstäblich an seine Erzählung von der Geburt des Heilands, Johannes an seine Geschichte von der Hochzeit zu Kana, weder hielt der erste seinen Bericht für eine Mythe, noch der zweite seine Schilderung für eine Allegorie. Sehr wahrscheinlich, daß die Verfasser diese Geschichten halb aus Andeutungen der Schrift und aus der angeregten Phantasie der Gemeinde empfingen, halb aus eigener Schöpferkraft erfanden, einmal erfunden aber, waren sie ihnen eben solche Wirklichkeiten, wie dem Homer seine Götter und dem Aeschylus sein Prometheus. Einfach wie die Geschichtserzählung von dem neuen Glauben, war seine Lehre, waren seine Ceremonien, gegenüber den vielfachen

Vorbereitungen und Weihen, der Geheimnißthuerei der eleusinischen Mysterien, durchaus auf das Volkstümliche und Verständliche gestimmt. In dem Glauben an den unsichtbaren allmächtigen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, an seinen eingeborenen Sohn Jesus, der sich aus Liebe zur Menschheit im Tode hingegeben, an dessen Wiederkehr in den Wolken des Himmels, um seine Bekenner zu sich in die Seligkeit zu erheben, kamen alle Christen überein, die Taufe der Erwachsenen und das Abendmahl, in dem die Gleichheit und Brüderlichkeit aller Mitglieder der Gemeinde an jedem Sonntage gleichsam Leben gewann, verbanden sie zu einem unzerreißbaren Bunde. Nun gab es zweifellos in der Theologie des Paulus wie in der des Johannes einen Urgrund von Mystik und Spekulation über das Übersinnliche, und die Zahl derer, die sich darin versenkten, nahm mit der Ausbildung eines Priesterstandes zu, aber die tiefste Wurzel der Paulus-lehre, daß der Mensch durch die Kraft seines Glaubens, auch ohne Gesetzeswerk, vor Gott gerechtfertigt wird, konnte eben so wohl von den neuen Gelehrten wie von den einfachen Laien begriffen werden, und wenn die Sätze eines johanneischen Briefes: „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm; die Liebe ist von Gott und Jeder, der Liebe hat, ist aus Gott geboren und kennet Gott. Alles was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer. Daran erkennen wir, daß wir in ihm bleiben, an dem Geist, den er uns gegeben hat" — wenn diese Sätze einem Theologen in Ephesus die Gelegenheit zu den tiefsinnigsten Betrachtungen bieten mochten, so rührten sie doch eben so gewiß das Herz eines schlichten Mannes, das Herz einer armen Sklavin. Und

die Erzeugung dieser Rührung war ihr eigentlicher Zweck. Die christliche Litteratur war, im Gegensatz zu der heidnischen Dichtung, Philosophie und Geschichtschreibung, die sich an die oberen Zehntausend richtete, ein kostbarer Schatz der Armen und der Einfältigen: sie stärkte ihre Vereinigung auf Erden, stillte ihren Hunger nach der Unsterblichkeit und löste ihre bange und bittere Frage über die Ursache der Ungerechtigkeit hienieden mit dem Aufblick in die Seligkeit des Jenseits, wo sie nicht mehr hungern und dürsten wird, wo auch nicht auf sie fallen wird die Sonne oder irgend eine Hitze und Gott alle Thränen von ihren Augen abwischen wird.

Der Untergang des griechisch-römischen Heidentums.

Oktober 1887.

Seit der Mitte des Jahrhunderts etwa gefallen wir uns in der Vergleichung unserer Zeit und unserer Zustände mit der römischen Kaiserzeit, ihrer Macht und Herrlichkeit, ihrer Alterung und ihrem Verfalle. Der Triumph des Cäsarentums in Frankreich mochte den ersten greifbaren Anstoß dazu geben, den ersten auffallenden Punkt der Ähnlichkeit zwischen den beiden scheinbar so weit auseinander liegenden Kulturepochen darbieten. Bald genug stellten sich für die tiefer gehende Betrachtung noch entscheidendere Ähnlichkeiten heraus. Nicht nur in den Äußerlichkeiten des Lebens, in dem gesteigerten Luxus, der Sittenverderbnis oder dem immer weiter um sich greifenden Größenwahnsinn, sondern in der Gesamtlage der Civilisationen, der antiken und der unsrigen, in der Weltanschauung. Ein Gefühl, daß die Formen unserer Kultur und unserer Volkswirtschaft, unserer politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen welken und absterben, hat sich unserer bemächtigt, wie die Menschen des dritten und vierten Jahrhunderts den unaufhaltsamen Niedergang der ihrigen empfanden. Neue Elemente, geistige und materielle, bereiteten damals eine Wandlung der Welt, die größte moralische Revolution der Menschheit vor, von der wir eine genauere Kenntnis haben: was damals das Christentum bewirkte, die Umbildung der

Anschauungen über die Natur und die Stellung des Menschen in ihr, das bewirkt jetzt die Naturwissenschaft; die Barbaren, die Gothen, Alamannen, Franken und Vandalen, die damals das römische Reich von außen her bedrohten und zuletzt zerstörten, haben wir jetzt in unserer Mitte. Eine Änderung aller Besitzverhältnisse, eine Neuteilung des Bodens, ein neues Eigentumsrecht, wie sie sich damals vollzogen und ausbildeten, sind auch heute das Endziel der sozialistischen Bewegung.

Hatte der Kampf des Christentums mit dem griechisch-römischen Heidentum zu allen Zeiten die Teilnahme und das Studium der Theologen und der Geschichtsforscher erweckt, so hat jetzt das Interesse für diese Dinge weitere Kreise, als die der Gelehrten, gewonnen. Dichter wie Kingsley in seiner „Hypatia" und Ebers in seinem „Serapis" haben es unternommen, Episoden daraus allen Gebildeten zu schildern. Mit Renan's Büchern über die Geschichte Jesu und die Anfänge des Christentums ward der Zauberbann gebrochen, der bisher dies Gebiet nur den Kirchenhistorikern und Theologen, unserer Braminenkaste, zu betreten gestattete. Jedermann, der seinen Eifer und seine Mühe daran setzen will, kann jetzt dies Labyrinth durchforschen; es gehört zur allgemeinen Bildung, wenigstens die großen Schicksalswendungen in diesem länger als dreihundert Jahre währenden Kampfe zu kennen und eine ungefähre Vorstellung von jener ungeheuren moralischen Umwälzung zu haben. Zweihundert Jahre von den Briefen, die der Kaiser Trajan mit seinem Legaten in den Provinzen Pontus und Bithynien, Plinius Secundus, über die Christen wechselte, bis zu dem Mailänder Toleranzedikt Constantin's, war das Christentum die unterdrückte, verspottete, oftmals blutig verfolgte Religion gewesen; hundert Jahre, von 313 bis 415, als an einem Tage des März die wütenden Mönche und die fanatische christliche Volksmenge in einer Kirche Alexan-

dria's die unselige Hypatia mit Scherben zerschnitten, bekämpfte, verhöhnte, verfolgte es seinerseits das Heidentum. Was dem heidnischen Staate nicht gelungen war, das Christentum zu vernichten, gelang den christlichen Kaisern und Bischöfen: sie stürzten die Altäre und die Bildsäulen der Götter um, sie zerstörten die Tempel, sie wandelten den Anblick der Welt und die Herzen der Menschen.

Wer hätte in seinem Heine nicht von Heinrich Kitzler, dem berühmten Magister Artium zu Göttingen und seinem Buche über die Vortrefflichkeit des Christentums gelesen, das er in einer Dezembernacht des Jahres 1820 den Flammen opferte, weil er nicht nachträglich durch Herausgabe dieser Schrift an dem Frevel der Tempelzerstörung und der Vernichtung der Götterbilder Teil nehmen wollte? Aber zum Glück für die Wissenschaft sind nicht alle Gelehrten solche empfindsame Romantiker und Schwärmer für die verbannten und vertriebenen Griechengötter gewesen. Wie jener Kampf seine zeitgenössischen Schilderer, hat er auch in unserer Zeit seine Geschichtsschreiber gefunden. Der Leidenschaft entrückt, mit der einst Lactantius und Firmicus Maternus, Athanasius und Ambrosius auf christlicher, Julianus, Symmachus und Libanius auf heidnischer Seite diesen Kampf ausfochten, ist er jetzt ein Gegenstand ruhiger Betrachtung und Erörterung geworden — ein Ding, das war, und von all der Liebe und dem Haß, dem Zorne und der Rache, dem Schmerz und dem Triumph, die er erregte, ist nur die melancholische Betrachtung geblieben, daß in der ewigen Flucht der Erscheinungen nichts beständig und dauernd und das Erhabenste und Höchste selbst in der unendlichen Illusion, die wir Welt und Leben nennen, ein vorübergehender Schimmer ist. Nach Lasaulx' und Tzschirner's Schriften über den Untergang des Heidentums liegt jetzt der erste Band eines neuen Werkes über diesen Gegen-

stand vor: „Geschichte des Unterganges des griechisch-römischen Heidentums" von Victor Schultze, Professor an der Universität Greifswald (Jena, Costenoble): in übersichtlicher Weise stellt er die Maßregeln des Staates und der Kirche gegen das Heidentum, die Gesetze Constantin's, seiner Söhne, Gratian's, Theodosius' des Großen und seiner Nachfolger bis zu dem Edikt des Justinian gegen die Philosophenschulen in Athen; die Schriften, Bekehrungen, Synodalbeschlüsse und Gewaltthaten der Kirche zusammen; er erzählt den Verlauf des Kampfes und hebt seine Hauptpunkte gebührend hervor: Alles mit anerkennenswerter Unparteilichkeit, wenn der aufmerksame Leser auch die Neigung des Verfassers für die Sieger und die Abneigung gegen die Besiegten merkt, in einer klaren, aber farblosen Darstellung: so weit ich als ein Laie, der an diesen Dingen nur aus dem Interesse der allgemeinen Bildung Anteil nimmt und über keine fachgelehrten Kenntnisse verfügt, zu urteilen vermag, ein Werk, das die bekannten französischen Schriften von A. Beugnot (Histoire de la destruction du paganisme en occident) und E. Chastel (Histoire de la destruction du paganisme dans l'empire d'orient), auf denen noch im Wesentlichen die Darstellung des entsprechenden Abschnittes in Karl August Hase's Kirchengeschichte beruht, mannigfach ergänzt und berichtigt, an philosophischer Tiefe und Eindringlichkeit, im Glanze der Darstellung aber sich nicht mit Jakob Burckhardt's merkwürdigem, den Gegenstand in seinem innersten Wesen ergreifenden Buche „Die Zeit Constantin's des Großen" (Leipzig, E. A. Seemann) messen kann.

Der Verfall des Heidentums beginnt mit den sogenannten Toleranzedikten Constantin's, die 312 in Rom und 313 in Mailand gegeben, die Freiheit aller Kulte aussprachen, den Christengemeinden Korporationsrechte verliehen und ihnen die in der Diocletianischen Verfolgung entrissenen Kirchen und

Grundstücke wieder zurückstellten. Diese Maßregel der Menschlichkeit und Gerechtigkeit war der Stoß in das Herz des alten Götterglaubens. Nicht durch eine blutige Verfolgung oder in furchtbaren Schlachten, das Heidentum erlag in der freien Konkurrenz dem neuen Glauben. Als den Christen die Freiheit ihres Kultus und die offene Predigt ihrer Lehre gestattet war, der Übertritt zu ihren Gemeinden nicht mehr mit Strafen bedroht wurde, schwand die heidnische Philosophie und der heidnische Aberglaube wie vor einem unsichtbaren Feuer dahin. Die kleine, aber rührige, siegesgewisse und überzeugungsstarke Partei verdrängte die scheinbar überwältigende Mehrheit aus einer Stadt nach der anderen, nach dem Verlaufe eines Jahrhunderts waren die Heiden nur noch auf dem platten Lande, in den Dörfern und Wäldern in größeren Genossenschaften zu finden. Selbst wenn wir die Zahl der Christen im römischen Reich, als Constantin an der Milvischen Brücke über Maxentius siegte, nach Keim's Schätzung auf fünfzehn bis sechzehn Millionen annehmen, würden sie doch nicht einmal den sechsten Teil der auf mehr als hundert Millionen berechneten Gesamtbevölkerung gebildet haben. Undenkbar, daß sie dieser erdrückenden Überzahl ihren Glauben hätten aufdrängen können, um so unmöglicher, da noch Jahrzehnte hindurch höchste Stellen in der Verwaltung und im Heere im Besitze der Heiden waren und die Aristokratie beinahe ungebrochen und unerschütterlich zu den alten Göttern stand. Aus welchen Ursachen, fragt man, diesen Erscheinungen gegenüber, keimte nun der Sieg des Christentums auf? Woher kam es, daß die freie Bewegung des Christentums genügte, das Heidentum zu überflügeln und zu überwinden? Denn welche Hülfe ihm auch die Maßregeln der christlichen Kaiser gegen die Opfer und die Befragung der Orakel durch grausame Strafandrohungen und die Schließung der Tempel

leisten mochten, so konnten sie — davon ganz abgesehen, daß solche Dekrete in dem Weltreiche keineswegs in der Strenge ihres Wortlautes und gleichmäßig in allen Provinzen durchgeführt wurden — doch überhaupt erst erlassen werden, als die seelische Widerstandskraft des Heidentums erloschen war. Der kluge und verschlagene Constantin würde nicht zu Gunsten der Christen eingeschritten sein, welche Vorstellungen er selbst sich von dem Übersinnlichen machte, wenn er nicht in dem Christentum das vorwärts dringende Prinzip erkannt hätte; und trotz seines pfäffischen Fanatismus hätte sein Sohn Constantius sich wohl gehütet, die Tempel des Heidentums hier und dort niederzureißen, den Platz, auf dem sie gestanden, seinen Höflingen zu schenken und die Heiligtümer zu versteigern, wenn er nicht überzeugt gewesen, daß solche Thaten gefahrlos verübt werden konnten.

Seinem ganzen Wesen nach war das griechisch-römische Heidentum nicht geeignet, weder einen Glaubenskampf aufzunehmen noch Proselyten zu gewinnen. Mit der Priesterkaste fehlte ihm die Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit des Judentums und des Brahmanentums, es hatte kein inneres Bedürfnis und keine unausrottbare Triebkraft sich auszubreiten, wie der Buddhismus und das Christentum. Ohne Wahl und ohne Zorn hatte es die Götter und Göttinnen Asiens und Ägyptens in seinen Olymp eindringen lassen. Isis und Athene, Zeus und Baal, Melkart und Herkules verbanden sich zu einer Gestalt. Eine abenteuerliche phantastische Göttermischung hatte stattgefunden, in der das hellenische Ideal in barbarischem Wust erstickt war. Nur die altrömischen Kulthandlungen, Weihungen und Opferungen, die auf das Innigste mit dem staatlichen Leben verflochten waren, hatten ihren ursprünglichen Charakter, ihre tausendjährigen Formen bewahrt. Aber wie der Sinn der Worte und Gebete

den Wenigsten noch verständlich war, so hatten diese nur durch ihr Alter, nicht mehr durch ihre Bedeutung geheiligten Ceremonien längst jeden Einfluß auf den Glauben und das Denken der Menschen verloren. Die religiösen Meinungen und Empfindungen der Einzelnen irrten zügellos, der Laune und der Phantasie überlassen, hierhin und dorthin. Die unabsehbare Fülle der Gottheiten in Stadt und Land ließ die Vielgötterei niemals zu jener Verdichtung des Glaubens, zu jener Gewalt der religiösen Empfindung kommen, die von ihren Anfängen her das Judentum und das Christentum ausgezeichnet haben; Propheten kennt das Heidentum so wenig wie Märtyrer. Wenn einmal viele Götter die Welt regierten, wer durfte behaupten, daß nicht auch ein „unbekannter Gott“ unter ihnen sei? Von vornherein war der einige Christengott diesem Göttergewimmel überlegen, die Kräfte, die hier die Einzelnen besaßen und zu Gunsten ihrer Verehrer gebrauchen konnten, vereinigte er in seiner Allmacht. Dort schleuderte Jupiter seinen Blitz, heilte Asklepios die Kranken, richtete Pluto die Seelen der Gestorbenen: hier war der einige Gott Weltrichter, Allerbarmer und Allsieger zugleich. Diese Überlegenheit des Begriffs der Gottheit in der christlichen Anschauung mußte allmählig dem Verstande der Einfachen wie dem Tiefsinn der Philosophen einleuchten. Während das Christentum noch in der Verborgenheit und im Dunkel der Katakomben aufwuchs, war der Kern des Heidentums, die Zersplitterung der göttlichen Kraft, schon durch den Spott und die Ironie Lucian's und die neuplatonische Philosophie zerstört worden. Mit der zunehmenden Not der Zeit, in den unaufhörlichen Kriegen gegen die Barbaren, die seit Marc Aurel's Regierung an dem Rhein, der Donau und dem Euphrat tobten, bei der drohenden Auflösung des Reiches um die Mitte des dritten Jahrhunderts, aus der nur die harte und straffe Militärmonarchie Aurelian's

und Diocletian's die alternde Civilisation noch einmal rettete, in Hungersnöten und Pestkrankheiten, die den Erdkreis entvölkerten und das Elend der Armen, wie die Belastung der Wohlhabenden bis zur Unerträglichkeit steigerten — in all' diesem Jammer, der zugleich ein Sinken der geistigen Kräfte und eine physische Entartung des Menschengeschlechts innerhalb der antiken Kultur veranlaßte, hatte sich die Sehnsucht nach einem besseren Jenseits, der Wunsch nach der Unsterblichkeit der Menschen bemächtigt. Die Griechen und Römer der Blütezeit hatten diese Empfindungen kaum verspürt, ihr Dichten und Trachten war im Irdischen und Gegenwärtigen beschlossen; sie sehnten sich weder durch Bußübungen und Sühnungen den Göttern näher zu kommen, noch bedrückte sie ein dunkles Schuldgefühl. Die Erde erschien ihnen nicht verächtlich und das Jenseits nicht begehrenswert. Aber je mehr diese Erde Allen, nicht blos den Christen, zum Jammerthal wurde, je unfreundlicher sich die Götter von den Sterblichen abwandten, je schwieriger sich der Kampf um das Dasein für die Volksmassen gestaltete, um so düsterer wurde das von unheimlichen Sorgen geplagte Gemüt, die fort und fort von Schreckensthaten erregte Phantasie, um so sehnsüchtiger das Verlangen nach einem glücklicheren Leben. Der unerschütterliche Glaube der Christen an eine Auferstehung der Toten und eine selige Unsterblichkeit mußte, allen Verspottungen zum Trotz, auch auf die Heiden eine tiefe Wirkung ausüben. Einmal geweckt, war ein solcher Wunsch, eine solche Hoffnung nicht wieder abzuweisen. Die allgemeine Not steigerte die Frömmigkeit, an allen Altären wurde gebetet, alle Götter zum Schutz und zur Hülfe herbeigerufen. Überall kamen Geheimdienste, Entsühnungen durch Stieropfer und Büßungen, durch Fasten und Enthaltsamkeit auf; die Weihen der Isis und des Mithras sollten ihren Jüngern eine besondere Anwart-

schaft auf die Unsterblichkeit geben. Das dritte und vierte Jahrhundert sind recht eigentlich pietistische Zeitalter: wenn die Heiden auch noch nicht wie die Christen von dem Bewußtsein der Sünde zerknirscht werden, fühlen sie doch dasselbe Bedürfnis nach einer Erlösung aus irdischen Schranken. Auch ihnen ist der Leib zum Gefängnis der Seele geworden, auch sie schmachten nach einer Verklärung des Vergänglichen in das Unvergängliche.

Aber es ist klar, daß sie alle, die Einfältigen wie die Klugen, die Soldaten, die sich nächtens in der Mithrashöhle zusammenfanden, wie der Kaiser Julianus und seine Philosophen, die in Zeus und Apollo nur Symbole und Spiegelungen des Göttlichen sahen, damit von der Vielgötterei etwas forderten, was diese nicht leisten konnte. Das Wesen der griechisch-römischen Religion ist nicht auf die Jenseitigkeit gestimmt, sie hatte für ihre Bekenner keine Verheißung und keine Bürgschaft der Unsterblichkeit. Indem man durch Hineindichten und Hineingeheimnissen ihren Mythen einen solchen Sinn und Inhalt zu geben suchte, beraubte man sie ihrer schönen idealischen Menschlichkeit. Gerade die Unzulänglichkeit der griechisch-römischen Mythologie gegenüber den Fragen und seelischen Bedürfnissen der in ihrem Glauben durch das Christentum, das für alle diese Fragen eine klare Antwort, für alle diese Bedürfnisse eine sichere Befriedigung zu haben behauptete, tief erschütterten Heiden hatte dem asiatischen und ägyptischen Aberglauben und Priestertrug einen so außerordentlichen Einfluß verschafft. Auf die Dauer freilich vermochten die Geheimkulte so wenig wie die pantheistischen Auslegungen der Mythen durch die Neu-Platoniker, die angeblichen Toten- und Geisterbeschwörungen so wenig wie die Trost und Hoffnung, Wiedergeburt und Unsterblichkeit verheißenden Allegorien und Symbole die Gemüter zu beruhigen,

den Verstand zu befriedigen. Denn diese Dienste und Meinungen widersprachen sich untereinander, die Priester und Beschwörer waren uneins, wie die Philosophen, in der allgemeinen Göttermischung war dem heidnischen Glauben jeder Halt, jede unerschütterliche Lehre, wie jede ungebrochene Überzeugung abhanden gekommen. Hierin aber, in der Überzeugungstreue der Bekenner, in der Einheit und Geschlossenheit der Lehre, in der Gleichheit der Kulthandlungen und des Gebets durch das ganze Reich, daß an demselben Tage dasselbe Evangelium auf der Nilinsel Philae und am Walle des Hadrian in Britannien verkündigt wurde, wurzelte die äußere Überlegenheit des Christentums über das Heidentum; seine intellektuelle war, um mit Burckhardt zu reden, darin begründet, daß es „alle Fragen, um deren Lösung sich jene gährende Zeit so sehr bemühte, ohne allen Vergleich einfacher und in einem großartigen, einleuchtenden Zusammenhange beantwortete“.

Große geistige und moralische Umwälzungen vollziehen sich in der Welt, wie sie ist, niemals ohne die Zuthat menschlicher Bedürftigkeit und Begehrlichkeit. Die Leidenschaften des Ehrgeizes und der Habgier hier, die Not und der Freiheitsdrang dort spielen ihre Rolle darin. Weder die intellektuelle Hoheit, noch die zaubervolle Erscheinung der Kirche würden dem Christentum den beinahe unblutigen Sieg über das Heidentum und die antike Lebensanschauung verschafft haben: die Lösung materieller sozialer Fragen mußte hinzukommen, um diesen Sieg zu vollenden. Von seinen Anfängen an ist das Christentum zugleich eine Heilslehre für die Seelen wie eine Heilsanstalt für die Leiber gewesen. Der sozialistische Charakter der ersten kleinen Gemeinden ließ sich nicht aufrecht erhalten, als nicht nur die Zahl der Mitglieder wuchs, sondern auch die Verschiedenheit des Besitzstandes der Einzelnen immer größer wurde. In Rom, wo schon unter Domitian die Kette der

Christen von dem Palast des Kaisers durch Senatoren- und Bürgerhäuser bis in die Hütten der Vorstädte reichte, konnte niemals die Schilderung der Apostelgeschichte von der Gemeinde in Jerusalem: „Der Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein; es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte, denn wie viel ihrer waren, die da Äcker oder Häuser hatten, verkauften sie dieselben und brachten das Geld des verkauften Gutes und legten es zu der Apostel Füßen, und man gab einem jeglichen, was ihm not war“ — wörtlich nachgeahmt werden. Aber wenn auch das Prinzip gebeugt wurde, die Barmherzigkeit blieb. Eine nie ruhende, nie sich genug thuende Pflege der Armen und Kranken, der Wittwen und Waisen begleitete überall die Predigt des Evangeliums. Das Abendmahl und die Predigt, das Hospital und der Kirchhof sind die Lebensäußerungen und Notwendigkeiten jeder christlichen Gemeinde, in ihnen offenbart sie sich nicht nur den Andern, sondern kommt sich selbst zum Bewußtsein und Gefühl ihres Daseins. Zwar hatte der Staat unter Antoninus Pius und Marc Aurel, von dem christlichen Vorbilde gereizt, auch seinerseits die Bedürftigen und Enterbten in seinen Schutz genommen und durch Gesetze wie durch Geldspenden, durch eine Reihe wohlthätiger Einrichtungen seine Fürsorge bekundet. Aber seine Einrichtungen wie seine Gesetze waren in den Barbarenkriegen, in den Aufständen der Usurpatoren bald der Zerstörung und der Vergessenheit anheimgefallen. Krankheiten und Hungersnöte hatten dafür ein so unermeßliches Elend erzeugt, die Zahl der Armen und Elenden so in das Schreckhafte erhöht, daß die Staatsgewalt, selbst wenn sie sicherer begründet gewesen wäre und über reichere Mittel verfügt hätte, keine dauernde Hilfe mehr zu leisten, keine Besserung

der Zustände herbeizuführen vermochte. Daß nun troß alledem, obgleich vereinzelte Aufstände mit unbeschreiblichen Gräueln nicht ausblieben, das Weltelend in keiner allgemeinen sozialen Revolution, in keinem vulkanischen Ausbruch sich Luft machte, ist das Verdienst des Christentums. Kraftvoll hebt dies Viktor Schultze hervor: „In dem allgemeinen Elend, in welchem die Ordnungen des sozialen Lebens auseinandergingen, und der Einzelne aus festen Zusammenhängen sich plötzlich herausgerissen und auf sich gestellt und dem Elende preisgegeben sah, mußte die straffe Organisation der Kirche, an welche diese Wechselfälle nicht heranreichten, und die Regelmäßigkeit, in welcher die kirchliche und die private Liebesthätigkeit fungirte, eindrucksvoll wirken und durch ihre bloße Thatsächlichkeit dringend einladen, in der Geschlossenheit dieser Gemeinschaft den Halt und die Existenzsicherheit wiederzugewinnen, die man draußen verloren und draußen wiederzufinden keine Hoffnung hatte.“ Für die Traurigkeit und Verdüsterung der Zeit bot die Lehre Trost, für die Armut die Kirche eine Zuflucht. Was jetzt unsere Handwerker und Arbeiter, der kleine Bürgerstand in ihren Bildungsvereinen, Kranken- und Darlehnskassen, in ihren genossenschaftlichen Verbindungen suchen, leistete ihren Ahnen damals die Kirche. Sie verteilte zugleich geistige wie leibliche Nahrung, war zugleich Almosenspenderin und Festgeberin, unterrichtete die Einfältigen und erleichterte die Beladenen.

Es hieße jedoch die Wirkung des Christentums auch in diesen äußerlichen, materiellen Dingen und Arbeiten des Lebens unterschätzen, betrachtete man nur die Hilfe und Teilnahme, die es den Bedürftigen zuwandte. Es verschaffte auf der andern Seite einer Fülle von Kräften, die der Staat nicht mehr zu verwenden vermochte, Möglichkeit und Gelegenheit zu nützlicher Thätigkeit. Aus den höheren Stellen des Heeres

waren allmählig die Bürger des Reiches verdrängt worden, Gothen, Franken und andere Barbaren befehligten statt der Griechen und Römer die Legionen. Auch in der Verwaltung traten mehr und mehr die Fremden hervor. Auf immer engere Kreise wurden die Machtbefugnisse des römischen Senats und der Magistrate in den großen Städten von der despotischen Kaisergewalt, die seit Diocletian völlig orientalische Formen und Regierungsgrundsätze angenommen hatte, beschränkt. So boten Stadt und Staat nur in seltenen Fällen dem Ehrgeiz und dem Thätigkeitsdrange gerade ihrer besseren Bürger noch Raum zur Entfaltung. Ein anderes Gebiet, das bis zur Mitte des zweiten Jahrhunderts wenn nicht die zahlreichsten Kräfte, doch die hervorragendsten Talente in Anspruch genommen, lag nun brach: jegliche Kunstthätigkeit drohte in dem alternden Reiche zu erlöschen. Constantin ist der letzte Kaiser, der durch die Neu-Gründung Konstantinopels der Architektur, der Bildhauerei und der Mosaikmalerei bedeutende und umfassende Aufgaben im weltlichen Sinne gestellt hat. Mit der Dichtung war die Philosophie verstummt, nur die Rhetorik hielt sich noch eine Weile oben. Aber bald genug erfuhren auch die Rhetoren, daß es etwas Anderes sei, von dem Predigtstuhl einer Kirche zu einer athemlos lauschenden Menge zu reden, sie zu entflammen, in Verzückungen fortzureißen oder in Schluchzen und Thränen aufzulösen, als „unter einer einsamen Platane einen Vortrag zu halten, den nur die Cikade hört." All' diesen unbeschäftigten und unbefriedigten Elementen breitete die Kirche ein neues, jungfräuliches Land zu einer zwar unaufhörlichen, aber lohnenden Arbeit aus. Für jede Begabung hatte sie eine Beschäftigung, jede Kraft stellte sie an den rechten Platz. Vom Bischofe bis zum Almosenpfleger und Hüter der Katakomben herab standen Unzählige mittel- und unmittelbar in ihrem Dienst. Schon

hatte die Kirche in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens ihre Hand: wenn sie die Weltflucht Einzelner in die Wüste und die Wildniß begünstigte, so hielt sie mit noch größerem Eifer darauf, auf den Höhen der Gesellschaft, um die Person des Kaisers, ihre Anhänger zu haben. Längst war sie nicht mehr die Genossenschaft der Sklaven und der Armen, schon wurde die üppige Pracht der Bischöfe von den Eiferern getadelt. Im Prunk der Gewandung und im Glanz der Edelsteine wetteiferten die christlichen Frauen mit den Heidinnen. In der Theorie galt dem Christentum die Weltfreude und der Weltgenuß noch immer als sündhaft, praktisch hatte es sich friedlich mit ihnen abgefunden. Kein Temperament, kein Ehrgeiz, kein Geschmack war von der Kirche ausgeschlossen: mehr Freude war in ihr über den reichen und mächtigen Sünder, der sich zu ihr bekehrte, als über neunundneunzig Gerechte.

Welche Vorzüge und Vorteile aber auch das emporstrebende Christentum in Lehre und Moral über das sinkende Heidentum haben, welche Anziehungskraft es in seiner Machtfülle und glanzvollen Erscheinung ausüben mochte: die Frage ist erlaubt, ob es ohne den Beistand des Staates so rasch mit seinem Gegner fertig geworden wäre.

Stoßweise hatte sich der heidnische Staat der Christen zu entledigen gesucht. An die zehn Plagen Ägyptens anspielend, zählt die Kirchengeschichte zehn Christenverfolgungen auf. Aber nicht einmal die letzte und heftigste, die unter dem Namen der diocletianischen, obgleich der eigentliche Anstifter und Frevler Galerius war, eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, war eine durchgreifende, unerbittliche. Wie grausam die Behandlung der Christen, wie groß in einigen Landschaften des Reichs, und zuerst am Hofe der beiden Kaiser in Nicomedien, das Blutbad der Bekenner sein, wie viele Kirchen zerstört, wie viele Evangelienbücher verbrannt werden

mochten: nicht annähernd lassen sich die Gräuel dieser Verfolgung mit den Albigenserkriegen oder den Blutgerichten Alba's in den Niederlanden vergleichen. Bei dem lückenhaften Zustand der uns erhaltenen Schriften aus jener Zeit kann man nicht sagen, ob eine systematische Ausrottung oder nur eine Vertreibung der Christen aus dem Heer und der Verwaltung, ihre bürgerliche Herabsetzung beabsichtigt wurde: sicher ist das Eine, daß die ungeheuere Erschütterung des Reichs durch diese Gewaltmaßregeln nicht den Erfolg hatte, den sich der alte Heide Diocletian und der blutdürstige Tyrann Galerius davon versprochen. Nicht der Staat, das Christentum ging siegreich aus seiner scheinbaren Niederlage hervor. Wie vergeblich alle Anstrengungen des Staates gewesen, wie die Überzeugung von seiner Ohnmacht und der Ohnmacht der Heidengötter sich nach acht Jahren voll gräulicher Henkerscenen selbst dem Galerius aufgedrängt hatte, erweist unwiderleglich das Toleranzedikt, das er grollend, in Todesangst, 311 von seinem Krankenbette aus erließ: nachdem er den Verfolgten die Übung ihres Gottesdienstes gestattet, fordert er sie auf, für sein Heil und Wohlergehen zu ihrem Gotte zu beten.

Nach dem Mißlingen dieser letzten und gewaltigsten Anstrengung, welcher der antike Staat und das heidnische Wesen im Kampfe gegen den neuen Glauben überhaupt noch fähig gewesen waren, konnte für jeden besonnenen Herrscher die Christenfrage sich nur dahin zuspitzen, in welchen Formen die neue Religion in die alten Ordnungen einzufügen sei. Da jede Unterdrückung sich für die Zukunft als unausführbar erwies, auch darum, weil zwischen der Masse der heidnischen Bevölkerung und den Christen keineswegs jene unausrottbare Feindschaft bestand, wie später etwa zwischen den Katholiken und Protestanten, und die Zahl der Christen durch zahlreiche Über-

tritte, bei dem Nachlassen der Verfolgung, beständig im Wachsen war, ergab sich der Versuch, allen Religionen gleiche Freiheit in der Ausübung ihrer Ceremonien zu gewähren, gleichsam von selbst als die günstigste Lösung. Nicht mehr als diese Toleranz bewilligte Constantin nach seinem Siege über Maxentius, der ihn zum Herrn des Westens machte, den Christen. Victor Schultze hat das Bild des merkwürdigen Mannes eines echten Schicksalsmenschen, in das Hellere, Burckhardt in das Dunklere gemalt. Von einem innerlichen Christentum im Sinne des Geistes und der Wahrheit wird man bei diesem großen Politiker und Krieger nicht sprechen dürfen oder auch nur wollen. In jedem Zuge seines Lebens prägt sich der Gewaltmensch, der kluge Rechner und der Menschenverächter aus. Ein Gegner der Christen war er nie, seine Mutter Helena war eine eifrige und überzeugte Jüngerin der neuen Lehre, ihre Vorstellungen und frommen Übungen, wenn sie auch auf das Gemüt des Sohnes keinen Eindruck machten, näherten ihn doch dem Christentum, sein Vater Constantius Chlorus, ein tapferer Feldherr, der unter dem Oberkaisertum Diocletian's Britannien und Gallien beherrscht und mit starker Hand die Rheingrenze gegen die Barbaren verteidigt, hatte während der Verfolgung die Edikte gegen die Christen in der schonendsten Weise vollstreckt. Keiner von ihnen war in seinen Ländern gefoltert und getödtet, kein heiliges Buch verbrannt worden; er hatte sich mit der Schließung der Kirchen und Kapellen begnügt. Als nach seinem Tode Constantin von dem Heere zum Imperator ausgerufen wurde, befand er sich in offener Widersetzlichkeit gegen die Staatsordnung des Diocletian; in Galerius haßte er einen persönlichen Feind. Seine Lage wie seine Stimmung mußten ihn von der Gemeinschaft der Verfolger zurückhalten. Niemand vermag mehr zu entscheiden, welche Thatsachen der Sage zu Grunde liegen, die ihm auf

dem Zuge gegen Maxentius, den Herrn von Rom und Italien, das strahlende Kreuz mit der Inschrift: in hoc signo vinces erscheinen läßt. Sicher ist nur, daß die Christen in seinem Heere das Monogramm Christi, die in einander geschlungenen Buchstaben X und P offen auf ihren Schilden trugen: ein Zeichen, das bei dem Aberglauben der Menschen als Amulett bald genug auch von Heiden angenommen wurde. Nach dem Siege ließ er das Labarum seinem Heere als Reichsfahne vorantragen: einen Querbalken oben an einem Spieß, in Kreuzesform, mit jenem Monogramm als Spitze, unter der Querstange ein Banner von Seide mit dem eingestickten Bildnis des Kaisers.

Erst als Herr Italiens, im Verkehr mit den Bischöfen und Vorstehern der christlichen Gemeinden in Rom und Mailand, mag er eine genauere Kenntniß des Christentums gewonnen haben; mehr als die Lehre und ihre geistige Bedeutsamkeit, mußte ihm die feste Geschlossenheit und die Machtwirkung der Kirche nach außen auffallen. Mit dem Scharfblick eines kalten und durchdringenden Verstandes erkannte er in ihr ein Werkzeug der Herrschaft. Hier war etwas wie eine Heeresordnung, eine strenge Zucht, Gehorsam und Fanatismus, der gleiche Trieb zur Welteroberung wie in seiner eigenen Seele. In ihrer Weise hatte die Christenheit dieselben Beweise von Mut und Standhaftigkeit gegeben, wie die heldenhafteste Legion. Die Lebenszähigkeit des Christentums hatte sich nach der Verfolgung ohne Zweifel allen heidnischen Staatsmännern, deren Sinn nicht ganz von dem alten Glauben verblendet war, als eine Thatsache, mit der für die zukünftige Entwickelung des Reiches gerechnet werden müßte, aufgedrängt, aber nur Constantin hatte die Kühnheit, mit den Vorurtheilen der Vergangenheit zu brechen und die Konsequenzen dieser Thatsache zu ziehen. Seiner Zeit voraneilend, sicherer von seinem kühl

berechnenden Geiste als von einer leidenschaftlichen Aufwallung des Gemüts oder religiösem Eifer geleitet, begünstigte er den neuen Glauben, nahm christliche Bischöfe in seinem Rat auf, baute ihnen hier und dort die zerstörten Kirchen wieder auf, enthob die christlichen Hauptleute und Beamten in Gnaden von den heidnischen Kulthandlungen und Opferungen, zu denen sie ihr Amt verpflichtete, und zog sich selbst nach Möglichkeit von der Teilnahme an dem öffentlichen Dienst der alten Götter zurück. Dennoch waren es nicht seine Voraussicht und sein Wille allein, die ihn in dieser Richtung vorwärts trieben: auch die Umstände und der Zwang seiner Lage führten ihn auf dem Wege, den er eingeschlagen, weiter. Nur ungern hatte er bisher die Mitherrschaft des Licinius, der über die Balkanhalbinsel und Griechenland, Kleinasien und Syrien gebot, und die Teilung des Weltreiches ertragen. Die Bedrückung der Christen, zu der sich Licinius unklugen Sinnes in seinen Gebieten hinreißen ließ, vielleicht aus Argwohn, daß seine christlichen Unterthanen in einem geheimen Einverständniß mit dem großen Christenfreund und Beschützer ständen, dessen Ruhm durch die Hirtenbriefe der Bischöfe von allen Kanzeln im Westen wie im Osten erscholl, gab Constantin den willkommenen Vorwand zum Kriege. Schwerlich wird er selber in diesem Kampfe einen Religionskrieg gesehen haben, aber die Kirche gefiel sich später in dieser Auffassung und triumphirte, daß Christus endlich alle seine Feinde besiegt habe. Denn die Niederlage des Licinius und die nun von Keinem mehr bestrittene Weltherrschaft des Constantin gereichte schließlich ihr allein zum Vorteil. Die Freundschaft, die Licinius dem Heidentum erwiesen, büßte es jetzt; so gnädig sich der neue Herr der Welt gegen die Christen zeigte, in denen er zwar nicht seine Glaubensgenossen, aber doch seine Freunde und die festeste Stütze seiner Stellung ehrte, so unfreundlich

begegnete er dem Heidentum, wo es ihm als Religion entgegentrat. Schon nannte er es einen alten Aberglauben und eine Anmaßung der Vorzeit. Seit der Besiegung des Licinius und der Gründung der neuen Hauptstadt Konstantinopel, in der er den Göttern nur zwei Tempel errichtete, reifte der Gedanke in ihm, das Christentum zur staatlichen, wenn auch nicht zur alleinigen Religion des Reiches zu erheben.

Amtsgewalt und Priesterpflicht sind von jeher in der Verfassung Roms unlöslich verknüpft gewesen. Unter dem Vorsitz der höchsten Beamten vollzogen sich die Opfer, die Eingeweideschau, die Befragung der sibyllinischen Bücher. Alle Kaiser waren, dem Vorgang des Augustus folgend, zugleich die Oberpriester des Reiches. Auch Constantin führte den Titel eines Pontifex Maximus bis an sein Lebensende; er hütete sich wohl, die Gewalt über die Priesterschaften und die öffentlichen Sacra, die dieses Amt ihm verlieh, aus der Hand zu geben. Diese Verbindung zwischen Staat und Religion sollte fortbestehen, aber an die Stelle heidnischer Gebräuche und heidnischen Aberglaubens der christliche Gottesdienst und die christliche Lehre treten. Ein Staat ohne Religion erschien ihm wie seinen Zeitgenossen als ein Unding. Aber so wenig Diocletian und Galerius die Christen trotz ihrer im Verhältniß zu der Gesammtbevölkerung geringen Zahl hatten zwingen können, den Göttern zu opfern, so wenig wäre eine gewaltsame Bekehrung der Heiden, eine plötzliche Unterdrückung ihres Kultus ausführbar gewesen. Constantin's Kampf gegen das Heidentum ist ein Minenkrieg. Vorsichtig gräbt er ihm eine Stütze nach der andern ab. Der eine Gott, an den er glaubte, wenn es auch nur der Gott seiner Siege war, hatte einerseits gewisse Ähnlichkeiten mit dem „allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde“ und erregte auf der andern Seite bei den gebildeten Heiden, die

bewußt und unbewußt aus dem Getümmel und Wirrwarr ihrer Götter sich zu der einen und höchsten Gottheit hindurchzuarbeiten suchten, kaum einen ernsthaften Anstoß. So offen und unzweideutig im Sinne des dogmatischen Christentums, wie es ihm sein Geschichtsschreiber, der Bischof Eusebius von Cäsarea, andichtet, hat er sich schwerlich jemals ausgesprochen, mochte er es immerhin lieben, sich in der neumodischen Kanzelberedtsamkeit zu üben und in größerer Versammlung des Hofes Moralpredigten zu halten; so weit, wie es die Kirche wünschte, hat er sich nie gegen das Heidentum vorgewagt. Was er that, genügte dennoch, das Heidentum in's Innerste zu treffen. Indem er sich von dem Opferdienst zurückzog und seine christlichen Beamten von der Pflicht, ihm beizuwohnen, entband, raubte er den heidnischen Ceremonien und Weihungen ihre Feierlichkeit und Würde, zerschnitt er das Band, das die Heiligtümer, Tempel und Götterbilder mit dem Staate verknüpfte. Nur wenige Tempel schloß er, der Unsittlichkeit der Kulte wegen, die dort geübt wurden; aber ohne Scheu plünderte er eine Menge aus. Teils wurden diese silbernen und goldenen Kostbarkeiten in die Münze geschickt, teils mit den vergoldeten Ziegeln und ehernen Thüren die Apostelkirche in Konstantinopel geschmückt. Um seiner neuen Hauptstadt einen Kranz herrlicher Skulpturwerke zu verschaffen, nahm er die Götterbilder aus ihren alten Heiligtümern fort und stellte sie im Hippodrom und auf den Plätzen Konstantinopels auf. Das Bildnis der Rhea, das der Sage nach die Argonauten bei Cyzicus aufgerichtet, wurde durch allerlei Verstümmelungen in eine betende Frauengestalt umgewandelt. Die Wiederherstellung des verfallenen Concordiatempels in Rom gestattete er zwar dem Senat, sonst aber war es schwer, die Erlaubnis zur Ausbesserung baufälliger Tempel von ihm zu erhalten. Neue zu bauen, neue Götterbilder und Altäre

aufzurichten war verboten. Die große Zahl christlicher Beamten und die eifersüchtige Wachsamkeit der Bischöfe verhinderten jeden derartigen Versuch der Heiden. Den öffentlichen Gottesdienst der Heiden, selbst die Übung der Haruspicin und die Befragung der Orakel tastete er nicht an: „Die ihr dies für nützlich haltet, geht zu den öffentlichen Altären und Heiligtümern, denn wir hindern nicht, daß die Pflichten der vergangenen Anmaßung im freien Lichte vollzogen werden.“ Wohl aber wurden die Hausopfer, die geheime Magie und die Zukunftserforschung mit strengen Strafen bedroht: die Fragen nach dem Todesjahre des Kaisers, die Berechnung seiner Schicksale aus der Stellung der Sterne, die Forschung, wer sein Nachfolger sein würde, galten längst als Majestätsverbrechen. In seiner Menschenverachtung rechnete Constantin mit Sicherheit darauf, daß die Kälte, die Ungunst und Geringschätzung, mit der er das Heidentum behandelte, ausreichen würden, dem alten Glauben einen zahlreichen Teil seiner Bekenner zu entfremden. Die Begünstigung, die er den Christen zu Teil werden ließ, hielt er für das beste Bekehrungsmittel. Nicht alle, äußerte er sich zu den in Nicäa versammelten Bischöfen, können von der Predigt und von der Verkündigung des Evangeliums Nutzen ziehen; auch liebten nur wenige diese Vorträge, dünn gesäet seien die Freunde der Wahrheit. Dagegen wünschten alle Schutz und Verwendung, eine freundliche Aufnahme und reiche Ehrengeschenke, gar viele würden dadurch gewonnen, daß man ihnen den Lebensunterhalt gewähre.

Nach dieser Ansicht regelte er sein Verfahren. Er unterstützte die Bischöfe und die Kirchen aus Staatsmitteln, mit Landgütern und Kornernten. Wo er immer von den Anfängen einer Gemeinde hörte, half er ihr auf. Die Erziehung seiner Söhne ward christlichen Priestern anvertraut. Da er für einen Freund der Musen gelten wollte, verkehrte er leutselig mit heidnischen Rhetoren und Philosophen, mit Behagen

schlürfte er das Lob, das sie ihm in Festreden spendeten; einige ehrte er vielleicht, über die Anerkennung ihrer Beredtsamkeit hinaus, mit seiner Freundschaft, in allen entscheidenden Dingen aber hatten die Bischöfe sein Ohr und sein Vertrauen. Er sah in ihnen die Vertreter der neuen Weltmacht. Wenn er sich auch nicht scheute, die Gefühle seiner heidnischen Höflinge und der heidnischen Aristokratie zu verletzen, so hielt ihn seine Klugheit und seine religiöse Gleichgiltigkeit doch von jeder Herausforderung der heidnischen Volksmassen zurück. Daß er den Sonntag zum allgemeinen Feiertag machte und die Gerichtsverhandlungen an diesem Tage untersagte, fand vermutlich bei allen Arbeitern und kleinen Leuten denselben Beifall. Sollten einmal der alte und der neue Glaube in allen Beziehungen einander gleichgestellt werden, so erforderte es die Gerechtigkeit, daß die christlichen Geistlichen ebenso wie die heidnischen Priester von dem Kriegsdienste und den Munizipalämtern befreit wurden. Erst im Sterben bekannte sich Constantin durch die Annahme der Taufe vor der heidnischen Welt als einen Christen.

Wir sind leider nicht über das Wachsen der Gemeinden während seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung (312—337), über die Zunahme ihres Wohlstandes und die Ausdehnung ihrer Wohlthätigkeitsanstalten unterrichtet, allein die Thatsachen beweisen uns indirekt, wie unermeßlich die Wirkung und der Erfolg der Religionspolitik Constantin's gewesen sein muß. Wenige Jahre nach seinem Tode forderte Firmicus Maternus die Söhne des Kaisers auf, die wenigen noch vorhandenen Überreste des Götzendienstes gewaltsam zu vernichten. „In die Münze und in den Schmelzofen mit den Götterbildern, damit sie das Feuer zerkoche! Nur in einigen Landschaften zucken noch die sterbenden Glieder des Heidentums“. Diese Behauptung war eine Übertreibung, aber darin hatte der Fanatiker recht, daß die Kaiser dem absterbenden

Heidentum keine Rücksicht und keine Schonung mehr zu erweisen brauchten. Die beiden Söhne des Constantin, Constans und in noch höherem Grade Constantius, sind Pfaffen auf dem Kaiserthron. In manchem Zuge erinnert die Wut des Constantius gegen die Tempel und die Götterstatuen an die finstere Unduldsamkeit der spanischen Philippe. In seinen Edikten befiehlt er die Ausrottung der Opfer, die Zerstörung der Tempel, den Glauben der Väter verhöhnt er als einen Wahnsinn. Jedem, der den Göttern oder den Penaten des Hauses ein Opfer bringt, wird die Todesstrafe angedroht. Bei einem Besuche Roms ließ er den Altar der Victoria aus der Halle des Senats, den Augustus nach dem Siege bei Actium dort aufgerichtet, entfernen. Massenhaft wurden die Tempel niedergebrochen, die Heiligtümer zerstreut oder versteigert, die Grundstücke den christlichen Kirchen, Höflingen und Günstlingen gegeben. „Wie ein Pferd oder ein Sklave, wie ein Hund und eine goldene Schale“, ruft Libanius in Erinnerung dieser Zeit aus, „dienten die Tempel dem Kaiser zu Geschenken für seine Schmeichler“. Nur vor den Mauern Roms blieben von der Schließung und Schleifung die Heiligtümer verschont, „an die sich für das römische Volk seit uralter Zeit die Festfreude der Spiele knüpft“ — eine Rücksicht, die der Regierung wohl durch die drohende Haltung der Bevölkerung abgenötigt wurde. Hatte doch der Stadtpräfekt Tertullus auf die ungestüme Forderung der Menge im Kastortempel zu Ostia ein feierliches Opfer für die glückliche Einfahrt der ungeduldig erwarteten, von Stürmen aufgehaltenen Getreideflotte aus Ägypten bringen müssen. Ist es auch klar, daß die Befehle des Constantius keineswegs mit Strenge ausgeführt wurden, daß in dem weiten Reiche weder überall die Opfer aufhörten, noch eine Zerstörung aller Tempel erfolgte, so muß es doch unser Erstaunen erregen, daß die hundertfachen Gewaltthaten, ohne die es nicht abgehen

konnte, nirgends von Seiten der Heiden einem stärkeren Widerstand begegneten. Man bedenke nur, um wie viel geringere Beleidigungen und Vergewaltigungen die Hugenotten und die Puritaner oftmals zu den Waffen gegriffen! Nichts bezeugt mehr als diese Ruhe und Ergebung einer ihrer Zahl nach noch immer überwältigenden Majorität den verwegensten Herausforderungen der Minderheit gegenüber, daß dem Heidentum eben so sehr der moralische Mut, den eine unerschütterliche Überzeugung verleiht, wie die materielle Kraft zur Abwehr verloren gegangen waren. Das Beispiel der französischen Jakobiner, die auch eine ungeheure Mehrheit in Schrecken und Verzagtheit hielten, läßt sich nicht zum Vergleich anführen. Die Herrschaft der Jakobiner dauerte zwei Jahre und wurde beständig durch Verschwörungen, Aufstände und Bürgerkriege in den verschiedensten Landschaften Frankreichs bekämpft: die Normandie und die Vendée, Toulon und Lyon haben sich ihr widersetzt, der Dolch der Charlotte Corday hat die beleidigte Menschlichkeit an Marat gerächt. Solche Thaten haben den Fall der Götter Griechenlands nicht tragisch verherrlicht.

Die Griechengötter fielen nicht in der Schlacht, sondern flohen, wie die Christen triumphirend behaupteten, vor dem Anblick des Kreuzes. Nur ein Mann, der Kaiser Julianus, den die Gläubigen mit dem Beinamen des Abtrünnigen gebrandmarkt haben, versuchte den siegreichen Strom zurückzustauen; eine tragische Erscheinung, nicht allein in seiner Verteidigung einer Religion, die dem Untergang geweiht war, sondern noch mehr in dem Zwiespalt der eigenen Seele. Er wollte den Opfern und Orakeln des Heidentums ihren früheren Glanz wiedergeben, die Götter wieder in ihre Herrlichkeit einsetzen, und hielt selber diese Götter nur für die Geschöpfe eines höchsten Gottes, Sonne, Mond und Sterne, zu denen er betete, nur für die Sinnbilder der Gottheiten. „Eine Seele

von mehr Wärme als Helle“, hat ihn David Friedrich Strauß in seiner Schrift „Der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren“ genannt, deren eigentliches Stichblatt nicht sowohl Julianus als Friedrich Wilhelm IV. war. Romantisch war das Unternehmen Julian's: die Wiederherstellung des alten Glaubens; romantisch seine Empfindungsweise, die Mischung von Schwärmerei und Mystik mit Ironie und trockenem Verstande, der die Mythen um jeden Preis erklären und mit den Naturgesetzen in Übereinstimmung bringen will. Julian ist im Christentum erzogen worden, sein Vetter Constantius, der allmählig alle seine Verwandten meuchlerisch aus dem Wege geräumt, hatte ihn zum Geistlichen bestimmt. Bis zum Lektor ist er in der Hierarchie aufgestiegen. Trotz der Klugheit, mit der er seine geheimsten Gesinnungen und Gedanken verbarg, fürchteten ihn die christlichen Priester. Er wußte, daß ihm Constantius nach dem Leben trachtete. Nur die Not des Reiches hatte den Kaiser vermocht, den Prinzen an die Spitze eines Heeres zu stellen, das Gallien vor dem Ansturm der Alamannen verteidigen sollte. Wider Erwarten entwickelte der Schöngeist und Gelehrte die Talente eines Fürsten und Feldherrn. Er schlug die Barbaren, er gewann die Liebe seiner Soldaten, er ordnete die zerrüttete Provinz. So, im Gegensatz zu dem Kaiser, den Höflingen und den Geistlichen, war er emporgekommen; sein Sieg war für ihn der Fingerzeig der Götter, die ihn zu ihrem Rächer auf Erden bestellt. Man darf, wie Karl Hase in seiner Kirchengeschichte bemerkt, bei der Beurteilung seines Kampfes gegen das Christentum die Kürze seiner Regierungszeit nicht vergessen. Im April 361 riefen ihn seine Soldaten in Paris, in den Thermen, zum Kaiser aus, am 26. Juni 363 starb er an einer Wunde, die ihm eine persische Lanze am Ufer des Tigris geschlagen, im dreiunddreißigsten Jahre.

An einen endgültigen Erfolg seiner Bemühungen wäre

freilich, auch wenn er zwanzig Jahre geherrscht, nicht zu denken gewesen, aber ebenso zweifellos würde er das Christentum in die schwierigste Lage gebracht haben. Die Unmöglichkeit seines Sieges lag vor Allem in dem Mangel jeder fest umgrenzten, bestimmten Lehre, die er an die Stelle des neuen Glaubens hätte setzen können. Die Menschheit verlangte nach einem klaren Dogma, nach einer Bürgschaft der Unsterblichkeit und der Kaiser irrte unruhig und unsicher von einem Tempel zum andern, wühlte selber in den Eingeweiden der geschlachteten Opfertiere, schwankte von einer geheimen Weihe zur andern, befragte Orakel, Astrologen, Wahrsager und Totenbeschwörer, daß es sogar den Heiden zu viel wurde. Mit noch so großem Scharfsinn und boshaftem Witz mochte er in seiner Schrift gegen die Christen, die wie die Bücher des Celsus und des Porphyrius von dem Hasse der Sieger vernichtet worden ist, die heiligen Sagen und Glaubenslehren bekämpfen: ihre Einfachheit und Schlichtheit im Vergleich zu seinem ausgeklügelten und verzwickten Göttersystem, das weder Religion noch Philosophie war, weder den Verstand befriedigte noch das Gefühl erregte, war des Eindrucks bei allen Mühseligen und Beladenen gewiß. Wenn Julian den Christen vorwarf, daß ein Knabe, den man einzig aus der Bibel und den Evangelien unterrichte, nicht besser sein werde als ein Sklave, so bewies er nur, daß er nichts gelernt und nichts vergessen. Zweihundert Jahre hatten den aristokratischen Hochmut des Heidentums nicht gebrochen: noch immer wähnten Julian und seine Philosophen und Freunde, daß die Welt ausschließlich den Starken und Schönen, den Reichen und den Klugen gehöre und die Sklaven und die Armen kein Recht weder zum Denken noch zum Genießen hätten.

An diesem Übermut und dieser Verkennung der Bedürfnisse und Bestrebungen seiner Zeitgenossen hätte Julian's Plan scheitern müssen auch wenn er über bessere und stärkere

Mittel zu seiner Ausführung verfügt. Aber wie er den höchsten Gott nicht fand, den er so inbrünstig in Weihen und Bußübungen suchte, sondern unschlüssig bald an den Helios und den Hermes, bald an die Persephone und die Isis sich mit Gebeten und Beschwörungen wandte, so schwankte er auch in seiner Behandlung der Christen. Sie grausam zu verfolgen, verboten ihm seine Menschlichkeit und seine Staatsklugheit. „Ich will nicht", schrieb er, „daß die Galiläer getötet oder widerrechtlich gemißhandelt werden sollen", denn sie verdienten Mitleid, nicht Haß. Wie sein Oheim Constantin das Heidentum im Allgemeinen ohne Gewaltthat durch die Begünstigung der Christen zurückgedrängt, wollte er jetzt seine Gunst und die Machtmittel des Kaisertums in die Wagschale der Heiden werfen. Die Freunde der Götter seien seine Freunde, erklärte er; wenn er die Feinde der Götter nicht für seine Feinde halten wolle, so geschehe es nur in der Hoffnung, daß sie sich zu besseren Gesinnungen bekehren würden. An den Oberpriester von Galatien, der sich zu Gunsten der Stadt Pessinus an ihn gewandt, schrieb er: „Ich bin bereit, die Stadt zu unterstützen, unter der Bedingung, daß ihre Bürger der Göttermutter wieder die alten Ehren erweisen. Thun sie das nicht, so verfallen sie — ich sage es ungern — in meine Ungnade, denn mir geziemt es nicht und meine Pflicht ist es nicht, mich der Götterfeinde anzunehmen." Den Heiden alle Gnaden, den Christen nichts über das strenge Recht hinaus. Constantin hatte den Christen die Kirchen- und Gemeindegrundstücke zurückgegeben, deren sie die diocletianische Verfolgung beraubt: Julian setzte die Heiden wieder in den Besitz der Tempelstätten, die ihnen Constantius entrissen. Wo Christen ein heidnisches Heiligtum zerstört hatten, wurden sie jetzt angehalten, es auf ihre Kosten wieder aufzubauen. Um allen Religionen in seinem Reiche gerecht zu werden, wollte er den Juden ihren Tempel in Jerusalem wieder auf-

richten. Welch' scharfsinnige Kritik er auch an der Schöpfungsgeschichte des alten Testaments übte, der Opferdienst der Juden machte sie ihm dennoch sympathischer als die Christen. Wie Constantin den Götterglauben geringschätzig einen verjährten Aberglauben und eine Anmaßung der Vergangenheit genannt, so nannte Julian die Christen spöttisch die Galiläer und den Sohn Gottes den toten Juden, die Evangelien waren nach ihm die geeignete Lektüre für Sklaven, Einfältige und alte Weiber.

Diese Reden und die Haltung des Kaisers gegen sie mußten den Zorn, den Schmerz und die Besorgnis der Christen erregen. Unwillig sahen sie, wie ihre Genossen aus allen höheren Stellen der Verwaltung, der Hofdienerschaft und des Heeres entlassen wurden, wie die Soldaten, beim Empfange des üblichen Geschenks, auf einem Rauchaltar einige Weihrauchkörner opfern mußten. Sie fühlten die Zurücksetzung und die Verfolgung, wenn sie auch eine milde war: eine persecutio blanda hat sie später der heilige Hieronymus genannt. Stärker traf es schon die Stellung der Kirche, daß den Klerikern die Vorrechte entzogen wurden, die ihnen Constantin bewilligt, daß die Staatsbesoldung aufhörte. Zwei andere Maßregeln des Kaisers bereiteten der Kirche sogar ernstliche Gefahren. Die Gemeinden waren damals von dem Zwiespalt über die Stellung des Sohnes in der Dreieinigkeit: ob sein Wesen dem des Vaters gleich oder nur ähnlich sei, zerrissen. Die erste Ansicht, die Wesengleichheit, hatte noch unter Constantin das Concil zu Nicäa beschlossen, die andere, die Wesenähnlichkeit, hatte Arius verfochten. Bald waren die Arianer, bald ihre Gegner, an deren Spitze der Bischof von Alexandria Athanasius stand, obenauf. Constantius war ein fanatischer Arianer gewesen; er hatte es geduldet, daß sich an einigen Orten die Arianer mit den Heiden verbanden und die rechtgläubigen Bischöfe vertrieben, und mit Verbannungs-

dekreten gegen die Widerspenstigen nachgeholfen. All diese Verbannten rief Julian zurück: eine Maßregel der Gerechtigkeit, welche die halb erloschenen Flammen des Dogmenstreites wieder zu voller Glut anfachte und das Christentum in zwei unversöhnliche Parteien zu trennen drohte. Mit einem Anschein des Rechtes konnte Julian sagen: „Unter meinem Vorgänger haben die Galiläer Verbannung und Kerkerhaft geduldet, wechselseitig haben sie sich Ketzer gescholten und sich gemordet. Ich habe die Verbannten zurückgerufen, die Gefangenen befreit, den Verurteilten ihre Güter wiedergegeben und beide Parteien gezwungen in Frieden zu leben. So groß aber ist die Unruhe und die Wut der Galiläer, daß sie Klagen wider mich erheben, weil ich ihnen nicht erlaube, sich untereinander zu zerfleischen.“ Wie er die Wirksamkeit der Kirche nach Außen durch diesen inneren Zwist zu lähmen hoffte, wollte er ihr durch eine andere Verordnung die Schule entreißen. Er verbot christlichen Lehrern den Unterricht in der Grammatik, Philosophie und Rhetorik und entfernte sie aus allen staatlichen Lehranstalten. Was Philosophen und Dichter, Geschichtschreiber und Redner im Dienste der Götter geschrieben, könnten und dürften die Christen nicht auslegen; sie möchten sich mit der Erklärung ihres Lukas und ihres Matthäus begnügen. Nicht für die Götterfeinde seien die Schätze der griechischen Litteratur da. „Hat euer Paulus euch nicht verboten von der griechischen Litteratur zu kosten, da er nicht wollte, daß ihr Opferfleisch genösset?“ Die große Frage, die hiermit gestellt wurde: ob das Christentum, von der antiken Bildung und Kultur abgeschnitten, weiter leben könnte? sollte nicht zum Austrag gebracht werden: der jähe Tod Julian's schaffte sie aus der Welt. Wie weit die Siegeszuversicht des seltsamen Mannes, einer echt problematischen Natur, die sich nur einmal, in der Sterbestunde, heldenhaft innerlich wie äußerlich zurechtfand, sonst aber in einer beständigen Hast aus

der Wirklichkeit in die Phantastik sehnsuchtsvoll strebte und irrte, in Augenblicken der Einkehr und der Aufrichtigkeit ging, sein Wagniß auszuführen: Niemand vermag es mehr zu sagen. Schon sein ehrwürdiges Vorbild, der Schulmeister auf dem Thron, Marc Aurel hatte die Nichtigkeit aller Tugend und Weisheit im Kampfe der elementaren Kräfte, im Verfall einer Welt erfahren. Unwiderstehlicher noch als damals erhoben sich unter Julian die zwei einzigen Mächte, die eine Zukunft hatten, die Barbaren und das die Massen erziehende und bändigende Christentum. Von vornherein war es für Julian's Unternehmen verhängnißvoll, daß er die Wohlthätigkeitsanstalten, die musterhafte hierarchische Ordnung der christlichen Kirche, den frommen Lebenswandel der meisten Bischöfe, die Ascese der Einsiedler in sein neues Heidentum einzuführen sich bemühte; es hieß Feuer und Wasser vereinigen wollen. So wurde auch die äußere Form des Heidentums gefälscht und der Rest von antiker Weltfreude, der noch in ihm war, von der Blässe christlicher Gedanken angekränkelt. Constantin's Verfahren war von dem Erfolge begleitet worden, nicht weil es an sich vortrefflich gewesen wäre, sondern weil es einen lebenskräftigen, fruchtbaren Keim förderte und als Sonnenschein die Rebe des Christentums reifte; Julian's Gunst war nicht im Stande an dem verdorrten Feigenbaum des Heidentums neue Blätter und Blüten hervorzutreiben; umsonst scheint die herrlichste Herbstsonne auf den kahlen Baum. „Bekanntlich", schließt David Friedrich Strauß seine Schrift über Julianus, „haben die Christen, die ihrem Erbfeinde den Ruhm seines schönen Endes nicht gönnten, seine Sterbescene entstellt, indem sie ihn in verzweifeltem Wüten das Blut seiner Wunde gen Himmel spritzen lassen, mit dem Ausruf: Du hast gewonnen, Galiläer! Die Lüge ist nicht ohne Sinn, ja sie enthält eine allgemeine, auch für uns tröstliche Wahrheit: die nämlich, daß unfehlbar jeder Julian, der eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt wieder-

herzustellen oder gewaltsam festzuhalten unternimmt, gegen den Galiläer, oder den Genius der Zukunft, unterliegen muß."

Wie schwer die Christen auch die Ungunst des Herrschers empfanden, mit welcher Sorge sie der Zukunft entgegensehen mochten — ihre Siegeszuversicht hatten sie nicht verloren. Er wird vorübergehen wie eine Wolke, tröstete Athanasius die Seinen, und als der Sophist Libanius höhnisch einen vornehmen Christen fragte: „Was macht der Sohn des Zimmermanns?" antwortete dieser: „Einen Sarg für Deinen Freund." Jetzt nach Julian's Tode brach doch der lang verhaltene Zorn und das frohe Aufatmen der Christenheit in Liedern und Schmähreden über den gestürzten Ahab und Jerobeam aus. In Julian war die letzte Widerstandskraft des Heidentums erloschen. Die Kaiser, die ihm nachfolgten, bekannten sich sämmtlich zum Christentum, aber bis auf Theodosius ist in keinem von ihnen eine fanatische Ader. Sie beschränkten sich auf die Erneuerung der Edikte gegen die Opfer und die magischen Beschwörungen. Um den Altar der Victoria in der Halle des römischen Senats wurde mit Bittschriften von Seiten der Heiden, mit Erwiderungen von Seiten der Christen ein heftiger Federkrieg geführt, schließlich blieb es bei der Entscheidung des Gratian, der Altar und Standbild, auf Andrängen der christlichen Senatoren, hatte entfernen lassen. Die bewegte und bewegliche Rede des Symmachus für die Victoria, an den Nachfolger Gratian's, den jungen Valentinian, und die Schutzschrift für die Tempel, die der alte Libanius dem finsteren Eiferer Theodosius überreichte, sind als Zeugnisse für die Wandlung, die der Kampf zwischen dem Christentum und dem Götterglauben genommen, von besonderem Wert. Nicht mehr für das unveräußerliche Recht, die Wahrheit und Hoheit der Götter treten beide unerschrockenen Mutes ein: sie verteidigen die Tempel nur als Werke der Kunst, die eine lange Vergangenheit geheiligt, und sehen in

der Victoria nur eine Erinnerung an die alte Größe Roms, in dem Weihrauch, den die Senatoren auf ihren Altar streuen, nur ein vielhundertjähriges Herkommen; statt sich gegen die Vergewaltigung, die ihrem Glauben angethan wird, zu erheben, beklagen sie seinen unaufhaltsamen Verfall und den Wechsel der Zeiten. Die melancholische Betrachtung über die Schlechtigkeit und Dürftigkeit der Gegenwart im Gegensatz zu dem Glanz und Ruhm der Vergangenheit ist der Grundton ihrer Stimmung, nicht der Unwille des Glaubenseifers. Wie Julian sind auch ihnen die Göttergestalten zu bloßen Sinnbildern verblaßt, der Stolz des Aristokraten Symmachus wie der philosophische Hochmut des Libanius fühlen sich durch die christlichen Anschauungen und Lebensformen noch tiefer verletzt, als ihre religiösen Überzeugungen durch die neue Lehre.

Schon aber hat das Heidentum auch auf diesen Gebieten der Gelehrsamkeit und der Politik die Herrschaft verloren; Männern wie Athanasius und Ambrosius, Cyrillus und Augustinus hat es keinen ebenbürtigen Gegner mehr entgegenzustellen. Die echten Vorläufer der mittelalterlichen Gregore und Innocenze, Hierarchen vom Scheitel zur Sohle, beherrschen sie nicht nur ihre Gemeinden und die Kirche, sondern auch die Kaiser; ihre Stimme wird entscheidend im Rat, ihre Hand sichtbar in den Begebenheiten. Bald bilden ihre Schriften die Lektüre der vornehmen Gesellschaft und verdrängen die Dichtungen des Ovid und Horaz. Und was ihr eindringliches Wort nicht vermochte, das bewirkte die Unerbittlichkeit des Theodosius. Seine strenge Gesetzgebung bereitete dem öffentlichen Heidentum den Untergang. Unter ihm, auf seinen Befehl, wurde der herrliche Serapistempel in Alexandria zerstört und die Statue des Gottes zerschlagen. In die Trauer der Heiden über diesen Frevel muß sich ein Gefühl schmerzlicher Beschämung gemischt haben, als sie aus

dem inneren Holzgestell des Gottes, der für sie der Allmächtige und Allwaltende gewesen, eine Schar Mäuse springen sahen. Für die Volksmassen konnte die Ohnmacht und Nichtigkeit der Götter nicht unwiderleglicher bewiesen werden, als durch die Vernichtung ihrer Bilder und die Enthüllung der Tempelgeheimnisse. Nun schien in Wahrheit das ganze Götterwesen mit seinen Orakeln und Weihungen nichts als ein ungeheuerlicher Priesterbetrug gewesen zu sein. In Syrien und Ägypten ergriff gerade die untersten Schichten eine Art heiliger Wut gegen die heidnischen Zeichen, Sinnbilder und Tempel. Die Scenen, die sich später so oft in der christlichen Kirche bei dem Bildersturm im byzantinischen Reich, bei den Verwüstungen der katholischen Dome durch die Reformirten in den Niederlanden, in England und Schottland wiederholen sollten, wurden damals zum ersten Mal aufgeführt. In den Mönchen fanden die Massen in den Städten die Führer und Aufwiegler zu allen Unthaten, die Bischöfe die immer bereiten Vollstrecker ihrer Befehle. Die zwei Wurzeln des Christentums, die in der aristokratisch gewordenen Bischofskirche kaum noch erkenntlich waren, die Weltflucht und der Sozialismus, hatten in dem Mönchstum, wie es damals in Ägypten emporkam und von Pachomius Regel und Ordnung zugleich als Kloster und als Fabrik empfing, neue Schößlinge mit elementarer Kraft getrieben. Zwischen der Gesetzgebung und der Volksbewegung wurde das Heidentum gnadenlos wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben.

Einzelne Heiligtümer der Götter standen wohl noch Jahrzehnte bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts aufrecht, auch fehlten den Altären noch immer nicht die Opfer. In Rom und in anderen Städten brannten nach wie vor Lampen und Kerzen vor den Bildern der Laren. Hier und dort ließen sich auch die Isispriester noch sehen. Ein großer Teil des Heeres hielt an den heidnischen Gebräuchen, die er

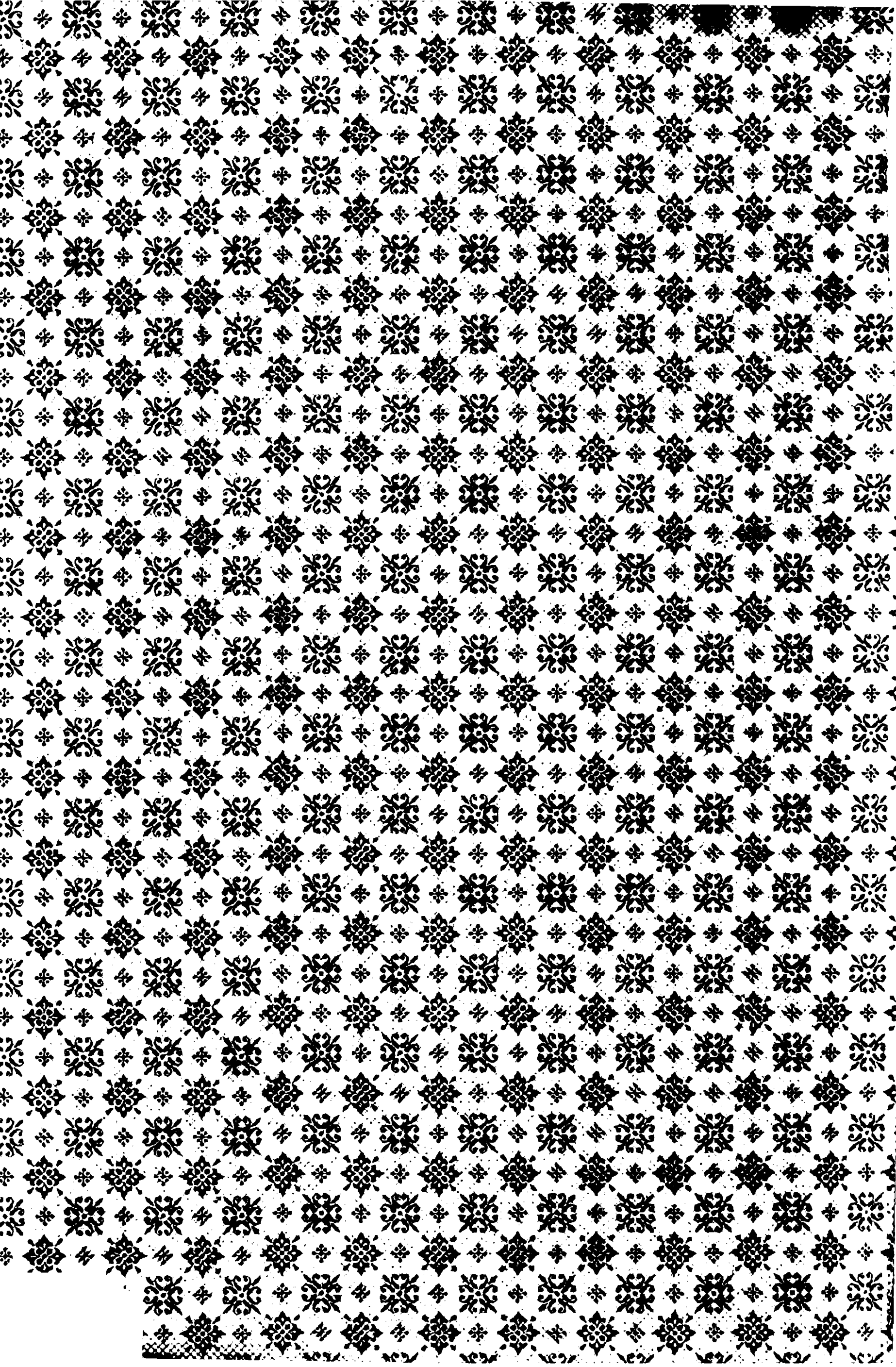
aus der barbarischen Heimat oder aus den Grenzkastellen mitgebracht hatte, fest. Kein Gesetz verhinderte die Ehe zwischen Christen und Heiden. Theodosius II., der unter der Vormundschaft seiner pietistischen Schwester Pulcheria das Morgenland beherrschte, heiratete eine Heidin aus Athen, die schöne Athenais, die in der Taufe den Namen Eudoxia erhielt. Sie war die Tochter des berühmten Sophisten Leontius und in seiner Schule gebildet worden. Aber weder die Barbaren im Heere, noch die Philosophieprofessoren mit ihren Schülern in Athen, weder die einzelnen vornehmen Heiden aus alt senatorischen Geschlechtern, noch die kleinen Bauerngemeinden, die in abgelegenen Landschaften ihren Wald- und Feldgöttern treu blieben, waren imstande, einen Schatten auf den Triumph des Christentums zu werfen. „In dem königlichen Rom eilen, alles andere bei seite setzend, die Kaiser, die Konsuln, die Heerführer zu dem Grabe des Fischers und des Zeltmachers; in Konstantinopel aber begehren die, welche mit dem Diadem geschmückt sind, nicht bei den Aposteln, sondern draußen an ihren Schwellen begraben zu werden, und so sind die Kaiser Thürhüter der Fischer geworden", frohlockt Chrysostomus, und ein anderer Prediger der Zeit, den Victor Schultze zur Ausmalung des Bildes heranzieht, stimmt in diesen Ton ein: „Die Dämonen haben ihre Werkstätte verlassen, es giebt kein Delphi mehr, die Seherin schweigt; wohl wird noch aus der Kastalia getrunken, aber das Wasser verzückt nicht mehr." So konnte Theodosius II. mit einer gewissen Berechtigung, da es sich für den Staat nur um die äußere Bethätigung des Heidentums, nicht um die Gewissensmeinung seiner Unterthanen handelte, in einem Edikte vom Jahre 423 schreiben: „Die Heiden, die noch übrig sind, obgleich wir glauben, daß es keine mehr giebt." Den letzten kümmerlichen Rest des antiken Heidentums, die Philosophenschulen in Athen, vertilgte Justinian: er schloß die Hörsäle

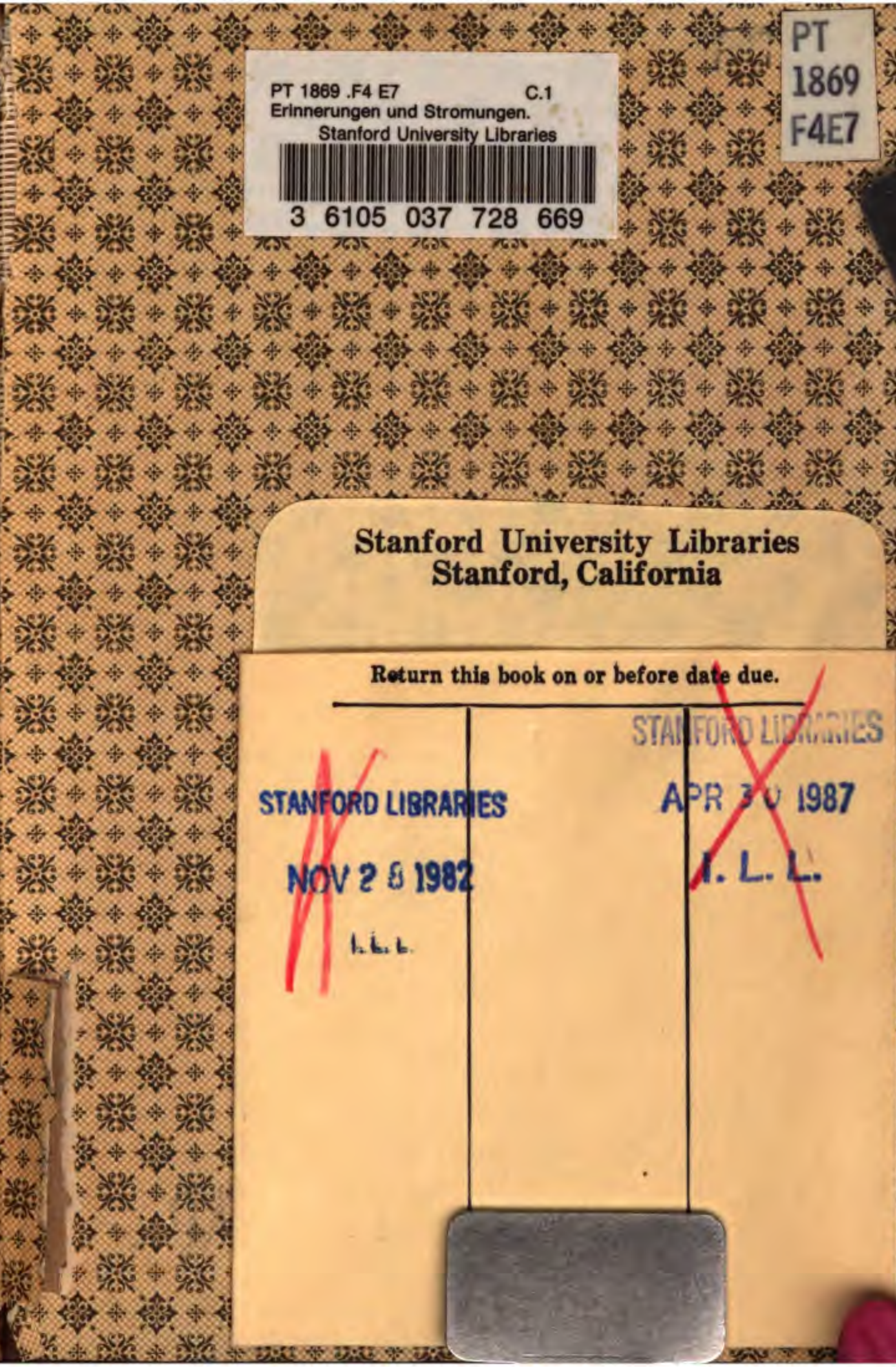
und die Studenten zerstreuten sich in alle Welt, während die Professoren nach Persien flüchteten, gerade wie vor tausend Jahren Themistokles und Alkibiades, aus Athen vertrieben, bei den Großkönigen Schutz und Hilfe gesucht hatten.

„Wenn zugestanden wird," beschließt Victor Schultze sein Buch, „daß für die griechisch-römische Menschheit die alte Religion nutzlos und hemmend geworden war, so wird damit die Notwendigkeit der Vernichtung derselben zugestanden. Der Staat hat zwei Jahrhunderte (von 312—527) gebraucht, um bis zu diesem Punkte zu gelangen, ein Beweis, daß dieser Religionskampf im Großen und Ganzen mit Schonung und Geduld geführt worden ist. Einzelne Ausnahmen heben diesen Schluß nicht auf. Die alte Religion ist fast ganz ohne große Momente untergegangen; damit bezeugte sie ihre eigene Unfähigkeit, den an sie Glaubenden noch etwas sein zu können." Freilich erscheint die Handlung der christlichen Kirche gegen das Heidentum eben so unvereinbar mit ihrer Lehre, wie unedel von dem Standpunkt reiner Menschlichkeit. Unter dem Druck einer heftigen Verfolgung hatte sie von dem Staate nichts als Duldung und Freiheit der Bewegung verlangt. Kaum aber hat sie diese Güter halb nur errungen, halb geschenkt erhalten, kaum fühlt sie sich in der Gunst der Mächtigen sicher, so wird sie selber zur Verfolgerin. Tritt die Götzenbilder unter deine Füße, so ruft sie durch den Mund des Firmicus Maternus dem Constantius zu. Das Wort des Ambrosius wirft für immer den Altar der Victoria um. Der Patriarch von Alexandrien Theophilus läßt das Bild des Serapis vor seinen Augen mit dem Beil zerschlagen, an der Hand des Cyrillus klebt das Blut der Hypatia. Aber das Christentum hatte den eifersüchtigen und neidischen Glauben des Judentums geerbt. Wie die Israeliten sich für das auserwählte Volk Gottes hielten, so kannte das Christentum nur eine Religion und eine Wahrheit, die seine. Gerade wegen der

Stärke und Unerschütterlichkeit seines Glaubens mußte es unduldsam sein, ja die unduldsamste und grausamste aller Religionen. Verfolgt oder verfolgend gehorchte es nur seinem Wesen. Nicht an der Kirche hat es darum gelegen, daß in dem Untergange des griechisch-römischen Heidentums die Bluthaten ausgeblieben sind, die sonst ihre Annalen füllen. So schwach in seinem Gewissen, so zerklüftet in seinen Anschauungen war das Heidentum, daß es weder mehr Vorkämpfer noch Blutzeugen hervorbringen konnte. Eine Thatsache bezeichnet schlagend den Unterschied der beiden sich bekämpfenden Religionen und giebt den Schlüssel für den Sieg der einen und die Niederlage der andern. Alle Verteidiger des Heidentums, von dem Beginn des Kampfes bis zu seinem Ende, von Marc Aurel und Celsus bis zu Julian und Libanius, sind Aristokraten und aristokratisch empfindende Sophisten: dagegen bilden die Armen und die Frauen, die Sklaven und die Sklavinnen, von jener Blandina an, die im Jahre 177 im Amphitheater zu Lyon unbeschreibliche Qualen für den Glauben an Jesus ertrug, den eigentlichen Stamm der Märtyrer. Aus dem unversieglichen Born der Volkskraft, wie später aus der Jugend der germanischen Barbaren schöpfte das Christentum immer neue Säfte und frisches Leben, während das Heidentum mit der verdorbenen Aristokratie und der von dem ödesten Aberglauben vergifteten Philosophie verfaulte. Nichts Schwermütigeres und Trostloseres, als die Betrachtung dieser antiken Welt, die nicht wie ihre Helden, der mythische und der historische, Achilles und Alexander, von dem jähen Sturm des Schicksals hingerissen wird, sondern sich allmählig mit Runzeln und Schwären bedeckt und in greisenhafter Abzehrung dahinwelkt, denn herzkränkender als der Tod ist die Alterung der Ideale.

Druck von August Pries in Leipzig.




PT 1869 .F4 E7 C.1
Erinnerungen und Stromungen.
Stanford University Libraries
3 6105 037 728 669
PT
1869
F4E7
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.
STANFORD LIBRARIES
NOV 2 8 1982
STANFORD LIBRARIES
APR 30 1987
I. L. L.

